

Kathia Kohler

Literatur als Übung: Johann Fischart's *Geschichtklitterung*

Literatur | Theorie | Geschichte

Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Mediävistik

Herausgegeben von
Udo Friedrich, Bruno Quast und Monika Schausten

Band 33

Kathia Kohler

Literatur als Übung:
Johann Fischart's
Geschichtklitterung

DE GRUYTER

Die Open-Access-Version sowie die Druckvorstufe dieser Publikation wurden vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.



ISBN 978-3-11-160206-6
e-ISBN (PDF) 978-3-11-161040-5
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-161051-1
ISSN 2363-7978
DOI <https://doi.org/10.1515/9783111610405>



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte, die nicht Teil der Open-Access-Publikation sind (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.). Diese erfordern ggf. die Einholung einer weiteren Genehmigung des Rechteinhabers. Die Verpflichtung zur Recherche und Klärung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2025942969

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston, Genthiner Straße 13, 10785 Berlin

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyterbrill.com.

Einbandabbildung: Vergilius Maro, Publius: P. Virgilii Maronis Aeneidos Liber Dvodecimvs. Lovanii: Ex Officina Seruatij Saßeni Diestensis, Anno, M. D. XLIX. [1549]. Universitätsbibliothek Basel, UBH Ba Va 28:1, <https://doi.org/10.3931/e-rara-88752> (Public Domain Mark).

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyterbrill.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit:

productsafety@degruyterbrill.com

Danksagung

Die vorliegende Arbeit stellt die geringfügig überarbeitete Version meiner Dissertationsschrift dar, die im Frühlingsemester 2024 von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich angenommen wurde. Sie entstand in einem Umfeld, das in vielerlei Hinsicht zu ihrem erfolgreichen Abschluss beigetragen hat:

An erster Stelle danke ich Frauke Berndt für die umsichtige Betreuung des Projekts und die anregenden Diskussionen in ihrem Forschungskolloquium. Ihrem außerordentlichen Engagement für den akademischen Nachwuchs und ihrer kontinuierlichen Förderung verdanke ich viel.

Das Zweitgutachten verfasste Tobias Bulang. Seiner beherzten Expertise verdanke ich nicht nur eine unkomplizierte Aufnahme in die deutsch-französische Forschungsgruppe Rabelais–Fischart, sondern auch stetige Ermutigung und klugen Rat beim Navigieren durch die frühneuzeitlichen Wissenswelten.

Dass die vorliegende Arbeit zu Johann Fischart entstand, ist nicht zuletzt einer Leidenschaft für eigensinnige und widerständige Texte geschuldet. Für die früh geweckte wissenschaftliche Neigung zu den (Un-)Ordnungen vormoderner Literatur danke ich Christian Kiening in besonderer Weise.

Meinen Zürcher Kolleg*innen danke ich für die zahlreichen anregenden Gespräche, die das Entstehen dieser Arbeit begleitet haben. Mein besonderer Dank gilt Daniela Fuhrmann für einen seit Jahren anhaltenden, inspirierenden Austausch weit über Fischart hinaus, und Zoe Zobrist, der ich für ihre beständige Schützenhilfe und präzisen Gegenlektüren danke.

Für die Aufnahme der Arbeit in die Reihe Literatur – Theorie – Geschichte danke ich Udo Friedrich, Bruno Quast und Monika Schausten. Christian Luckscheiter gilt mein Dank für das sorgfältige Lektorat des Manuskripts. Laura Burlon und Robert Forke vom Verlag De Gruyter danke ich für die stets zugewandte und geduldige Betreuung der Publikation.

Für die finanzielle Förderung des Dissertationsprojekts mit einem doc.CH-Stipendium sowie die Finanzierung der Publikation danke ich dem Schweizerischen Nationalfonds.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung — V

1 Literatur als Übung — 1

- 1.1 Hinführung: „vnabläßliche Übung“ — 1
- 1.2 Literatur als Übung: ein Modell — 8
- 1.3 Ästhetische Dimension: Formative Textdynamik — 10
- 1.4 Pragmatische Dimension: Praktiken — 13
- 1.5 Zwischenfazit: Literarische Selbstbildung? — 20

2 Fischarts *Geschichtklitterung* — 22

- 2.1 Einstieg: Geschicht-Klitterung — 22
- 2.2 Stand der Forschung — 34
- 2.3 Ansatzpunkt: Übungen der Satire — 51

3 Stammelübungen — 63

- 3.1 Einstieg: Übersetzen als kulturpatriotisches Projekt — 63
- 3.2 Probarbaries — 69
- 3.3 MutterLallen: ‚Barbarische‘ Sprachfähigkeit — 80
- 3.4 Zwischenfazit — 87

4 Sprachübungen — 91

- 4.1 Einstieg: Proteus fischen — 91
- 4.2 Sprachspektakel am Straßburger Gymnasium — 103
- 4.3 Marktplatz für Wörter — 107
- 4.4 Dehnkunst — 116
- 4.5 How to Drink with Words — 125
- 4.6 Zwischenfazit — 133

5 Formübungen — 135

- 5.1 Einstieg: Progymnasmata Teutsch — 135
- 5.2 Fabula: Das Scheitern der Schulrhetorik — 138
- 5.3 Ethopoeia: Charakter aus Wasser und Feuer — 144
- 5.4 Positio: Silenisches Disputieren — 153
- 5.5 Laus/Vituperatio: Lob der Bücher — 158
- 5.6 Zwischenfazit — 168

6 Stimmübungen — 170

- 6.1 Einstieg: Noten mit Text — 170
- 6.2 Textkommentar im humanistischen Feld — 172
- 6.3 Gesten des Kommentierens — 176

- 6.4 Effekte der Einebnung — **182**
- 6.5 „vnd bald hernach im andern thon“ — **187**
- 6.6 Zwischenfazit — **191**

7 Erzählübungen — 193

- 7.1 Einstieg: Wo anfangen? — **193**
- 7.2 Zirkularität und Supplementarität — **194**
- 7.3 Unter Zwergen begraben — **206**
- 7.4 Das letzte Wort zum Anfang? Satirischer Schlusstrich — **210**
- 7.5 Re-Naissance: Geburt aus Fülle und Mangel — **222**
- 7.6 Zwischenfazit — **233**

8 Ausblick: Mühsame Musen — 235

9 Literaturverzeichnis — 241

Abbildungsverzeichnis — 265

Register — 267

1 Literatur als Übung

1.1 Hinführung: „vnablåßliche Übung“

In den letzten Jahrzehnten geriet Übung als grundlegende Kulturpraxis verstärkt in den Blick. Seit Pierre Hadot die antike Philosophie als eine praktische Lebensform, einen *way of life*, beschrieben hat,¹ wurden Übungen beispielsweise verstärkt als zentrale ‚Orte‘ des Philosophischen beleuchtet. Besonders einflussreich sind in der kulturwissenschaftlichen Forschung die an Hadot anschließenden Arbeiten Michel Foucaults. In seinen Studien zur Geschichte der Sexualität setzt Foucault sich – wenn auch nicht immer historisch präzise – mit den Übungspraktiken der antiken Philosophie auseinander: die Gewissensprüfung, das Anfertigen von Hypomnemata (Merkheften), das Soliloquium (Selbstgespräch) sowie die Meditation.² Hinter diesen Praktiken sieht Foucault das antike Konzept einer „Sorge um sich“,³ die er als eine spezifische Form der ethischen und ästhetischen Subjektivierung interpretiert. Als Lebenskunst oder Ästhetik der Existenz gelte es, diese Form der Selbstbeziehung für die Moderne wiederzuentdecken. Üben wird bei Foucault deshalb, ausgehend von den konkreten antiken Übungspraktiken, zu einer Art Meta-Praxis abstrahiert, mit der das Subjekt auf sich selbst ausgerichtet werden kann – Übung als bewusste Praxis der Selbstermächtigung, als ‚Umkehr zu sich‘, mit der auch das moderne Subjekt sich innerhalb von Zwangs- und Disziplinierungspraktiken Freiheitsräume schaffen und sich selbst formen kann.

Foucaults Theorie des Übens fasziniert – und hat in verschiedenen Disziplinen konkrete Relektüren angestoßen. So wurde jüngst etwa aus philosophischer Perspektive die antike Rhetorik als umfassende „Übungsformation“ betrachtet,⁴ in der nicht nur Techniken der Rede und Affekterzeugung vermittelt, sondern vorrangig Subjekte geformt werden. In der mediävistischen und frühneuzeitlichen Forschung wiederum wurde untersucht, wie sich unter dem Begriff der Askese Formen geistiger und körperlicher Arbeit am Selbst in verschiedenen religiösen, pädagogischen oder philosophischen Kontexten transformieren.⁵ Den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit

1 Vgl. Pierre Hadot: *Exercices spirituels et philosophie antique*. Paris 1981 (Collection des Études Augustiniennes. Série Antiquité. 88).

2 Vgl. Michel Foucault: *Der Gebrauch der Lüste* [L'usage des plaisirs, Paris 1984]. Übers. von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1986 (Sexualität und Wahrheit. 2) sowie ders.: *Die Sorge um sich* [Le souci de soi, Paris 1984]. Übers. von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1986 (Sexualität und Wahrheit. 3).

3 Vgl. Foucault, *Die Sorge um sich*.

4 Vgl. Ruben Pfizenmaier: *Übungsformationen. Das Üben der antiken Rhetorik als Praxis der Subjektivierung*. Gießen 2024 (Ästhetische Praxis. Transdisziplinäre Perspektiven. 7).

5 Wie produktiv sich die von Hadot und Foucault angestoßene Perspektive in der Forschung niedergeschlagen hat, zeigt sich nicht nur in einer Vielzahl von Einzelstudien, sondern auch in einer ein-

bildet ebenfalls eine kritische Relektüre antiker Selbstsorge – allerdings eine historische. Sie findet sich mitten in einem deutschsprachigen Roman des 16. Jahrhunderts: Johann Fischarts *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung* (drei Ausgaben: 1575, 1582, 1590)⁶ erzählt im 26. Kapitel davon, wie sich mit genügend radikalen Übungen selbst ein affektgesteuerter Riese zum Meister der Künste und vollkommenen Fürsten formen lässt. Zur Debatte gestellt wird damit bei Fischart nichts anderes als die zentrale Faszination des Humanismus: die Idee der freien Formbarkeit des Menschen. Nirgendwo tritt der Optimismus der humanistischen Bildungsbewegung deutlicher hervor als in den zahlreichen Erziehungs- und Studienanleitungen der Zeit. Ihre Verheißung ist, dass der Mensch sich selbst zum vollkommenen Universalgelehrten bilden kann, wenn er nur den richtigen Anweisungen und Übungen folgt.

Fischart greift die Implikationen humanistischer Studienanleitung auf, indem er genau in der Mitte des Romans davon erzählt, wie der Riesenprinz Gargantua nach langen Studienjahren spektakulär gegen einen Zwölfjährigen im Deklamieren verliert. Dieses Wunderkind trägt den sprechenden Namen *Eudämon* und verkörpert mit dem Eudaimonie-Ideal die Vorzüglichkeit und Effizienz einer Ausbildung und Lebensführung nach antikem Vorbild, denn anders als Gargantua wurde Eudämon lediglich wenige Monate ausgebildet. Angesichts der sich an Eudämon zeigenden Überlegenheit der neuen, humanistischen Pädagogik wird Gargantua vom Hof seines Vaters nach Paris fortgeschickt, um an der Hohen Schule nach ebenen Methoden ausgebildet zu werden, die auch das zwölfjährige Wunderkind hervorgebracht haben. Dort angekommen, wird er vom neuen Lehrmeister allerdings erst einmal mit einer Nieswurz-Kur auf die Werkseinstellungen zurückgesetzt: Gargantua wird von allem bisher Gelernten gereinigt, damit er von neuem geformt werden kann. Die Routinen, mit denen sich diese Neubildung vollzieht, werden in einem langen Kapitel minutiös ge-

drücklichen Anzahl an Sammelbänden, vgl. u. a. Michaela Brill-Mrziglod (Hrsg.): *Asketische Selbstbeschränkung und Entgrenzungsstrategien. Religion – Politik – Geschlecht*. Berlin [u. a.] 2021 (Kulturelle Grundlagen Europas. 8); Almut-Barbara Renger (Hrsg.): *Übungswissen in Religion und Philosophie: Produktion, Weitergabe, Wandel*. Berlin 2018 (Religionswissenschaft. Forschung und Wissenschaft. 15); Gottfried Kerscher, Gerhard Krieger (Hrsg.): *Askese im Mittelalter. Beiträge zu ihrer Praxis, Deutung und Wirkungsgeschichte*. Berlin 2010 (Das Mittelalter. 15); Werner Röcke, Julia Weitbrecht (Hrsg.): *Askese und Identität in Spätantike, Mittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin [u. a.] 2010 (Transformationen der Antike. 14); Irmela Marei Krüger-Fürhoff, Tanja Nusser (Hrsg.): *Askese: Geschlecht und Geschichte der Selbstdisziplinierung*. Bielefeld 2005.

⁶ Im Folgenden zitiere ich mit der Kurzform „Fischart, *Geschichtklitterung*“ jeweils die Edition: Johann Fischart: *Geschichtklitterung* (Gargantua). Synoptischer Abdruck der Fassungen von 1575, 1582 und 1590. Hrsg. von Hildegard Schnabel. 2 Bde. Halle a. S. 1969. Da diese Edition vergriffen ist, zitiere ich der Vergleichbarkeit halber nach der Seitenzählung des Drucks von 1590. Werden die drei Ausgaben von 1575, 1582 und 1590 nach den historischen Drucken zitiert, wird das durch Angabe von Druckort und Drucker und folgenden Kurztiteln angezeigt: Fischart, *Affentheurliche vnd Ungeheurliche Geschichtsklitterung*, [Straßburg: B. Jobin] 1575; Fischart, *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung* [Straßburg: B. Jobin] 1582; Fischart, *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung* [Straßburg: B. Jobin] 1590.

schildert. Zuerst erfährt Gargantua eine umfassende Re-Sozialisierung und wird mittels vorbildlicher Peers in den für die Zeit durchaus charakteristischen Wettkampfmodus von *imitari* und *aemulari* eingestimmt. Er soll nämlich danach streben, seinen Kommilitonen *ánlich zu sein oder vortrefflicher zu werden*.⁷ Ferner wird Gargantuas Zeit mit beachtlicher Effizienz durchstrukturiert – jeder Moment des Tages wird mit weisheitsförderlichen *künsten vnd übungen* zugebracht, damit keine Gelegenheit ungenützt bleibt, den jungen Riesen zu formen.⁸

Wie dem über Seiten hinweg in aller Ausführlichkeit geschilderten neuen Curriculum zu entnehmen ist, beginnt Gargantuas Tag bereits um vier Uhr morgens und ist gefüllt mit nichts als *vnabläßlicher Übung*.⁹ Die disziplinarisch durchstrukturierte Tagesgestaltung macht auch vor dem Körper des Helden nicht Halt. Gargantua, der als Kind auf der Suche nach der lustvollsten Art, sich den Hintern abzuwischen, den ganzen Hausrat mit seiner Notdurft kontaminierte, und der noch bei seiner Ankunft in Paris als Erstes die Stadt mit seinem Urin flutete, ist nun strenger Hygiene und der Kontrolle seiner Körperöffnungen unterworfen, denn der Tagesplan gibt selbst die Verdauungszeiten und Toilettengänge strikt vor. Diese Disziplinierung affiziert auch die Erzählrede merklich, die bis anhin dem Motto *[e]in Scheißhauf ist ein Scheißhauf, wann man es schon wie ein altar bauet* folgend nicht an Fäkalsprache sparte,¹⁰ nun aber umschreibt, wie Gargantua zur *heimlichen reinigkei*t geht und *sich des natürlichen vnd jnnerlichen vberlastes* purgiert.¹¹ Ferner ist an der Hohen Schule nicht nur das Ausscheiden, sondern auch die Nahrungsaufnahme auf Effizienz getrimmt, denn während der Mahlzeiten wird die Zeit nicht allein mit lehrreichen Gesprächen gefüllt, in denen repetiert wird, was man aus der morgendlichen *lectio* behalten hat, sondern es werden dabei auch die Wirkungen und Eigenschaften der unterschiedlichen Speisen *nach form des Philosophischen Mensae* erörtert.¹² Mit dem Essen nimmt der Riese dergestalt die passenden *órter vnd allegationen* sowie die dazugehörenden Kenntnisse aus dem ganzen Kanon der medizinischen Fachliteratur mühelos auf.¹³ Besonders umfangreich wird die Disziplinierung des Körpers aber an den Leibesübungen veranschaulicht, die zweimal täglich vollzogen werden, *damit sie eben so weidlich den Leib üben, als sie zuvor das Gemút vnd die Seel geübt hetten*.¹⁴ Morgens geht es nach der *lectio* ins Freie zur Morgengymnastik, um bis zur Erschöpfung zu turnen. Nachmittags stehen Sportarten militärischer Prägung auf dem Programm. Wie der Roman durch das Aneinanderreihen von Reit-, Fecht- und Schießübungen über Seiten hinweg ver-

7 Fischart, Geschichtklitterung, S. 334.

8 Ebd., S. 335.

9 Ebd.

10 Ebd., S. 31.

11 Ebd., S. 336 u. S. 340.

12 Ebd., S. 338.

13 Ebd.

14 Ebd., S. 337.

anschaulicht, wird Gargantua – teils auch recht brutal – zur *vnnachzuthunige[n] stárck* gedrillt.¹⁵

Fischarts Roman erzählt hier folglich von der humanistischen Institutionalisierung der antiken Selbstsorge.¹⁶ Gargantuas Tag ist geprägt davon, sich um sich selbst zu sorgen: Gelerntes zu repetieren und zu überdenken, Gesundheitsregeln zu befolgen, sich körperlich zu ertüchtigen und Maß zu halten.¹⁷ Diese Selbstsorge prägt nicht nur die ganze Tagesstruktur, sondern auch die soziale Praxis an der Hohen Schule, da Gargantua sich vorrangig im fortwährenden Gespräch mit anderen formen soll. Der Rückbezug dieser Selbstsorge auf antike Vorbilder wird am Ende des Kapitels besonders pointiert, wenn der Tag mit einer extensiven Gewissensprüfung nach antikem Vorbild endet – *auff Pythagorische weiß* und mit der *Wag des Vergilischen Vir bonus & sapiens, &c.*¹⁸

15 Ebd., S. 356; zur brutalen Abhärtung vgl. S. 349: *Krümmet sich wie ein Spartiatischer Bub nit, wann man jn schon schlug: O es gibt gut starck hart Buben, die darnach die Folter vnd ein Stapekorden wol außstehn können [...] Er stund auch offť vier Stunden inn nasser Kleydung, der Kelte zugewonen.*

16 Zur humanistischen Wiederentdeckung der antiken Selbstsorge vgl. Stephen Greenblatt: *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*. Chicago 2005 [1980]; Christian Moser: *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbstthermeneutik von Platon bis Montaigne*. Tübingen 2006 (Communicatio. 36); Gur Zak: *Plutarch's Humanism and the Care of the Self*. Cambridge 2010. Vgl. ferner auch die Beiträge in Steven Vanden Broecke, Jonathan Regier (Hrsg.): *Individuality, Self-Care, and Self-Preservation in Late Medieval and Early Modern Science*. Special Issue. *Early Science and Medicine* 28 (2023), insb. den Beitrag von Koen Vermeir: *Education and the Cultivation of the Early Modern Self. Cultura Animi as Self-Care in Juan Luis Vives*, S. 63–94. Zentraler Impuls hinter der Forschung zu den Selbstpraktiken der Frühen Neuzeit ist immer noch Jacob Burckhardts These der rinascimentalen Entdeckung der Individualität: „In Italien zuerst verwehte dieser [mittelalterliche, Anm. K.K.] Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive; der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches“, Jacob Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*. Hrsg. von Walther Rehm. Stuttgart 1960 [1860], S. 161 (Hervorh. im Original).

17 Das entspricht den Bereichen antiker Selbstsorge, die Michel Foucault in seiner Studie zur antiken Sexualmoral beschrieben hat, vgl. Michel Foucault: *Die Sorge um sich*, S. 71.

18 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 358: *Darauff recapitulirt, vnnd vberschlug er kurtzlich auff Pythagorische weiß mit seinem Lehrweiser alles was er die gantze Tagzeit durch gelesen, gesehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er trutiniert sich auch, vnnd legt sein Leben vnnd wandel desselben Tags auff die Wag des Vergilischen Vir bonus & sapiens, &c. Wann du dich legst zu süsser rhu, vnnd dir wöllen gehen die augen zu, So denck zuvor ein jede nacht, Wie du den tag habst hingebracht vnd was daselbst weiter folgt.* Die antike Tradition der Gewissensprüfung wird hier gleich mehrfach markiert, indem drei in der Zeit populäre Überlieferungen miteinander verbunden werden: Die *Pythagorische weiß* bezieht sich auf die überlieferte Übung des Pythagoras, bei der abends noch einmal alles im Kopf durchgegangen wird, was während des Tages gesagt, gehört und getan wurde. Rezipiert wurde diese pythagoräische Übung unter anderem über Cicero, der sie als Geistesgymnastik (*curriculum mentis*) anpries. Der *Vir bonus & sapiens* bezieht sich hingegen auf eine in der Zeit breit rezipierte Gedicht über die Gewissensprüfung, mit dem beispielsweise Sebastian Brant sein *Narrenschiff* beschließt. Die am Ende des Kapitels angeführten Reime indes sind eine deutsche Übertragung einiger

Die humanistische Aneignung der antiken Lebenskunst wird mit Gargantuas Tagescurriculum allerdings nicht einfach ausgefaltet, sondern sie erscheint in der Darstellung des Romans auch als hochgradig problematisch. Zum einen banalisieren zahlreiche eingestreute Elemente das ethische Profil der Selbstformung nach antikem Vorbild beträchtlich. Beispielsweise propagiert Gargantuas Lehrer an einer Stelle Askese nicht als eine auf sich selbst gerichtete Übung, sondern als banales Mittel, um besser schießen zu lernen.¹⁹ Zum anderen evoziert die enge Verschränkung von geistiger und körperlicher Disziplinierung kaum die Vorstellung einer positiven Selbstschöpfung, wie sie etwa Pierre Hadot oder Michel Foucault in den antiken Exerzitien gesehen haben. Geschildert wird bei Fischart vielmehr ein umfassender Zwangsapparat, in dem selbst der Toilettengang minutiös getaktet wird. Die humanistische Institutionalisierung der antiken Selbstsorge führt, wie man mit Foucault sagen könnte, in Fischarts Darstellung primär zu radikal disziplinierten statt zu ästhetischen Subjekten.²⁰ Die Institution formt den Riesen – und nicht Gargantua sich selbst – zum Renaissance-Wunderkind.

Ästhetisches Subjekt scheint Gargantua lediglich punktuell während der nachmittäglichen Leibesübungen zu sein, deren Schilderung in Umfang und Hyperbolik die anderen Routinen um ein Mehrfaches übersteigt. Hier transformiert, modifiziert und stilisiert sich der Riese im Rahmen seiner Übungen im Kriegshandwerk selbst und erturnt sich symbolisch Freiheitsräume, indem er über Berg und Tal davonrennt, über alle möglichen Hindernisse und Begrenzungen hüpf, schwimmt und springt.²¹ Dabei erfreut er sich auch immer wieder im Sinne ästhetischer Subjektivierung an sich selbst, indem er sich beispielsweise im Schlamm und im Kot wälzt und danach – sich sofort wieder dem Hygieneregime unterwerfend – reinigt.²² Obwohl die antike Selbstsorge, jedenfalls nach Foucault, zur ethischen „potestas sui“²³ anleiten sollte, führt ihre humanistische Institutionalisierung in der Darstellung des Textes zu einem diszi-

Verse aus dem *Carmina vere aurea*, eine verbreitete Sammlung an Lehrversen zur pythagoräischen Selbstsorge, vgl. zu den Quellen Ulrich Seelbach: *Ludus lectoris. Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (Beihefte zum Euphorion. 39), S. 442 sowie S. 152–153.

19 Also ist kein kunst mit gutem geschoß vnnd geschraubten oder gezogenen Búchssen wol schissen, sonder auß jeder, wie selsam sie auch sey, das schwartz zutreffen wissen (Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 352).

20 Die „Selbsttechniken“, die Teil der „Künste der Existenz“ sind, bestimmt Foucault, *Der Gebrauch der Lüste*, S. 18, als „gewußte und gewollte Praktiken [...], mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht“.

21 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 346–348.

22 Vgl. ebd., S. 346: *waltzt sich im Mur, beschmirt sich mit kat*.

23 Vgl. Foucault, *Die Sorge um Sich*, S. 90.

plinierten Gargantua, der sich selbst nur im eng begrenzten Rahmen einer *potestas corporis* genießen kann. Die in diesen Übungen vollzogene Selbststilisierung findet in Gargantuas *vnnachzuthunig[e]n] stárck* zwar eine körperliche Form,²⁴ die allerdings auch nur zu einer körperlichen und keiner ethischen Haltung führt. Mit anderen Worten: Die ‚Macht‘, die sich Gargantua – mittels Kriegsgerät und Marschübungen! – erturnen kann, neigt zur Gewalt,²⁵ während die *potestas sui*, die Foucault als Ziel der antiken Selbstsorge sieht, „nichts begrenzt noch bedroht“.²⁶

Während der Text die humanistische Institutionalisierung antiker Selbstsorge auf der Ebene des Dargestellten verabschiedet,²⁷ praktiziert er allerdings an sich selbst durchwegs das Gebot zur *vnableßliche[n] übung*.²⁸ Fortlaufend werden nämlich Praktiken aus dem humanistisch-gelehrten Feld auf der Verfahrensebene des Textes nachgebildet. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass im 26. Kapitel die Leibesübungen des Protagonisten von der Erzählrede vorrangig dazu genutzt werden, das Wortfeld ‚Militär-sport‘ über Seiten hinweg onomastisch zu erschließen. Entlang des turnenden Riesenkörpers werden alle möglichen Bezeichnungen für Pferde, Schiffsmanöver oder Schusswaffen zusammengetragen oder *ad hoc* geschöpft. Das Üben der eigenen Sprachkompetenz, insbesondere das Aneignen eines reichen Vorrats an Wörtern und Wendungen, ist im humanistischen Feld wesentlicher Bestandteil der Selbstsorge. Die Bildungselite formt sich in der Frühen Neuzeit an und mit Sprache.²⁹ *Potestas sui* heißt vor diesem Hintergrund auch, über eine Fülle an Wörtern und Wendungen zu verfügen.³⁰ Mit den mili-

24 Selbsttechniken ermöglichen es Individuen laut Foucault, Der Gebrauch der Lüste, S. 35–36, „mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren eigenen Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, daß sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“.

25 Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 356.

26 Foucault, Die Sorge um sich, 1989, S. 90.

27 Vgl. zu den späthumanistischen Revisionen humanistischer Ideale grundlegend Beate Kellner: Verabschiedung des Humanismus. Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. XVIII. Hrsg. von Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer, Stefanie Schmitt. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003. Tübingen 2008, S. 155–181.

28 Fischart, Geschichtklitterung, S. 335.

29 Vgl. dazu grundlegend Jan-Dirk Müller: Formung der Sprache und Formung durch Sprache. Zur anthropologischen Interpretation des imitatio-Konzepts. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jörg Robert, Jan-Dirk Müller. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 159–200.

30 Die Verbindung rhetorischer (Über-)Fülle mit Macht vollzieht sich auch in der historischen Semantik des Wortes, insofern lat. *copia* im Plural militärische Streitkräfte bezeichnet, vgl. hierzu Anita Träninger: *Copia / Kopie. Echoeffekte in der Frühen Neuzeit*. Hannover 2020 (Neue Perspektiven der Frühneuzeitforschung. 3).

tärischen Turnübungen seines Protagonisten wendet sich, wie man daher sagen könnte, auch der Text sich selbst zu, um sich ühend zu formen.³¹

Die unablässliche Übung, die auf Ebene des Dargestellten verabschiedet wird, lässt sich auf Ebene der Darstellung als ausgesprochen produktives Modell nachzeichnen. Der Rahmen dieser ühenden ‚Selbstbildung‘ ist bei Fischart allerdings satirisch: Konkrete historische Praktiken aus der humanistisch geprägten Gelehrsamkeit der Zeit werden im Text vorgeführt, um der verkehrten Welt den Spiegel vorzuhalten. Weil dabei aber Praktiken in einen Roman wandern, vollzieht die Satire auch insofern eine ‚Umkehr zu sich‘, als die vorgeführten Praktiken Teil der textimmanenten Organisation werden – aus Praktiken wie dem pädagogischen Sammeln von Wörtern, dem gelehrten Kommentieren oder dem historiographischen Fälschen werden dergestalt sprachliche, rhetorische und narrative Verfahren. Eine ‚Umkehr zu sich‘ im Sinne der Transformation praktischer Alltagslogiken in literarische Eigenlogiken zeigt sich dabei vorrangig als formaler Effekt der indirekten Satire. Fischart führt damit ein Modell von Übung vor, bei dem ‚Selbstbildung‘ nicht auf einer selbstzweckhaften ethischen oder ästhetischen Formung beruht, sondern sich gerade aus einer auf den pragmatischen Kontext gerichteten Zweckhaftigkeit ergibt. Diese produktive Ambivalenz – die satirische Nachahmung von gelehrten Praktiken einerseits und ihre gleichzeitige textinterne Aneignung und Transformation andererseits – verweist auf eine grundlegende Dynamik, die über den Einzelfall hinausweist. Denn das, was sich bei Fischart in einer vielschichtigen Selbstbezüglichkeit des Textes vollzieht, lässt sich auch unabhängig von der spezifischen Satirekonstellation als strukturierendes Prinzip beschreiben: als Übung, in der literarische Texte sich zugleich produktiv mit sich selbst und ihrem Kontext in Beziehung setzen.

Im Folgenden soll daher der Versuch unternommen werden, den Übungsbegriff als heuristisches Modell zu entwickeln, das nicht nur für die Lektüre von Fischarts *Geschichtklitterung*, sondern grundsätzlich für die Beschreibung einer spezifischen literarischen Produktivität fruchtbar gemacht werden kann.

Dieses Modell gilt es für die jeweiligen historischen Gegenstände zu präzisieren und zu prüfen, weshalb ich im zweiten Kapitel in enger Auseinandersetzung mit der Forschung die einleitend nur angedeuteten Linien ausführe, in die Fischarts *Geschichtklitterung* sich als Übung setzen lässt. Die Kapitel drei bis sieben zeichnen im Anschluss daran in Einzelstudien die Dimensionen von Fischarts Übungen nach. Jedes Kapitel setzt dafür bei einem spezifischen historischen Kontext an und analysiert, wie Praktiken aus diesem jeweiligen Kontext im Roman nachgebildet und zu Verfahren transformiert werden. Bei Fischart kommt auf diesem Weg eine recht umfassende Ausbildung in den Blick, die von der morphematischen Mikroebene des Textes bis zu

³¹ Dieser ühende Zug zeigt sich an dieser Stelle nicht nur an den copiösen Benennungsübungen, sondern etwa auch daran, dass der Text mitten in der Schilderung von Gargantuas Schießübungen zu reimen beginnt und ein Gedicht über alle denkbaren Ausflüchte, weshalb man beim Schießen das Ziel nicht trifft, in die Erzählung inseriert, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 351.

dessen narrativer Organisation auf Makroebene reicht. Übungen lassen sich aspekthaft danach trennen, was genau geübt wird: Stammelübungen (Kap. 3) zielen auf die Aneignung einer grundlegenden Sprachfähigkeit; Sprachübungen (Kap. 4) auf ein Verfügen über Wörter und Wendungen; Formübungen (Kap. 5) auf die Aneignung kleiner rhetorischer Basisformen; Stimmübungen (Kap. 6) auf das Ausbilden von fingierten Redeinstanzen; Erzählübungen (Kap. 7) auf eine narrative Setzungskompetenz. Durch das heuristische Trennen der Ebenen lässt sich ein je distinktes Üben beschreiben. Im Text überlagern sich die einzelnen Übungen allerdings fortlaufend und greifen ineinander, was ein Lektüreverfahren bedingt, das nicht sukzessive dem Textverlauf folgt, sondern Reihen bildet – also Textstellen aus ihrem jeweiligen Zusammenhang herausgreift und in eine Vergleichsordnung setzt.

1.2 Literatur als Übung: ein Modell

Mit dem Übungsbegriff kommt eine doppelte funktionale Ausrichtung in den Blick: Zum einen ist Üben eine autotelische und reflexive Praxis – sie richtet sich auf den Vollzug selbst und schafft einen virtuellen Zwischenraum, in dem eine Tätigkeit von äußeren Zwecken teilweise entkoppelt wird. Wer Briefschreiben übt, tut das beispielsweise erst einmal außerhalb ‚wirklicher‘ kommunikativer Zusammenhänge, indem etwa Sender und Empfänger imaginär besetzt werden. Das übende Tun dient zunächst sich selbst. Zum anderen ist Üben zugleich heterotelisch: Es zielt auf einen künftigen Gebrauch, auf Verbesserung und Erweiterung der eigenen Fähigkeiten, um den Zwischenraum wieder zu verlassen und in eine kontextgebundene, pragmatische Wirklichkeit zurückzukehren. Üben zielt auf „seine eigene Abschaffung“.³² Diese doppelte Struktur – Selbstzweckhaftigkeit und Zweckorientierung zugleich – macht den Übungsbegriff, wie ich im Folgenden argumentieren möchte, zu einem anschlussfähigen heuristischen Modell für die Beschreibung ‚sub-autonomer‘ Formen literarischer Kreativität.

Vormoderne Literatur erscheint dabei als ein besonders geeignetes Feld für eine solche Perspektive. Die Annahme, dass literarische Texte sich vorrangig durch Selbstzweckhaftigkeit auszeichnen, trifft auf vormoderne Textkulturen – mit ihrer oft explizit didaktischen und pragmatischen Orientierung – kaum zu. Ebenso wenig gehen die Texte aber in ihrer jeweiligen Zweckgerichtetheit auf, sondern sie weisen ästhetische Überschüsse auf, die sich weniger auf einen ‚Sitz im Leben‘ als auf die eigene Künst-

³² Vgl. Ruben Pfizenmaier: Steigern, scheitern, subjektivieren. Überlegungen zu den disziplinierenden und reflexiven Wirkungen des Übens ausgehend von der Antike. In: Üben üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten. Hrsg. von Jens Roselt, Ekaterina Trachsel. Paderborn 2024 (Ästhetische Praxis. Transdisziplinäre Perspektiven. 5), S. 11–30, hier: S. 16.

lichkeit beziehen.³³ Diese immanente Spannung lässt sich mit binären Konzepten von Autonomie/Heteronomie nur ungenügend fassen.³⁴ Neuere Vorschläge, wie man zu einer adäquateren begrifflichen Annäherung kommt, setzen deshalb bei Konzeptionen an, die Orientierungen ‚nach außen‘ (pragmatische Dimension) und ‚nach innen‘ (ästhetische Dimension) in Texten nicht als binäres Verhältnis, sondern als dynamische und komplexe Gemengelage begreifen. Einflussreich zeigte sich hier in jüngerer Zeit der Vorschlag von Georg W. Bertram, Kunst grundlegend als eine Praxis zu begreifen, für die ein reflexiver Bezug auf andere Praktiken wesentlich ist, „und die aus diesem Grund nicht in Abgrenzung von anderen Praktiken, sondern unter Rekurs auf die Art und Weise dieses Bezugs zu begreifen ist“.³⁵ So wurde etwa im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereichs „Andere Ästhetik“ ein „praxeologisches Modell“ vorgestellt, gemäß dem „alle Akte und Artefakte grundsätzlich sowohl an der Dimension technisch-artistischer Eigenlogiken – künstlerischen Traditionen, Motivbeständen, Topoi, Gattungs- und Formregeln usw. –, als auch an pragmatisch-historischen kontextuellen Logiken der jeweiligen sozialen Praxis“ teilhaben.³⁶ Beide Dimensionen werden nicht als binäre Oppositionen – entweder ästhetische Eigenlogik oder pragmatische Alltagslogik – betrachtet, „sondern als miteinander interagierende, gegenseitig offene, in sich dynamische Relationen“.³⁷

Das Modell, das ich für die Analyse literarischer Texte vorschlagen möchte, fasst solche dynamischen Relationen zwischen Eigenlogik und Alltagslogik historisch konkreter: als Übung. Als praxeologisches Modell mittlerer Reichweite bietet Übung sich namentlich für solche Fälle an, in denen die Ausrichtung nach innen sich wesentlich aus einem praktischen Bezug auf konkrete Gebrauchszusammenhänge ergibt, ästheti-

33 Die Idee ästhetischer Autonomie – verstanden als Verselbständigung von Kunst gegenüber äußeren Zwecken, als Interesselosigkeit (Kant) oder als Nicht-Kommunikation (Adorno) – wurde nicht nur mit Blick auf die Vormoderne, sondern grundlegend kritisiert, vgl. Georg W. Bertram: *Das Autonomie-Paradigma und seine Kritik*. In: *Paradigmenwechsel. Wandel in den Künsten und Wissenschaften*. Hrsg. von Andrea Sakoparnig, Andreas Wolfsteiner, Jürgen Bohm. Berlin/Boston 2014, S. 105–118. Zur genealogischen Analyse des historisch kontingenten Autonomie-Konzepts vgl. Jörg Robert: *Freiheit der Kunst. Genealogie und Kritik der ästhetischen Autonomie*. Berlin/Boston 2024 (*Andere Ästhetik. Studien*. 7).

34 Vgl. Jan-Dirk Müller: ‚Gebrauchszusammenhang‘ und ästhetische Dimension mittelalterlicher Texte. In: *Das fremde Schöne. Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters*. Hrsg. von Manuel Braun, Christopher John Young. Berlin/New York 2012 (*Trends in Medieval Philology*. 12), S. 281–306.

35 Georg W. Bertram: *Kunst als menschliche Praxis. Eine Ästhetik*. Berlin 2014, S. 12.

36 Annette Gerok-Reiter: *Ästhetik und Gebrauchstexte. Oder: Über die ‚Leimrute‘ des Autonomie-Paradigmas*. Zürich 2025 (*Mediävistische Perspektiven*. 18), S. 17–18. Vgl. zum „praxeologischen Modell“ auch Annette Gerok-Reiter, Jörg Robert: *Andere Ästhetik – Akte und Artefakte in der Vormoderne*. Zum Forschungsprogramm des SFB 1391. In: *Andere Ästhetik. Grundlagen – Fragen – Perspektiven*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter [u. a.]. Berlin/Boston 2022 (*Andere Ästhetik – Koordinaten*. 1), S. 1–52.

37 Gerok-Reiter, *Ästhetik und Gebrauchstexte*, S. 18.

sche und pragmatische Dimension also zwei Seiten derselben Medaille bilden. Übung lässt sich für beide Dimensionen literarischer Texte beschreiben: einerseits als eine spezifische Art und Weise, wie textimmanent Eigenlogiken gesetzt werden, und andererseits als spezifischer pragmatischer Kontextbezug.

1.3 Ästhetische Dimension: Formative Textdynamik

Im ersten Schritt basiert Übung als Beschreibungsmodell auf einer strukturalen Analogie, deren Ausgangspunkt die Beobachtung bildet, dass sich in bestimmten literarischen Texten eine Bewegung ausmachen lässt, in der sich literarische Prinzipien durch *aufeinander aufbauende Wiederholungen* im Textverlauf herausbilden. Diese ‚Prinzipien‘ – man könnte auch von Eigenlogiken, Funktionsweisen oder Verfahren sprechen – können sich auf ganz unterschiedliche Aspekte des Literarischen beziehen. Beispielsweise lässt sich mit Bruno Quast in Wolframs von Eschenbach *Parzival* eine Bewegung beobachten, in der das Erzählen ein bestimmtes Zeichenverstehen sukzessive ausbildet. Quast beschreibt diese Dynamik als „Dreischritt von Mythos, Entmythisierung und Neuem Mythos“, ³⁸ der sich im wiederholten Erzählen von blutigen Zeichen zeigt.

Ein solcher Dreischritt kann sich aber auch auf einer einzigen Textseite vollziehen, wie der *Fincken Ritter* (um 1560) demonstriert, eine fiktive Ich-Erzählung in Form eines Reiseberichts. Das Erzählen beginnt mit einem Dreischritt, der kein Zeichenverstehen, sondern narrative Setzungslogiken ausbildet, ³⁹ indem von einer Reise erzählt wird, die – erstens – *eben zu denselbigen zeiten* stattgefunden habe, *als der groß Chan vonn Cathay/ zu Straßburg inn der Ruoprechts Auwe regiert*. ⁴⁰ Mit dem Kaiser von China rückt eine Figur der Ferne in lokalkolorierte Nähe, womit die para-

³⁸ Bruno Quast: *Diu bluotes mäl. Ambiguisierung der Zeichen und literarische Programmatik in Wolframs von Eschenbach Parzival*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 77 (2003), S. 45–60, hier: S. 57. Der Dreischritt vollzieht sich wie folgt: Erst wird von einem blutigen Hemd erzählt, das realsymbolisch wie eine Reliquie denjenigen vergegenwärtigt, von dem das Blut stammt. Später im Text wird von Blutstropfen im Schnee erzählt, die durch eine von der Figur wahrgenommene Ähnlichkeit für diese zum stellvertretenden Zeichen für die abwesende Liebste werden, was ein differenzielles Zeichenverstehen – Zeichen ≠ Bezeichnetes – einführt. Schließlich werden, wie Quast anhand einer besonders prominenten Passage nachzeichnet, die beiden vorangehenden Zeichentypen kombiniert und zu einem literarisch neu hergestellten, ambivalenten Zeichen ausgebildet, bei dem das blutige Zeichen zugleich differenziell als referentieller Stellvertreter für die Bezeichnete und realsymbolisch als Vergegenwärtigung derselben verstanden wird.

³⁹ Dazu ausführlich Daniela Fuhrmann, Kathia Kohler: *Text/Körper: Der Fincken Ritter* (1560). In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 96,3 (2022), S. 235–266.

⁴⁰ Anonym: *Der Fincken Ritter. Straßburg* [C. Müller d. Ä., um 1560]. Zitiert nach der Ausgabe von Horst Brunner (Hrsg.): *Von achtzehn Wachteln und dem Finkenritter. Deutsche Unsinnsdichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Stuttgart 2014, S. 96–126, hier: S. 96.

doxe zeitliche und räumliche Überlagerung als Prinzip der narrativen Weltentfaltung eingeführt wird. Dieses Prinzip wird sogleich wiederholt und ausgebaut, indem die Reise – zweitens – zu einer Zeit situiert wird, *[d]a Priester Johann von India / auff der Haller Wissen zuo Nürenberg/ bey den Kemmetfegern/ neben dem Kettenbrunnen zuo Heidelberg/ gegen des Babylonischen seyffenwebers hauß vber/ ein Probst des Paradeses war.*⁴¹ Eine Figur der Ferne wird nun nicht mehr nur in einen Nahraum gerückt, sondern es kommt bei der Konkretisierung des Nahraums nochmals zu Mehrfachüberlagerungen von Nähe (Nürnberg, Heidelberg) und Ferne (Babylon, Paradies). Die nächste Wiederholung greift – drittens – die beiden vorangehenden auf, erweitert sie und lässt die Reise, von der erzählt werden soll, starten *auf dem kleber Meer/ jenseits dem Rennfeld/ hinter dem Saltzhaus zuo München/ nicht weit von dem Pallast/ Sanct Patricius Fegfeur/ inn Hybernia/ da der arm Judas sein sünd mit dem gestolenen Schleyer/ auff dem Meer büsset/ das ist in Arabia/ da die schaaf auff den baumen wachsen (von dannen her die selbig woll/ Baumwoll genennet wirt) in der gegne Armenien [...].*⁴² Die Mehrfachüberlagerung von Nahem und Fernem wird quantitativ ausgebaut, doch kommt nun auch ein neues Prinzip hinzu, das die unterschiedlichen Räume zusätzlich mit Informationen ergänzt, die aus der Reiseliteratur der Zeit stammen – womit das bereits etablierte Prinzip der Nah-Fern-Überlagerung nun als Verfahren der literarischen Reiseberichterstattung expliziert wird.

Beide Beispiele machen anschaulich, was für ein textimmanentes Phänomen hier zur Debatte gestellt werden soll: eine Bewegung, in der Eigengesetzlichkeiten sukzessive ausgebildet werden. Diese Dynamik folgt keiner rein linearen Ordnung, sondern einem systematischen Zusammenspiel aus Wiederholung, Variation und Differenz. Um das analytisch fassbar zu machen, schlage ich vor, solche Dynamiken ‚formativ‘ zu nennen: Das Formative bezeichnet eine dynamische Textstruktur, in der literarische Prinzipien – etwa stilistische, rhetorische oder narrative Verfahren – in einem gestaffelten Vollzug allmählich etabliert, verändert und erweitert werden. Drei Merkmale sind für eine solche Textstruktur zentral:

- a. Sequenzialität: Sie vollzieht sich in einer stufenweisen Abfolge von Wiederholungen.
- b. Kumulation: Jede Wiederholung integriert jeweils vorherige Elemente und erweitert sie.
- c. Transformativität: Jede Wiederholung konfiguriert die Ausgangslage für die folgende neu.

Das Formative ist damit nicht einfach eine Beschreibung von Wiederholungen in literarischen Texten, sondern ein spezifischer Modus textstruktureller Entfaltung. Als systematische Wiederholung hat das Formative eine gewisse Ähnlichkeit mit der Ge-

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd., S. 98.

dankenfigur der Iteration – also der Annahme, dass Wiederholung stets Differenz mit sich bringt –, unterscheidet sich von ihr jedoch in einem entscheidenden Punkt: Während mit dem Begriff der Iteration ganz grundsätzlich die Konstitution von Bedeutung (Derrida) oder Identität (Butler) durch Wiederholung adressiert wird,⁴³ liegt beim Formativen der Fokus auf der Ausbildung bestimmter textimmanenter Prinzipien – ein sukzessives Herausbilden, das sich beobachten, benennen und in seiner Funktionsweise nachzeichnen lässt.

Die formative Textdynamik basiert auf der strukturellen Analogie zur menschlichen Übung: Auch dort erfolgt Lernen – verstanden als Könnennlernen, als Erfahrungsbildung – über gestufte Wiederholung mit Variation. Indem man eine Handlung mehrfach durchführt, verändert sich das Verhältnis zu ihr, es entsteht Gewöhnung im Sinne von Routine, es entstehen aber auch neue Fähigkeiten, neue Möglichkeiten. In ähnlicher Weise erzeugen formative Texte durch gestufte Wiederholung neue semantische, rhetorische oder narrative Spielräume. Diese Analogie ist jedoch nicht ontologisch zu verstehen: Texte handeln nicht, sie besitzen keine Intentionalität. Das ‚Üben‘ literarischer Texte soll als strukturelle Metapher dienen, und ein Phänomen adressieren, das auf der Ebene der „strukturellen Performativität“ zu beobachten ist, dort also, wo ein Text durch seine Form „das *macht*, wovon er spricht, oder gegebenenfalls etwas anderes macht, als er behauptet“⁴⁴; ein *Machen*, das sich vorrangig in metaphorischer Beschreibungssprache greifen lässt.

Diese Perspektive auf Literatur als Übung bringt damit auch eine methodologische Präzisierung mit sich: Sie führt keinen intentionalistischen Autorschaftsbegriff ein. Dass ein Autor beim Schreiben ‚wirklich‘ üben wollte, ist für die Analyse erst einmal zweitrangig. Entscheidend ist, ob sich im Text eine formative Dynamik zeigt, die sich anhand der genannten Merkmale beschreiben lässt. Bei Fischart etwa scheint die Vermutung sogar deutlich naheliegender, dass er nicht üben, sondern eine unterhaltssame Satire auf die gelehrte Publizistik seiner Zeit schreiben wollte, die sich gut verkaufen lässt. Was auch immer aber Fischart beabsichtigt haben mag, sein Roman weist eine ausgeprägte formative Dimension auf, die sich beobachten und analytisch anhand formal-struktureller Merkmale beschreiben lässt: als Ketten von aufeinander

⁴³ Vgl. Jacques Derrida: *Signature, événement, contexte*. In: ders.: *Marges de la philosophie*. Paris 1972, S. 365–393; mit Blick auf die Rolle des Übens in der Philosophie vgl. Lucilla Guidi: *Iterabilität und Kontingenz der Praxis anhand von Wittgenstein und Heidegger*. In: *Praxis. Ausüben. Begreifen*. Hrsg. von Michael Corstel. Velbrück 2021, S. 46–68; dies.: *Sprachspiele als Übungen*. In: *Üben üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten*. Hrsg. von Jens Roselt, Ekaterina Trachsel. Paderborn 2024, S. 135–156.

⁴⁴ Bernd Häsner, Henning S. Hufnagel, Irmgard Maassen, Anita Traninger: *Text und Performativität*. In: *Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme*. Hrsg. von Klaus W. Hempfer, Jörg Volbers. Bielefeld 2011, S. 69–96, hier: S. 84 (Hervorhebung im Original); vgl. dazu auch Ulrich Barton, Rebekka Nöcker: *Performativität*. In: *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik*. Hrsg. von Christiane Ackermann, Michael Egerding. Berlin/Boston 2015, S. 407–452, insb. S. 426.

aufbauenden Wiederholungen, über die hinweg sich – sequenziell, kumulativ und transformativ – unterschiedliche sprachliche, rhetorische und narrative Prinzipien ausbilden.

Das Konzept des Übens soll also nicht als ein äußeres Kriterium an die Texte herangetragen werden, sondern sich aus der Beobachtung ihrer inneren Dynamiken ergeben. Diese Perspektive erlaubt es, das Verhältnis zwischen expliziter Selbstbeschreibung und impliziten Selbstthematisierungen literarischer Texte differenzierter zu fassen. Während poetologische Aussagen in der Regel propositional und programmatisch auftreten, wirkt Üben auf der Ebene der textinternen Bewegungsstruktur als spezifisches Auf-sich-selbst-Zeigen, bei dem Verfahren wiederholt, modifiziert und differenziert werden – oft ohne sie direkt zu benennen. In diesem performativen Zeigen liegt ein analytisches Potenzial: Übung beschreibt nicht nur einen Funktionsmodus, sondern auch eine Form der literarischen Selbstreflexion ‚durch Vollzug‘. Als heuristisches Modell bietet sich die hier vorgeschlagene formative Textdynamik somit an, um die Reflexionsbewegungen der Texte aus ihren formalen Dynamiken heraus analysierbar zu machen. So verstanden, kann das Konzept der Übung zur Analyse einer impliziten Poetik beitragen, die nicht als geschlossenes System, sondern als bewegliche Struktur innerhalb des Textes sichtbar wird.

1.4 Pragmatische Dimension: Praktiken

Übung eignet sich als strukturelle Metapher für solche Texte, die eine formative Textdynamik aufweisen, sich also durch ein ‚wiederholtes Tun‘ auszeichnen, das sich mit dem Begriff der Übung als sukzessives, kumulatives und transformatives Ausbilden von Eigengesetzlichkeiten analysieren lässt. Dabei können sich Texte aber zusätzlich auch auf konkrete historische Praktiken beziehen; das ist beispielsweise der Fall, wenn in Kafkas Erzählungen der Kino-Blick eingeübt wird, oder wenn Goethes frühe Erzählungen Routinen des naturkundlichen Forschens aufgreifen.⁴⁵ Wenn das ‚wiederholte Tun‘ eines Textes sich auf konkrete historische Praktiken bezieht, bietet sich Übung nicht mehr nur als strukturelle Metapher, sondern als konkretes Modell für die literarische Produktivität des Textes an. Weil Praktiken außerhalb des Textes liegen, gilt es dabei, ‚Üben‘ nicht nur textimmanent, sondern auch kontextsensibel und historisch situiert zu entfalten.

Dafür bietet sich eine praxeologische Perspektive an. Unter Praxeologie oder Praxistheorie werden unterschiedliche, in der Sozial- und Kulturwissenschaft entwickelte Ansätze gefasst, die im Anschluss an Pierre Bourdieu und Bruno Latour das Soziale

⁴⁵ Zu Kafka vgl. Peter-André Alt: *Kafka und der Film. Über kinematographisches Erzählen*. München 2009. Zu Goethes frühen Erzählungen vgl. Sebastian Meixner: *Narratologie und Epistemologie. Studien zu Goethes frühen Erzählungen*. Berlin/Boston 2019 (Studien zur deutschen Literatur. 219).

auf der Ebene von miteinander verknüpften, routinierten, körperlichen Handlungen (= Praktiken) in den Blick nehmen.⁴⁶ Praxeologischen Ansätzen geht es, verkürzt gesagt, darum, den Einfluss des Materiellen auf die Bedingungen der Möglichkeiten von Wissensordnungen und kulturellen Formationen zu untersuchen. Sie sind daher im breiteren Kontext des *material turn* einzuordnen, der in den Forschungsprogrammen verschiedener Disziplinen der Sozial- und Geisteswissenschaften in den letzten zwanzig Jahren zu einer Interessensverschiebung „von Postulaten zu Praktiken“ geführt hat.⁴⁷

In der Makroperspektive der Praxistheorie spielt der Begriff der Übung freilich keine zentrale Rolle: ‚etwas durch wiederholtes Tun erlernen‘ funktioniert aus ihrer Sicht im Regelfall eher durch Inkorporation, also die unbewusste und passive Verinnerlichung sozialer Strukturen. Spielräume und Möglichkeiten zur Abweichung ergeben sich aus dieser Sicht weniger aus dem bewussten Wollen eines Subjekts als aus der Dynamik von Praktik und Anwendung (Praxis), da die Anwendung einer Praktik keine kopierende „absolute Wiederholung“ ist, sondern „vielmehr das Potenzial zufälliger, sprunghafter oder schleichender Verschiebungen im Bedeutungsgehalt der Praktik und ihres Wissens“ enthält.⁴⁸ Dieses Potenzial wird dabei im Sinne von *pantarei* primär in den sich zwischen verschiedenen Anwendungen ändernden kontingenten Kontexten gesehen. Die praxeologische Perspektive hat für das Nachdenken über Übungen auf Ebene von literarischen Texten den Vorteil, dass sie weniger subjektrespektive intentionalitätszentriert ist. Differenz und Abweichung bei einem ‚wiederholten Tun‘ zeigen sich, worauf noch zurückzukommen sein wird, praxeologisch stärker als formale Effekte, die weniger auf eine Intentionalität verweisen als auf der inhärenten Dynamik von Praxis gründen.

Bevor diese inhärente Dynamik auf Ebene der Texte adressiert wird, gilt es aber, das Üben auf Ebene des Sozialen zu präzisieren: Übungen vollziehen sich nicht *ex ni-*

⁴⁶ Vgl. Theodor Schatzki: *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*. University Park 2002, S. 89: „social practices are the contexture in which social orders are established“. Zur Diskussion vgl. Andreas Reckwitz: *Die Materialisierung der Kultur*. In: *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Friederike Elias [u. a.]. Berlin/Boston 2009 (Materiale Textkulturen. 3), S. 13–28, insb. S. 151f. sowie ders., *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken*, S. 282–301. Zur Entwicklung des Ansatzes in der Germanistik vgl. Stefan Rosmer: *Von der Narratologie zur Praxeologie. Zu Entwicklung und Reichweite der praxeologischen Narratologie*. In: *Bourdieu in der Germanistik*. Hrsg. von Karsten Schmidt, Haimo Stierner. Berlin/Boston 2022, S. 25–50.

⁴⁷ Arndt Brendecke: *Von Postulaten zu Praktiken. Eine Einführung*. In: *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*. Hrsg. von dems. Berlin/Boston 2015 (Frühneuzeit Impulse. 3), S. 13–20.

⁴⁸ Andreas Reckwitz: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32,4 (2003), S. 282–301, hier: S. 123; zum subversiven Potenzial von Praktiken vgl. auch Andreas Reckwitz: *Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken*. In: *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Hrsg. von Karl H. Hörning, Julia Reuter. Bielefeld 2004 (Sozialtheorie), S. 40–54.

hilo. Notwendiger Ausgangspunkt des Übens ist zumindest eine basale Vorstellung davon, wie das, was geübt werden soll, getan wird. Diese Vorstellung ist sozial vermittelt. Das heißt: Wer übt, der orientiert sich an Praktiken – an miteinander verknüpften, routinierten, körperlichen Handlungen wie Schuhe-Binden, Klavierspielen, Tanzen oder Schreiben. Um zu üben, werden diese Praktiken in einen grundlegend anderen Rahmen gestellt, was sich mit Erving Goffman als Modulation (*keying*) beschreiben lässt:⁴⁹ das Handeln wird ein Stück weit entkoppelt von den Anforderungen und Konsequenzen der ‚echten‘ Welt.⁵⁰ Mit Jörg Robert könnte man im Üben daher im Sinne einer „äußeren Autonomie“ eine Freiheit von denjenigen Zwecken und Zwängen sehen, die außerhalb des Übungsrahmens an die Handlung gestellt werden.⁵¹ Allerdings geht Üben mehr mit einer Suspension auf Zeit einher, für die der Begriff Freiheit oder Autonomie wenig passt, da das Suspendieren der Zweckhaftigkeit auf Ebene der geübten Handlungen bedingt wird durch eine Zielgerichtetheit auf Ebene des Übens. Beim Üben wird die teleologische Struktur der geübten Handlungen deshalb eher modifiziert als suspendiert. Wer beispielsweise übt, die Schnürsenkel zu binden, dessen Ziel sind nicht mehr vorrangig geschnürte Schuhe – was das wiederholte Auf- und Zuschnüren der Senkel aber nicht selbstzweckhaft macht. Übungen können unterschiedlichen Zwecken folgen. Etwas bewusst wiederholt tun kann man ebenso mit dem Ziel einer Gewöhnung im Sinne von Routinierung wie mit dem Ziel, das Gewohnte zu verlassen, um neue ‚Trainingsreize‘ zu setzen oder es im Sinne von *Undoing* oder *Unthinking* gezielt zu verändern.⁵² Das sind unterschiedliche teleologische Strukturen, die keine strengen Oppositionen bilden: der Aufbau von Routinen und deren gezieltes Verlernen können kombiniert werden. Das geschieht beispielsweise, wenn man eine Fertigkeit auf neue Aufgaben anwenden oder ein neues Werkzeug in eine Routine integrieren soll – beides erfordert in dem Sinn Übung, als die gewohnte Handlung partiell unterbrochen, modifiziert und dann von Neuem routiniert werden muss. Das bedeutet für die Übungen literarischer Texte, dass hier nicht von vorneherein eine bestimmte Zweckhaftigkeit vorausgesetzt werden kann. Ob die

49 Erving Goffman: *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. Boston 1986 (1974), adressiert Übung (*practicing*) neben Spiel und Theaterinszenierung als eine zentrale Rahmenmodulation (*keying*). Vgl. zum Konzept der Modulation ebd., S. 45: „Thus, the systematic transformation that a particular keying introduces may alter only slightly the activity thus transformed, but it utterly changes what it is a participant would say was going on“.

50 Vgl. ebd., S. 59: „The purpose of this practicing is to give the neophyte experience in performing under conditions in which (it is felt) no actual engagement with the world is allowed, events having been ‚decoupled‘ from their usual embedment in consequentiality“.

51 Zur Unterscheidung von „innerer“ und „äußerer Autonomie“ vgl. Robert, *Freiheit der Kunst*, S. 79–81.

52 Über das bewusste Verlernen von gewohnten Denkmustern und Praktiken wird v. a. im Horizont der Kolonialismus-/Eurozentrismus-Kritik und der Gender Studies debattiert, vgl. den Überblick und Konzeptualisierungsvorschlag von Jocelyne Stahl: *Gelernt und Eingeeübt? Zu Begriff und Praxis des Verlernens*. In: *Üben, üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten*. Hrsg. von Jens Roselt, Ekatarina Trachsel. Paderborn 2024, S. 195–216.

Übungen stärker auf Alltagslogik oder Eigenlogik, auf das ästhetische ‚Innenleben‘ oder die pragmatische Außenbeziehung, auf Selbstbildung oder Nachbildung zielen, muss an den jeweiligen Gegenständen und im Abgleich von historischen Praktiken und sich bildenden Textroutinen überprüft werden.

Übungen orientieren sich an Praktiken. Das gilt auch für die ‚Übungen‘ literarischer Texte. Allerdings verschieben sich hier mit den Übungen auch die Praktiken in die Texte hinein. Das führt, um noch einmal auf Goffman zurückzugreifen, zu einem doppelten Rahmenwechsel: Wenn Texte üben, vollzieht sich der Übertritt von Praktiken in den Zwischenraum des Übens zugleich auch als Wechsel auf die Formebene der Texte: die mit einer Praktik verknüpften Handlungen werden nicht allein von praktischen Anforderungen und Konsequenzen entkoppelt, sondern wechseln dabei auch ins Medium der Sprache. Übung auf Ebene literarischer Texte bedingt deshalb, dass Praktiken auf ihrem Weg in den Text ihre medialen Bedingungen recht grundlegend ändern und zu rhetorischen, narrativen, ästhetischen Verfahren werden. Denn Texte können nicht in einem *agency* voraussetzenden Sinn immanent tätig werden. Wenn sie mit ihren Übungen bei Praktiken ansetzen, dann können sie die Handlungen, die sich mit der Praktik verknüpfen, nicht körperlich ausführen, sondern lediglich sprachlich nachbilden. Ihr ‚Tun‘ liegt auf Ebene ihrer strukturellen Performativität. Während die Bandbreite an Praktiken, die in Texten inszeniert werden können, erst noch zu vermessen ist, leuchtet es ein, dass auf den Ebenen der strukturellen Performativität Praktiken wie Kochen oder Jonglieren nicht tatsächlich *ausgeführt* oder *vollzogen*, sondern lediglich *aufgeführt* werden können. Texte können so ‚tun‘, *als ob* sie kochen oder jonglieren würden sowie davon erzählen, darauf deiktisch verweisen oder darüber reflektieren, aber *tun* können sie es nicht. Wobei sich hier die Frage stellt, was man sich genau unter einem Text vorzustellen hätte, der so tut, *als ob* er kochen würde – vielleicht so etwas wie Teofilo Folengos *ars macaronesca*?⁵³

Übung ist zudem eine reflexive Praxis. Auf Ebene des Sozialen gründet diese Reflexivität darin, dass beim Üben die Aufmerksamkeit intensiviert und auf den Vollzug selbst ausgerichtet wird.⁵⁴ Auf Ebene literarischer Texte findet diese Reflexivität in Momenten der Verfremdung ihre Entsprechung, die sich einstellen, wenn Praktiken nachgebildet und zu Verfahren werden. Das lässt sich mit einem formalistischen Verfahrensbegriff begründen. Verfahrenstheoretisch wurde über reflexive Abweichung

53 In Folengos *Baldo* wird die *ars macaronesca* als eine Kunst inszeniert, bei der ein *poeta pancificus* inspiriert und üppig bewirtet wird von Musen, die Käse reiben, Gnocchi kneten und Pastateig schneiden. Man könnte daher sagen, dass die Verfahren der Sprachmischung dieses schlaraffische Kochen auf Ebene des Textvollzuges inszenieren, vgl. Teofilo Folengo: *Baldo*. Hrsg. und übers. von Ann E. Mulaney. 2 Bde. London 2007, insb. Bd. 1, S. 4–5.

54 Vgl. Pfizmaier, Steigern, Scheitern, Subjektivieren, S. 14. Vgl. zur gezielten Aufmerksamkeitslenkung am Beispiel der Rhetorik Melanie Möller: *Ciceros Rhetorik als Theorie der Aufmerksamkeit*. Heidelberg 2013 (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Neue Folge. 2. Reihe. 143), insb. S. 126–141.

im frühen russischen Formalismus mit dem Prinzip der Verfremdung nachgedacht. Allerdings handelt es sich dabei um kein innerhalb der Formalen Schule einheitliches Konzept. Das Verfremdungsprinzip verbindet einen technischen Begriff (*ein Verfahren der Verfremdung*) mit einer spezifischen Programmatik (*Kunst als das Verfahren der Verfremdung*). Eingeführt hat Viktor B. Šklovskij das Prinzip der Verfremdung in seinem berühmten Aufsatz *Kunst als Verfahren* (1916). Mit dem Begriff des *ostranenie* geht es Šklovskij darum, das Programm einer Kunst zu entwerfen, die Wahrnehmungsmuster ent-automatisiert:

Ziel der Kunst ist es, ein Empfinden des Gegenstandes zu vermitteln, als Sehen, und nicht als Wiedererkennen; das Verfahren der Kunst ist das Verfahren der ‚Verfremdung‘ der Dinge und das Verfahren der erschwerten Form [...]; die Kunst ist Mittel, das Machen einer Sache zu erleben.⁵⁵

Kunst hat in Šklovskijs programmatischer Auffassung die Aufgabe, den Modus der gewohnten, automatisierten Wahrnehmung („Wiedererkennen“) so zu erschweren, dass wieder ein primäres Wahrnehmen („Sehen“) zustande kommt. Kunst steigert die Schwierigkeit und Länge des Wahrnehmungsprozesses, der laut Šklovskij „in der Kunst Selbstzweck“ ist.⁵⁶ Nur schon diese kurze Programmpassage macht insofern auf ein grundlegendes Problem aufmerksam, als sowohl der Verfremdungs- als auch der Verfahrensbegriff auf unterschiedlichen Ebenen situiert werden. Einerseits wird Kunst über einen teleologisch strukturierten Verfahrensbegriff (Verfremdung als Meta-Verfahren) bestimmt, der zum ästhetischen Universalprinzip tendiert, andererseits wird auf einen eher technischen Verfahrensbegriff rekurriert (die Verfremdung der Dinge, die Komplizierung der Form). Innerhalb der formalen Schule variiert die Reichweite des Begriffs der Verfremdung (und die mit ihm verbundene Programmatik) beträchtlich, sie wird durchaus auch als historisch spezifische Technik adressiert, die von bestimmten Gattungen und Strömungen abhängt.⁵⁷

Mit Blick auf die rezeptionsästhetische Frage nach den Übungen der Literatur, wie sie etwa Joshua Landy mit seinen *Formative Fictions* stellt – was für ein Know-how kann man sich bei der Lektüre kanonischer Texte aneignen? –, wäre die wahrnehmungsphilosophische Grundierung von Šklovskijs Verfremdungsprinzip

⁵⁵ Viktor B. Šklovskij: Die Kunst als Verfahren. Übers. von Rolf Fieguth. In: Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa. Hrsg. von Jurij Striedter. München 1988, S. 4–35, hier: S. 15. Die alternative Übersetzung von Gisela Drohla: „Das Ziel der Kunst ist, uns ein Empfinden für das Ding zu geben, ein Empfinden, das Sehen und nicht nur Wiedererkennen ist. Dabei benutzt die Kunst zwei Kunstgriffe: die Verfremdung der Dinge und die Komplizierung der Form, um die Wahrnehmung zu erschweren und ihre Dauer zu verlängern.“ In: Viktor B. Šklovskij: Theorie der Prosa. Übers. von Gisela Drohla. Frankfurt a. M. 1984, S. 13.

⁵⁶ Šklovskij, Die Kunst als Verfahren, S. 15.

⁵⁷ Vgl. Aage A. Hansen-Löve: Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung. Wien 1978, S. 20f.

durchaus anschlussfähig.⁵⁸ Damit ließe sich etwa argumentieren, dass sich der formative Modus am Text in einer erschwerten Form zeigt, die auf eine Intensivierung der Wahrnehmung zielt und damit einen Trainingsmodus evoziert – man bleibt beispielsweise an der sprachlichen Oberfläche oder am strukturellen Aufbau hängen, was das hermeneutische Verstehen einen Moment aussetzen und die Aufmerksamkeit auf die innere oder äußere Form des Textes lenken lässt.

Die Perspektive, die ich auf Literatur als Übung vorschlage, setzt demgegenüber beim Verfremdungsprinzip in einem deutlich technischeren Sinn an. Im formativen Text sind das Bloßlegen der Verfahren und die erschwerte Form nicht von vorneherein als Selbstzwecke zu betrachten, sondern primär Effekte davon, dass Praktiken in literarische Texte überführt werden. Das Moment der Verfremdung findet sozusagen ‚früher‘ statt und ist nicht unbedingt programmatisch, auch wenn es eine Ent-Routinierung oder Ent-Automatisierung derjenigen Praktiken bewirkt, die in einem Text nachgebildet werden. Mittels Verfremdung wird eine Differenzqualität generiert: eine Praktik wird auf Ebene der Verfahren simuliert und zugleich dissimuliert, nachgebildet und zugleich verfremdet, weil sie im Text keine Praktik mehr ist, und daher nicht aus körperbasiertem routiniertem Tun in einem sozialen Gefüge, sondern aus Verfahren besteht und figuriert wird. Die Praktik ist im Text, wie man mit Stephan Kammer sagen könnte, eine Formpraktik oder, mit dem formalistischen Begriff von Form, eine Verfahrenspraktik.⁵⁹ Als solche verfügt sie über eine Primärreferenz auf die historische Praktik, steht aber zugleich innerhalb der textimmanenten Organisation in einem neuen Verweisungszusammenhang, in dem sie auch neue Funktionen ausbildet.

Genau dieser Zusammenhang kommt mit dem technischen Verfahrensbegriff des russischen Formalismus in den Blick, demzufolge das Verfahren „jenes (text-)organisierende Prinzip [ist], das aus dem vorliterarischen Material (also den außerkünstlerischen Fakten und Faktoren) innerliterarische Motive und Sprachfakten macht, die ihrerseits text- beziehungsweise werkimmanent organisiert werden“.⁶⁰ Mit diesem Verfahrensbegriff wird Form also zum einen in einer Zeitdimension gedacht: als ein Prozess des Formens. Das Verfahren ist zum anderen jene formende Bewegung, die

58 Vgl. Joshua Landy: *Formative Fictions. Imaginative Literature and the Training of the Capacities*. In: *Poetics Today* 33,2 (2012), S. 169–216, insb. S. 196: „In the first, we simply begin reading or listening; we follow the story; we reconstruct the scene [...]. So far, so ordinary. When it comes to formative fictions, however, there is always a moment at which the stakes become apparent, a moment at which we realize that we are not just being told a story, a moment at which a crucial offer is put in front of us“.

59 Stephan Kammer und Daniel Fulda haben den Begriff im Rahmen der Tagung „Ethos – ethische Praktiken in ästhetischen Theorien“ (2022, Universität Zürich) in die Diskussion gebracht, vgl. Frauke Berndt [u. a.] (Hrsg.): *Ethische Praktiken in ästhetischen Theorien*. Hamburg 2024 (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. Sonderheft. 25).

60 Aage A. Hansen-Löve: *Russischer Formalismus: Nomenklatur der Poetizität*. In: *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Poetik und Poetizität*. Hrsg. von Ralf Simon. Berlin/Boston 2018 (Grundthemen der Literaturwissenschaft), S. 279–298, hier: S. 283.

aus extratextuellem „Material“ intratextuelle „Sprachfakten“ macht. Der Materialbegriff ist dabei sehr weit gefasst: Material kann sich im Sinne von Materie auf eine wahrnehmungsästhetische Dichte oder auf Sinneserfahrungen von Welt beziehen; im Sinne von Wortmaterial auf die Sprache und ihr Lexikon oder im Sinne von Archivmaterial auf ein Reservoir von tradierten Formen (Motive, Figuren, Texte usw.). Dieser zweiseitige Verfahrensbegriff zeigt sich auch in Šklovskijs Cervantes-Lektüre. Die Frage, „wie Don Quijote gemacht ist“, beantwortet er im gleichnamigen Aufsatz in zwei Teilschritten. Einerseits zeigt Šklovskij auf, wie bei Cervantes Material (im Sinne von Archiv: Anekdoten, Sprichwörter, Zitate, Kenntnisse) „offensichtlich von außen her in den Roman eingefügt“ wurde.⁶¹ Andererseits beschreibt Šklovskij die textimmanente Organisation des Materials als Reihen- oder Rahmenkomposition in seiner Beziehung zur Handlung des Don Quijote. Auch Praktiken können als vorliterarisches „Material“ zu innerliterarischen „Sprachfakten“ gemacht werden. Anders als Material, das bereits sprachlich vorliegt (wie etwa die Sprichwörter und Zitate bei Cervantes), müssen Praktiken dafür im Text nachgebildet werden. Dem Material bleibt dabei eine Referenz auf den Bereich inhärent, aus dem es stammt – es bringt, mit anderen Worten, einen Kontextbezug mit in den Text hinein. Diese Primärreferenz wird in dem Moment, in dem das Material textimmanent organisiert wird, von der Selbstbezüglichkeit des Textes überlagert, die ihm innerhalb des Textes einen neuen Status und eine sekundäre Referenz zuschreibt. Dabei wird die Primärreferenz aber nicht einfach gelöscht, sondern sie bleibt „haften“.⁶² Diese Dimension hat Michail Bachtin auf der Ebene des Sprachmaterials als Dialogizität und Julia Kristeva auf der Ebene des Archivmaterials als Intertextualität beschrieben.⁶³ Auf Ebene der hier als ‚Übung‘ adressierten literarischen Produktivität bildet die Überlagerung der Referenzen – begründet mit einem formalistischen Verfahrensbegriff – den ‚Ort‘, an dem sich pragmatische und ästhetische Dimension im Sinne einer strukturellen Ambiguität überlagern.

⁶¹ Šklovskij, *Theorie der Prosa*, S. 95.

⁶² Vgl. Christoph Bode: *Ästhetik der Ambiguität. Zu Funktion und Bedeutung von Mehrdeutigkeit in der Literatur der Moderne*. Tübingen 1988 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft. 43), S. 77–78: „Kein Wort, das aus der Menge seiner normalsprachlichen Zusammenhänge gerissen wird, um als Material, Baustein eines Sekundärsystems Verwendung zu finden, verliert durch diese Transposition seine primäre Bedeutung oder genauer: sein Bedeutungsfeld. Die Primär-Referenz bleibt haften – sprachliche Elemente gehen an keiner Stelle des ästhetischen Vertextungsprozesses durch eine ‚neutrale‘ oder ‚abstrakte‘ Phase, in der sie bloß Material wären, bevor sie – als Strukturelemente – mit sekundärer, ästhetischer Bedeutung ‚begabt‘ werden.“

⁶³ Vgl. den Überblick über die beiden Konzepte bei Rainer Gröbel: Michail Bachtin und Julia Kristeva. Dialogik und Intertextualität. In: *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Poetik und Poetizität*. Hrsg. von Ralf Simon. Berlin/Boston 2018 (Grundthemen der Literaturwissenschaft), S. 299–313.

1.5 Zwischenfazit: Literarische Selbstbildung?

Im Sinne eines Zwischenfazits möchte ich nun noch einmal an den Ausgangspunkt des Kapitels zurückkehren und die vorgeschlagene Perspektive auf Literatur *als Übung* in Anlehnung an, aber auch in Abgrenzung zu Foucaults Konzept der Selbstformung konturieren.

Zentral für die Selbstformung auf Ebene sozialer Subjekte ist Foucaults doppelter Begriff von Selbstpraktiken.⁶⁴ Zum einen fallen im engeren Sinn darunter jene Praktiken, die er ausgehend von der antiken Selbstsorge entwickelt (bspw. abendliche Gewissensprüfung oder Hypomnemata-Schreiben). Zum anderen können alle sozial vermittelten Praktiken zu Selbstpraktiken werden – mittels einer Aneignung, die Foucault als Stilisierung beschreibt. Judith Butler bringt die grundlegende Dynamik der Subjektivierung in ihrer Foucault-Lektüre wie folgt auf den Punkt: „Das Selbst formt sich selbst, aber es formt sich selbst im Rahmen von Formierungspraktiken, die als Weisen der Unterwerfung/Subjektwerdung charakterisiert werden.“⁶⁵ Foucault sieht in dieser Dynamik Spielräume, weil „immer die Möglichkeit [besteht], etwas anderes zu entdecken und diese oder jene Regel mehr oder weniger abzuändern, manchmal sogar das gesamte Spiel der Wahrheit umzugestalten.“⁶⁶ Aus Foucaults Blickwinkel hängt das subversive Potenzial der Praktiken vom Selbst ab, das Spielräume entdecken und ausweiten kann, indem es Praktiken stilisiert und dabei Haltung und Tugend formt. Grundlegend hierfür ist die bei Foucault eng mit den Begriffen der Haltung und der Tugend verknüpfte *Umkehr zu sich*. Sie schafft die Voraussetzungen, um bei der Ausübung von Macht, beim Versuch, das Verhalten anderer zu kontrollieren, „mit dem geringsten Aufwand an Herrschaft“ zu spielen.⁶⁷ Die Umkehr zu sich sorgt dergestalt, wie man sagen könnte, für eine veränderte teleo-affektive Struktur der Praktiken. Denn deren primäres Ziel ist im Rahmen der Selbstbildung nicht mehr Macht über andere, sondern Macht über sich (*potestas sui*). Diese ‚Umkehr zu sich‘ führt laut Foucault zu einer „Konversion der Macht“ (in Form eines inhärenten Kontroll- und Begrenzungsmechanismus gegen Machtmissbrauch und Herrschaft).⁶⁸ Selbstpraktiken sind bei Foucault also, vereinfacht gesagt, ebenso Praktiken des Selbststilisierens wie Meta-Praktiken, die andere Praktiken stilisieren.

⁶⁴ Zu Foucaults doppeltem Praktiken-Begriff vgl. Carolin Rocks: ‚Ästhetisches ‚ethos‘. Praxeologie, Foucaults ethische Praktiken und die Literaturwissenschaften. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 66,1 (2021), S. 70–96.

⁶⁵ Judith Butler: Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. Übers. von Jürgen Brenner. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 50,2 (2002), S. 249–265, hier: S. 264f.

⁶⁶ Foucault, Freiheit und Selbstsorge, S. 24.

⁶⁷ Ebd., S. 25.

⁶⁸ Ebd., S. 15f.

Wie Carolin Rocks argumentiert hat, eignen sich Texte als Medien der Stilisierung von Praktiken besonders, weil sie einen dichten „Konstitutions-, Performanz- und Reflexionsraum“ bereitstellen.⁶⁹ Das Modell von Übung, das in diesem Kapitel vorgestellt wurde, ließe sich im Anschluss an Foucault dazu nutzen, diese Stilisierung zu präzisieren: einerseits als konkreter Kontextbezug, der Praktiken mittels Verfremdung zu innerliterarischen Verfahren macht; andererseits als textimmanente Dynamik, die diese Verfahren in aufeinander aufbauenden Wiederholungen sukzessive, kumulativ und transformativ weiter ausbildet. Das scheint gerade für die Frühe Neuzeit vielversprechend, zeigt sich hier doch ein emphatischer „Glaube an die bildende Macht der Literatur“, der tief in der Nachahmungspoetik verankert ist.⁷⁰ Berücksichtigt man zudem die anthropologische Dimension, die der Nachahmung als grundlegenden Unterweisungs- und Erziehungsmethode im Rahmen des humanistischen Bildungsgedankens zukommt, könnte man sogar die Frage aufwerfen, welche literarischen Texte dieser Zeit nicht auf ethische Übungen zurückgeführt werden können.

Allerdings besteht im Anschluss an Foucault die Gefahr, dass man die Literatur vorschnell auf ein bestimmtes Ethos verpflichtet. Um dem zu entgehen, bietet es sich an, die ethischen Implikationen von Foucaults Konzept auszuklammern. Das heißt: Das Quasi-Subjekt, das sich in den Übungen auf Ebene literarischer Texte formt, ist der Text. Der kann, indem er etwa eigenwillige Stilisierungen vorführt, in der Rezeption durchaus ein ethisches Potenzial entfalten und im Sinne Foucaults eine Haltung vermitteln; liest ihn aber niemand, verbleiben seine subversiven Möglichkeiten durch mangelnde Teilhabe an Lebenspraxis nicht einmal mehr im Bereich des Symbolischen, sondern bestehen schlicht nicht mehr. Zum anderen gründet die ‚Umkehr zu sich‘ auf Ebene von Texten, wie ich argumentiert habe, weniger auf einer bewussten Intentionalität zur Formung als sie Effekt einer doppelten Rahmenmodifikation ist: Üben auf Ebene von Texten entkoppelt Handlungen nicht nur von den mit ihnen verbundenen Anforderungen und Konsequenzen, sondern verschiebt diese Handlungen auch in die Sprache – aus Praktiken werden dabei Verfahren. Als solche nehmen sie innerhalb der Textorganisation neue Funktionen ein, werden Teil des textimmanenten Verweisungszusammenhangs. Wenn Texte Praktiken ‚stilisieren‘, indem sie sich mit diesen Praktiken ‚sich selbst‘ zuwenden, dann tun sie das auf der Formebene: sie arbeiten an ihren Formen, ihren Gattungen, ihren Verfahren. Mit dem Modell Übung kommt eine Produktivität in den Blick, die nicht auf einer intentionalen, ethisch fundierten Selbstformung beruht, sondern auf einer strukturierenden Bewegung im und durch den Text: Übung vollzieht sich nicht auf der Ebene eines handelnden Subjekts, sondern auf der Ebene der inneren und äußeren Textorganisation – über die Modifikation von Praktiken im Medium der Sprache.

⁶⁹ Rocks, *Ästhetisches ‚ethos‘*, S. 93.

⁷⁰ Müller, *Formung der Sprache und Formung durch Sprache*, S. 159–200, hier: S. 195.

2 Fischarts *Geschichtklitterung*

2.1 Einstieg: *Geschicht-Klitterung*

Johann Fischart (1546/47–1590) verfügte im Unterschied zu anderen namhaften deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts, wie beispielsweise Hans Sachs, Georg Wickram oder Sebastian Franck, über eine umfassende humanistische Bildung und damit über ein vollwertiges ‚Eintrittsticket‘ zur europäischen Gelehrtenrepublik, der *res publica litteraria*.⁷¹ Bereits im Alter von sechs oder sieben Jahren wurde der Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Hans Fischer in die protestantisch-humanistische Modellschule schlechthin gesendet, das Straßburger Gymnasium. In dieser Eliteschmiede wurden die Zöglinge der Straßburger Oberschicht umfassend lateinisch sozialisiert. Eine fromme und weise Beredsamkeit nach antikem Ideal galt dem berühmten Rektor der Schule, Johannes Sturm, als Fundament für ein gutes Leben und – ganz im humanistischen Sinne – als die notwendige Grundlage für die weiterführenden wissenschaftlichen Studien. Diese führten den sich selbst nun nicht mehr ‚Fischer‘, sondern ‚Fischart‘ nennenden Johann an die Universitäten von Tübingen, Paris und Siena, nach England, in die Niederlande und schließlich nach Basel, wo er an einer der renommiertesten juristischen Fakultäten Europas zum Doktor beider Rechte promoviert wurde.⁷²

Das hätte Fischart dazu befähigt, sich eine Machtposition und gut bezahlte Stellung in der Reichsverwaltung zu sichern, doch wählte er nicht zielstrebig den Weg des humanistisch gebildeten Karrieristen,⁷³ sondern stieg stattdessen in die Druckerei von Bernhard Jobin ein, dessen Schwester er später heiratete. In der Straßburger Offizin beteiligte sich Fischart an der Herstellung von Büchern und Flugschriften. Er lektorierte, korrigierte und edierte die Texte anderer, für die er auch Widmungen, Vorworte und andere Beilagen verfasste.⁷⁴ Einige dieser Beilagen gehören in den

71 Das soll nicht heißen, dass Sachs, Wickram oder Franck nicht gebildet gewesen wären (Sachs besuchte die Lateinschule, Wickram übersetzte Ovid ins Deutsche, Francks Gelehrsamkeit ist Grundlage seiner kompilatorisch-übersetzenden Produktivität) – aber ihnen wurde keine humanistisch systematisierte Ausbildung zuteil.

72 Zu den wenigen gesicherten Informationen über Fischarts Biographie vgl. Ulrich Seelbach: Johann Fischart. In: Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon. Bd. 2. Berlin/Boston 2012, S. 358–383, insb. S. 359–360.

73 Er schreibt sich beispielsweise erst drei Jahre nach seiner Promotion als Praktikant beim Reichskammergericht ein (dem obersten Gericht des Heiligen Römischen Reichs und Ausbildungsstätte zukünftiger Amtsmänner), vgl. Wolfgang Rainer: Sprachliche Kampfmittel in der Publizistik Johann Fischarts. Ein Beitrag zum Verständnis Fischarts als publizistische Persönlichkeit. Berlin 1960, S. 28; eine seiner Ausbildung entsprechende Stelle erhält er erst ganze neun Jahre nach seiner Promotion als Amtmann in Forbach.

74 Dafür, dass Fischart für Jobin als Korrektor arbeitete, argumentiert u. a. Erich Kleinschmidt mit Verweis auf die Orthographie der Drucke, vgl. ders.: Gelehrtentum und Volkssprache in der frühneu-

pragmatischen Kontext protestantischer Frömmigkeit, beispielsweise die 16 Lieder, die Fischart für das Straßburger Gesangsbüchlein beisteuerte, oder die versifizierte Kinderzucht, die in Straßburg als Standardbeilage zum Katechismus verteilt wurde. Weiter war er an zahlreichen Einblattdrucken und Flugschriften beteiligt, für die er Bildunterschriften, Wunderberichte und oft bissige Polemiken verfasste. Ferner bearbeitete Fischart populäre Unterhaltungsliteratur, beispielsweise übersetzte er einen Band des ersten Serienromans der europäischen Literatur, den *Amadis*,⁷⁵ ins Deutsche oder versifizierte den *Eulenspiegel reimenweis* (1572). Man könnte Fischarts Arbeit in Jobins Offizin mit einem modernen Begriff als Content-Management beschreiben: Fischart besorgte Content für die Druckerpresse und war als umfassend gebildeter Gelehrter – Jobin selbst war Formschneider – wohl auch an der strategischen Planung des Druckprogramms sowie der Marktanalyse beteiligt.

Dass Fischart nicht nur ein Kenner des zeitgenössischen Buchmarktes war, sondern insbesondere auch ein Experte dafür, wie in diesem Buchmarkt aus Texten neue Texte und aus Büchern neue Bücher gemacht werden,⁷⁶ bezeugt eindrücklich das merkwürdige Projekt, mit dem Fischart direkt nach seiner Promotion beginnt: eine Übersetzung von François Rabelais' *Gargantua* (um 1534) und *Pantagruel* (1532), bei der Fischart allen möglichen Content aus der kulturellen Überlieferung verwurstet. Mit diesem fragwürdigen Meisterstück der späthumanistischen Bücherproduktion, in der Neues überwiegend durch Edieren, Kommentieren, Kompilieren, Übersetzen, Anreichern, Neuordnen und das paratextuelle Rahmen von Altem generiert wird, beschäftigte sich Fischart bis an sein Lebensende. Nicht nur einmal, sondern insgesamt dreimal – 1575, 1582 und 1590 – widmete er sich dem Projekt, ohne damit wirklich an ein Ende zu kommen. Die Erstausgabe bricht beispielsweise auf der letzten Seite recht unvermittelt ab, wohingegen die Folgeauflagen zwar fast Rabelais' ganzen *Gargantua* enthalten, aber nicht den *Pantagruel*, obwohl der bei allen drei Ausgaben auf der Titelseite und auch an mehreren Stellen im Text in Aussicht gestellt wird. Die prinzipielle Offenheit des Buches zeigt sich auch am variierenden Umfang der drei Auflagen. 1575 hat Fischarts Buch 463 Seiten und der Titel beginnt mit der Überschrift: *Affentheurlich Ungeheurliche Geschichtschrift. Vom Leben/ rhaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grandgusier/ Gargantua/ vnd*

zeitlichen Stadt. Zur literaturgesellschaftlichen Funktion Johann Fischarts in Strassburg. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 10 (1980), S. 128–148, hier: S. 137, Anm. 33.

75 Vgl. Johann Fischart: Das Sechste Buch vom Amadis (1572). Sämtliche Werke. Bd. 3. Hrsg. von Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler. Bern [u. a.] 2012.

76 Vgl. dazu Jan-Dirk Müller: Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts ‚Ehzuchtbüchlein‘ und ‚Geschichtklitterung‘. In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994 (Frühneuzeit-Studien. 2), S. 63–109; vgl. umfassend auch Simone Zweifel: Aus Büchern Bücher machen. Zur Produktion und Multiplikation von Wissen in frühneuzeitlichen Kompilationen. Berlin/Boston 2021 (Cultures and Practices of Knowledge in History. 10).

*Pantagruel/ Königen inn Utopien und Ninenreich.*⁷⁷ Die Ausgabe von 1582 hat dann bereits 559 Seiten, ein Zuwachs im Umfang, der sich auch auf der Titelseite widerspiegelt:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung/ Von Thaten vnd Rahten der vorkurtzen langenweilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgusier/ Gargantua vnd Pantagruel/ Königen inn Vtopien/ Jedewelt vnd Nienenreich/ Soldan der Neuen Kannarrien vnd Oudyssen Inseln: auch Großfürsten im NubelNibelNebelland/ Erbvögt auff Nichilburg/ vnd Niederherren zu Nullibingen/ Nullenstein vnnd Niergendheym.

In der Ausgabe von 1590 erreicht der Titel dann vollends ein barockes Ausmaß. Es werden beispielsweise nicht weniger als 17 Reiche aufgeführt, über die Grandgousier, Gargantua und sein im Buch immer noch nicht vorkommender Sohn Pantagruel herrschen sollen. Derartige Aufschwellungen prägen nicht nur die Titelseite, sondern auch die Faktur des restlichen Textes,⁷⁸ der in der Ausgabe letzter Hand nur noch zu einem Drittel aus dem deutschen Übersetzungstext von François Rabelais' *Gargantua* besteht. Der Rest setzt sich zu einem guten Teil aus *litterarischem* „Hausrat“⁷⁹ zusammen: Dinge und Wörter, *res et verba*, die aus der Fachliteratur, aus Kompilationswerken und Lexika abgeschrieben wurden; Namen, Topoi und Argumente aus der zeitgenössischen Publizistik; überhaupt Anspielungen auf die ganze bekannte Literatur der Zeit (auf der Titelseite u. a. Thomas Morus' *Utopia* oder Homers *Odysee*); Namen und Exempel der tradierten *historia*; Sentenzen antiker Autoritäten; deutsche Sprichwörter, Schwänke und Lieder u. v. m.⁸⁰ Verarbeitet wird das ganze Material, indem es de-kontextualisiert, verdichtet, verkürzt, sprachlich umgestaltet und oftmals ohne Markierung oder Angaben zu seinem ursprünglichen Kontext eingefügt wird.⁸¹ Den

77 Johann Fischart: Affentheurliche vnd Ungeheurliche Geschichtsschrift. [Straßburg: B. Jobin] 1575, Titelseite.

78 Auf den Punkt bringt das Rüdiger Zymner: Manierismus. Zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn [u. a.] 1995, S. 98: „Schon an den Titelblättern und Titelformulierungen der ersten drei Ausgaben der ‚Geschichtklitterung‘ sind formale und inhaltliche Tendenzen abzulesen, die dann im Erzähltext selbst bestätigt werden: die Tendenz zu Wortspielen, zu graphemischen bzw. phonologischen Korrespondenzen, zu Neologismen und neben weiteren Aspekten insbesondere die Tendenz zur Ausdehnung des Textumfangs, wie sie bei den Titelformulierungen durch die amplifizierenden Reihungen repräsentiert wird.“

79 Die Metaphorik ist durchaus historisch und findet sich etwa bei Erasmus, wenn er seine *loci*-Methode damit anpreist, dass mit ihr ‚griffbereiter Hausrat‘ für eigene Erörterungen bereitgestellt werde (*aderit ad manum parata supellex*), vgl. Desideriu Erasmus: *Ratio seu compendium verae theologiae per des. erasmus roterodamum*. Übers. von Gerhard B. Winkler. In: Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften. Lateinisch und Deutsch. Hrsg. von Werner Welzig. Bd. 3 von 8. Darmstadt 2016, S. 454.

80 Zum Anspielungshorizont des Romans vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*.

81 Zu den Verfahren der literarischen „Assimilation“ von Kenntnissen, wie beispielsweise der Verkürzung von ganzen Wissensbeständen auf Wörter und Wendungen, vgl. Tobias Bulang: *Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit*. Berlin 2011 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen. 2), S. 372–382.

gewaltigen Anspielungshorizont, der sich damit in das Buch eingeschrieben hat, konnte vielleicht der historische Autor rekonstruieren, heutige Leser*innen hingegen müssen entweder über die vielen Leerstellen hinweglesen oder auf aufwändige Spurensuche gehen – einen Kommentar oder eine moderne Edition gibt es nicht.⁸² Davon darf man sich aber nicht abschrecken lassen, denn zum einen wird der Text, obwohl oft behauptet, selten wirklich unverständlich oder gar unlesbar. Zum anderen hilft es für die Interpretation einer Stelle oft wenig, wenn man nach aufwändiger philologischer Suche weiß, woher ein Element im Text ursprünglich einmal stammte oder worauf genau angespielt wird. Oftmals geht es nämlich gar nicht um das, was genau verwertet wird, sondern darum, wie und wozu das getan wird – um das Explorieren unterschiedlicher Möglichkeiten der Verwertung.

Der Titel selbst macht darauf aufmerksam, indem er dieses Herstellungsverfahren ab 1582 auf den Begriff der *Klitterung* bringt. Damit thematisiert das Buch nicht mehr seine Gattungszugehörigkeit, sondern inszeniert eine Herstellungsweise. Während *Geschichtsschrift* auf der Ausgabe von 1575 noch auf die Gattung der Chronik weist und *Affentheurlich* eine Parodie („Nachäffen“) derselben suggeriert, meint *Geschichtklitterung* so viel wie ein ‚Zusammenbasteln und -pfuschen von Geschichte‘. Damit wird auf die Techniken frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit verwiesen, wo *klittern* im Sinne von ‚kleben‘ zum einen seine wörtliche Entsprechung im materialen Zerlegen und Neuzusammenfügen von Büchern findet. Mithilfe von Schere oder Exzerpt zerlegen frühneuzeitliche Gelehrte Bücher in einzelne Zettel und kleben oder pinnen sie zu neuen Büchern zusammen. Solche materialen Basteleien mit Schere, Papier und Kleber sind im Rahmen der gelehrten Wissens- und Literaturverwaltung bestens belegt.⁸³ Damit führt das Klittern zum anderen auch in den Bereich der ‚gelehrten Buchführung‘, wo die sog. Klitterbücher oder *adversaria* als papierbasierte Arbeitsspeicher verwendet werden, in die man etwas schnell einträgt, was man später oder parallel dazu auch noch in eine neue Ordnung sortiert.⁸⁴ Klittern steht also im Kon-

⁸² Die Edition von Hildegard Schnabel von 1969 (vgl. Anm. 6) ist vergriffen; eine kritische Werkausgabe mit Kommentar ist geplant. Von den Textbänden dieser ‚Berliner Ausgabe‘ – initiiert von Hans-Gert Roloff, Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler – sind in den letzten zwanzig Jahren drei erschienen, die geplanten ergänzenden Kommentarbände stehen noch gänzlich aus.

⁸³ Beispielsweise beschreibt der Universalgelehrte Conrad Gessner solche Techniken ausführlich in seiner *Bibliotheca universalis* (zuerst 1548), vgl. dazu Markus Krajewski: *ZettelWirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek*. 2., korr. u. erw. Auflage. Berlin 2017 (copyrights. 4), insb. S. 17–20; Hans H. Wellisch: *How to make an Index – 16th Century Style. Conrad Gessner on Indexes and Catalogs*. In: *International Classification* 8,1 (1981), S. 10–16; Helmut Zedelmaier: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit* (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte. 33). Köln 1992, insb. S. 99–107.

⁸⁴ Vgl. dazu grundlegend Jean-Marc Châtelain: *Les Recueils d'adversaria aux XVIe et XVIIe siècles. Des pratiques de la lecture savante au style de l'érudition*. In: *Le livre et l'historien*. Hrsg. von Frédéric Barbier. Genève 1997, S. 169–186; ferner vgl. auch Christoph Benjamin Schulz: *Poetiken des Blätterns*. Hildesheim 2015 (*Literatur – Wissen – Poetik*. 4), S. 169f.

text einer schnellen und flüchtigen Textproduktion, bei der vorhandene Texte in lose Zettel zerlegt und neu zusammengebastelt werden sowie schnell und flüchtig hingeschrieben wird. Dass diese Produktion durchaus problematisiert wurde, zeigt sich daran, dass sich das Verb auch als Schimpfwort für gelehrte Schriften und insbesondere Kompilationswerke findet, bei denen unsorgfältig gearbeitet wurde. So wettert etwa Hermann Ryff (selbst ein ausgesprochen produktiver Kompilator medizinischer und pharmazeutischer Abhandlungen) in seinem *Apoteck oder Confectbüchlin* (zuerst Frankfurt a. M. 1548) gegen geldsüchtige Buchdrucker, von denen *vilerley klitterbuechlin/ sunderlich in der loblichen vnnd heilsamen kunst der artzney/ von mancherley seltsamen vngereimpten stucken/ liederlich zuosamen gepletzt vnd gflickt werden/ den gemeynen mann mit grosser trefflicher verheyssung des gwaltigen prachtigen tittels/ betriegend*⁸⁵ – eine Stelle, die Fischart wohl kannte, hat er doch bei der Arbeit an der *Geschichtklitterung* an verschiedenen Stellen auf Ryffs Kompendium zurückgegriffen und daraus kompiliert.⁸⁶ Ferner nennt der Text den Titel auch ganz ausdrücklich, wenn im Prolog von kostbaren *fantaseien, wie sie ins Reiffen gemusterter Abecedeck zu finden*,⁸⁷ die Rede ist. Bei Fischart wird also im Titel offengelegt, dass das betitelte Werk auf jenen Praktiken der gelehrten Buchproduktion fußt, die in der Zeit wegen ihrer mangelnden Sorgfalt verschrien, zugleich aber wegen ihrer Effizienz weit verbreitet waren. Dass *Geschichtklitterung* an die Stelle der vormaligen Gattungsbezeichnung *Geschichtsschrift* gestellt wird, verheißt ferner eine Gattungsinnovation, insofern diese Praktiken hier offenbar ein Werk der Unterhaltungsliteratur konstituieren, das äffische Abenteuer und schrullige, *[n]aupengeheurliche* Possen verspricht, und nicht etwa eine auf die Weitergabe von Wissen zielende Chronik.

⁸⁵ Walther Hermann Ryff: Der erst theyl der kleinen Apoteck oder Confectbüchlin [...]. Straßburg [B. Beck, 1552], fol. Aij^r. Um noch ein Beispiel aus der Konfessionspolemik anzuführen: Bartholomäus Rulich: Gute Jesuiterische Neue Zeitung und Ursachen/ Warumb viel Tausend guthertziger Lutheraner/ Calvinianer/ Zwinglianer [...]. Erst zu Ingolstade/ Nachgedruckt zu Eißleben: Grosian, 1556, S. 32 wirft einer protestantischen Schrift vor, dass sie *aus verkehrtem Verstande/ nicht bey dem trewlichsten/ aus allerley Schrifften/ welche jemals/ etwan dem Augustino zugemessen worden/ sie sein gleich gewiß oder ungewiß/ wahr oder falsch gewesen/ ein Quodlibet oder Klitterbuch zusammen geflicket habe. Daß gleich wie an einem zusammen geflickten Bettlertzmantel allerley fetzen so einander weder an der Farbe noch am Gewande gleich sein/ zusammen geflickt werden: Also er ungewisse unter die gewissen Schrifften unrechtmessig gemischt habe*. Zum Klittern als ‚Kompilieren‘ bei Fischart vgl. auch Jodok Trösch: Cento, Quodlibet, or Compilation? Combinatorial Techniques of Citation in Fischart's ‚Geschichtklitterung‘. In: Cento-Texts in the Making. Aesthetics and Poetics of Cento-Techniques from Homer to ‚Zong!‘. Hrsg. von Manuel Baumbach. Trier 2022 (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 109), S. 265–290, S. 267.

⁸⁶ Zu Ryffs Apoteck- und Confectbüchlin als Quelle für die Geschichtklitterung vgl. Adolf Hauffen: Neue Fischart-Studien. Leipzig/Wien 1908 (Euphorion. 7. Ergänzungsheft), S. 284.

⁸⁷ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 28; ferner wird ab der Ausgabe von 1582 die *Reiffische* [*] Haußapoteck* im fünften Kapitel (ebd., S. 132) genannt und im 27. Kapitel werden bei Regenwetter *Safft, Salben vnd Schmer, so eigentlich als wern sie von Gwalter Reiffen von Straßburg [...]* darzu bestellt, besichtigt (ebd., S. 366).

Wer ein rudimentär ausgeprägtes *practical understanding* für die Praktik der Kompilation im 16. Jahrhundert hat, erkennt in Fischarts Text überall Spuren der Materialisierung dieser Praktik. Auf fast jeder Seite des Buches finden sich beispielsweise Synonymreihen und Listen von Namen, Exempeln oder Dingen. Oftmals verstoßen diese Reihungen auffällig gegen die Wirkabsicht rhetorischer *amplificatio*, weil sie dort gebildet werden, wo der Argumentation eigentlich gerade *kein* zusätzliches Gewicht verliehen werden müsste. Es werden in diesen höchst eigenartigen Paralipsen jeweils Reihen genau dort gebildet, wo es ausdrücklich nichts zu zeigen, belegen oder erörtern gibt. Solche Stellen betonen gerade durch ihre mangelnde Einbindung in übergeordnete argumentative oder narrative Strukturen den Umstand, dass ihnen die topische Logik von *locus* und darunter versammeltem Material aus anderen Texten zugrunde liegt. Im elften Kapitel werden beispielsweise alle Hieb Waffen aufgelistet, mit denen Gargantua als Kleinkind *nicht* hantierte:

Dann er bedorfft noch nicht des Achillis Peliasspieß, den niemand als er schwingen kont, noch des Rolands Durandal, des Artus Kaliburn, des Ogiers Kurtein, des Kaysers Großkarle Oriflambe, des Renalds Flamberge, vnd solche Flammklingen vnd Wurmstecher. Noch Rogiers Balisard, noch Scanderbecks Schwer Scharsachfochtel, noch Pompei Löwen Schwerdt, noch des Conestabel Aplanos, noch des Königs Rogiers Apulus vnnd Calaber, noch Bruti vnnd Cassij Lotringisch Hüt-dölchlin, noch des Meydlins Johanna Poucelle inn Franckreich Verrost Catarinen Schwerdt, damit sie die Engelländer vertriben, vnd noch zu S. Dionys ist gebliben: noch Königs Etzels auß Vngarn hochgeadelt vnglückschwerdt, dessen genealogy vnnd Vrane die Manßfeldisch Chronic beschreibt, biß auff Graf Lupold, dem es, als er im Schlaf reutend vom Gaul fül, das sächlin machet: und welches zu vnserer zeit der Duc Dalba nach der Schlacht bei Mülberg selsam soll außgegraben haben: vnd niemand weiß wo er mit hinkommen?⁸⁸

Die topische Struktur tritt nicht zuletzt durch die Suspension des Syntagmas deutlich hervor und indiziert in Verbindung mit der Verkürzung von historischen Kenntnissen auf jeweils einen Namen und eine Waffe, dass bei der Herstellung kompiliert wurde. Wie eine Spur hat sich das Durchsuchen einer Zettelsammlung nach einem Stichwort oder das Blättern im Register eines Nachschlagewerks in solche Reihen mit eingeschrieben. Die heroischen Schwerter stammen hier beispielsweise aus der antiken Epik und Historiographie (Achilles, Gnaeus Pompeius Magnus, Brutus und Cassius), aus der mittelalterlichen Chanson de geste (Roland, Ogier, Karl der Grosse, Renald) und der Matière de Bretagne (Artus), aber auch aus zeitgenössischen Kosmographien (König Rogier) und Chroniken (*Manfeldische Chronik*).⁸⁹ Sogar Wissenspartikel aus

⁸⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 224.

⁸⁹ Vgl. zu den Quellen der „Liste der sagenhaften Schwerter“ Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 224–225. Dass ein Graf Lupold oder Leupold von Attila abstamme und im Schlaf vom Pferd gefallen sein soll, finde ich ebenso wenig in der Mansfelder Chronik wie Angaben zu Attilas Schwert, vgl. zu Attila Cyriacus Spangenberg: *Mansfeldische Chronica. Der Erste Theil. Von Erschaffung vnd Austheilung der Welt* [...]. Eisleben: A. Petri, 1572, fol. 51^v–52^f. Zur Schlacht am Mühleberg vgl. ebd., fol. 454^f. Jakob und Wilhelm Grimm geben an, dass der mittelalterliche Chronist Lambert Schafnaburg (Lambertus Hersfel-

der zeitgenössischen Polemik finden sich hier mit dem Duc D'Alba (Fernando Álvarez de Toledo).⁹⁰ Zugleich wird aber auch deutlich signalisiert, dass die Praktik bei der Herstellung nicht ganz zweckgemäß angewendet wurde. Beispielsweise gehört *König Rogiers* nicht wirklich zu den namhaften Helden. Sein Schwert ist nur ‚berühmt‘, weil es in Sebastian Münsters *Cosmographia* eine Abbildung davon gibt, während ein ziemlich kurzer Absatz erklärt, wie sein Besitzer in die Geschichte Siziliens einzuordnen ist.⁹¹ Auch inwiefern die Caesar-Mörder Cassius und Brutus in die Liste saghafter Helden gehören, scheint mehr als fraglich. Ferner heißt das Schwert von Karl dem Großen nicht *Oriflambe*, sondern „Joyeuse“; Gnaeus Pompeius Magnus hatte kein Löwenschwert (*Pompei Löwen Schwerdt*), sondern einen Siegelring mit dem Bild eines schwertragenden Löwen; Aplanos ist keine Waffe (*des Conestabel Aplanos*), sondern die Devise des Hauses Montmorency usw.⁹²

Zum einen akkumuliert der Text also Material an *loci*, die in der Erzählung und Argumentation keine Rolle spielen und daher auch nicht mit einer Fülle an Beispielen belegt werden müssen. Zum anderen finden sich, wie anhand der Schwerliste gezeigt, Materialien in den Listen, die nicht wirklich zum *locus* passen und die topische Struktur unterminieren. Dieser Zug, an argumentativen oder narrativen Nicht-Orten alles anzureihen, was sich im *litterarischen* Hausrat finden lässt, wird schon prominent auf der Titelseite reflektiert. In der Ausgabe letzter Hand werden ganze 17 Königreiche

densis, hier wohl dessen *Annales*) berichte, dass Heinrich IV. 1071 Attilas Schwert einem Lupolt von Mersburg geschenkt haben soll, der aber beim Sturz vom Pferd in die Klinge gefallen und dabei gestorben sei, vgl. Jakob Grimm, Wilhelm Grimm: *Altdeutsche Wälder*. Bd. 1. Cassel: Thurneissen, 1813, S. 212, Anm. 10.

90 Dass Toledo nach der Schlacht bei Mühleberg Attilas Schwert ausgegraben haben soll, wie hier angegeben wird, würde jedenfalls ganz im Sinne der ‚Schwarzen Legende‘ polemisch eine direkte Verbindungslinie zwischen dem wegen seiner Schreckensherrschaft im deutschen Gebiet als *Flagellum Dei* in die Chroniken eingegangenen Attila und dem die Brutalität beerbenden Herzog von Alba ziehen – in der *Mansfeldischen Chronica* ebenfalls nicht gefunden. Vgl. zu Attila als *Flagellum Dei* Spangenberg, *Mansfeldische Chronica*. fol. 51^v–52^r. In Fischarts ‚Neue Zeitung‘ über die Vernichtung der spanischen Armada wird der Duc D'Alba zwar erwähnt, nicht aber, dass der Attilas Schwert ausgegraben hätte, vgl. Johann Fischart: *Gantz gedenckwürdige vnd Eygentliche Verzeichnuß/ wie die mächtig und prächtig von vielen Jahren her zugerüstete Spanische Armada [...]*. Straßburg: B. Jobin, 1588.

91 Sebastian Münster: *Cosmographia*. Beschreibung aller Lender durch Sebastianum Munsterum [...]. Basel: H. Petri, 1546, fol. clxx^r. Vgl. dazu auch Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 224–225.

92 Als man Caesar nach Pompeius' Ermordung dessen Kopf und Siegelring überbrachte, soll er geweint haben. In diesem Zusammenhang erwähnt Plutarch den schwertragenden Löwen auf dem Ring, vgl. Plutarch: *Plutarch's Lives*. Ins Englische übersetzt von Bernadotte Perrin. Cambridge/London 1917. Version der Perseus Digital Library, <http://data.perseus.org/citations/urn:cts:greekLit:tlg0007.tlg045.perseus-eng1:80.5> [Zugriff: 01.09.24]. Mit *Conestabel* ist ferner vermutlich Herzog Anne de Montmorency gemeint, vgl. Jean Le Laboureur: *Les tombeaux des personnes illustres. Avec leurs eloges, genealogies, armes & devises*. Paris: Jean le Bouc, 1642, S. 85: *Le mot de la maison de Montmorency est aplanos, mot Grec, qui confirme que l'intention des Seigneurs de cette famille fut de tesmoigner leur fidelité au service de Dieu & de nos Roys, par le chien de leur tymbre [...] en Grec signifie non Vagus, Erroris, Experts, Constans, Status, Stabilis, Firmus, etc.*

im wörtlichen Nirgendwo aufgeführt, darunter: *Utopien/ Jedewelt vnd Nienenreich [...] NubelNibelNebelland/ Erbvögt auff Nichilburg/ vnd Niderherren zu Nullibingen/ Nullenstein vnnnd Niergendheim*. Weil die Reihenbildung an ‚Nicht-Orten‘ immer wieder wiederholt und variiert wird, übt der Text sozusagen ein rhetorisch-topisches Verständnis von Utopie ein, das nicht soziale Möglichkeitsräume an topologischen, sondern paradigmatische Möglichkeitsräume an topischen Nichtorten eröffnet.

Der methodische Anschluss an die Praxeologie bringt den Vorteil mit sich, dass die Analyse der unterschiedlichen Übungen von Fischarts Roman an die Befunde zu den Praktiken und Dingen der Gelehrtenkultur anschließen kann, die in den letzten Jahren seitens der interdisziplinären Frühneuzeitforschung diskutiert wurden.⁹³ Gerade in der historischen Forschung hat die Erkenntnis, dass Wissenschaft „bis zum 18. Jahrhundert vornehmlich eine Tätigkeit gewesen ist, die sich mit Texten beschäftigt hat“ und durch spezifische historische Praktiken strukturiert wurde, zu einer Vielzahl an Untersuchungen geführt.⁹⁴ Texte werden im 16. Jahrhundert primär aus anderen Texten gemacht, und das nicht nur mittels *imitatio*, sondern auch materiell durch Lesen, Notieren, Exzerpieren, Sammeln, Ordnen, Kompilieren, Plagieren usw. Material wird aus anderen Texten gesammelt und für neue Texte verwertet. Hierfür wurden dazu eingerichtete Nachschlagewerke konsultiert sowie eigene Materialsammlungen angelegt. Man hat die Praktiken, die sich in diesem Zusammenhang entwickelt haben, auf den Begriff der *commonplace mentality*, der „Zettelwirtschaft“ oder der „Wissensökonomien“ gebracht.⁹⁵ Die damit verbundenen Praktiken zielen nicht nur auf Effizienz und sind an geldökonomische Systeme (Buchmarkt, Karriere in der Reichsverwaltung oder an der Universität usw.) gekoppelt, sondern greifen auch auf merkantile Techniken zurück wie beispielsweise die doppelte Buchführung – man exzerpiert in der Reihenfolge, wie man etwas liest, in ein Heft A und verzeichnet pa-

⁹³ Vgl. Anthony Grafton: *Inky Fingers. The Making of Books in Early Modern Europe*. Cambridge 2020; Markus Friedrich, Jacob Schilling (Hrsg.): *Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie*. Berlin/Boston 2019 (*Cultures and Practices of Knowledge in History*. 2); ferner die von Markus Friedrich, Christine von Örtzen und Vera Keller herausgegebene Reihe *Cultures and Practices of Knowledge in History* (De Gruyter); Gabriele Jancke: *Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten*. Göttingen 2013 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung. 15); Helmut Zedelmaier: *Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung*. Tübingen 2015 (*Historische Wissensforschung*. 3); Marian Füssel: *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*. Darmstadt 2006; Frank Büttner, Markus Friedrich, Helmut Zedelmaier (Hrsg.): *Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit*. Münster 2003 (*Pluralisierung & Autorität*. 2); Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow (Hrsg.): *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Tübingen 2001 (Frühe Neuzeit. 64).

⁹⁴ Helmut Zedelmaier, Martin Mulsow: Einführung. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Hrsg. von dens. Tübingen 2001 (Frühe Neuzeit. 64), S. 1–8, hier: S. 1.

⁹⁵ Zum Begriff der Wissensökonomie vgl. Davina Benkert: *Ökonomien botanischen Wissens. Praktiken der Gelehrsamkeit in Basel um 1600*. Basel 2020 (*Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft*. 188), S. 33–36; zum Begriff der „Zettelwirtschaft“ vgl. Krajewski, *ZettelWirtschaft*.

rallel dazu die Neueingänge auch noch systematisch in einem Heft B. Bei dem, was Gelehrte wie Fischart ihr Leben lang verwalten, handelt es sich um Buchwissen. Ein guter Teil davon lässt sich seiner Struktur und seinem Gebrauch nach als Belegmaterial verstehen. Mit ihm wurden die eigenen Aussagen belegt, wofür im 16. Jahrhundert vor allem auf Zeugen aus der *historia* oder auf Autoritäten aus dem klassischen Kanon zurückgegriffen wurde. Die Struktur von Wissen als Belegmaterial besteht daher aus einer Information in Form eines Exempels („Figur A hat irgendetwas gemacht, erlebt, erlitten ...“) oder einer autoritativen Aussage („wie Autorität B sagt ...“) mit dazugehörigen Angaben, bei welcher glaubhaften Quelle diese Information überliefert wird.

Ein Beispiel für ein Nachschlagewerk, auf das Fischart immer wieder zurückgriff, ist die Exempelsammlung von Andreas Hondorff. Sie versammelt Exempel aus der Bibel, der antiken Geschichtsschreibung, aus mittelalterlichen Quellen und zeitgenössischen Chroniken in der Ordnung des Dekalogs. In der *Geschichtklitterung* erhalten die Kompilierwerke der zeitgenössischen Homiletik ein schlechtes Zeugnis, obwohl offensichtlich extensiv aus ihnen abgeschrieben wurde.⁹⁶ An Hondorffs ‚Exemplervorrat‘ (*Promptuarium Exemplorum*) lassen sich die topischen Strukturen veranschaulichen, die die frühneuzeitliche Wissensverwaltung prägen. Topisch meint in diesem Fall, dass Wissensbereiche nach einer räumlichen Struktur von Ober- und Unterbegriffen (sog. *loci*) geordnet und begrifflich gefasst werden. Hondorffs Sammlung ist auf den Gebrauch beim Verfassen von Predigten ausgelegt und wählt als Makrostruktur den Dekalog (die Zehn Gebote), also eine disziplinäre Aufteilung mit zehn *loci* erster Ordnung. Jedem Gebot werden weitere *loci* untergeordnet, die wiederum mehrere Titel (man könnte von *loci* dritter Ordnung sprechen) umfassen.⁹⁷ Ein ausführlicher *Index Locorum*, der am Anfang des Buches steht, gibt über die zu jedem Gebot gehörenden *loci* und die darunter behandelten *tituli* Auskunft und bietet damit einen Überblick über die Wissensarchitektur. Zum ersten Gebot gehören beispielsweise vier *loci* (*De Martyribus*, *De Idolatria*, *De Haereticis & Idolatris*, *De Astronomia*), die jeweils unter sich mehrere *tituli* führen, die vom Allgemeinen ins Historisch-Spezifische gehen (bei *De Martyribus* sind das beispielsweise zehn Titel, die vom allgemeinen *Vieler vnd fürnembster Gottes Zeugen/ Bekenner vnd Martyrer/ Historien* bis zum spezifischen *Erschreckliche[n] Mordt an 88. Personen vmb deß Euangelij willen zu Montalo in Neapo-*

⁹⁶ Im 26. Kapitel wird erzählt, dass sich Gargantuas Vorleser an Gebetsformularen bedient hätte, was kommentiert wird, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 336: *Gebettformular, die heut ein jeder Cantzelstand vnd Predigstulbescheiter zusammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Hauß, an Doctor Geßners Bibliothek oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im andern theyl zur Liberi noch wol bekommen, vnd wird sie kein Lumroff schützen, es sey dann ein frommul.*

⁹⁷ Andreas Hondorff: *Promptuarium Exemplorum*. Das ist: Historien vnd Exempelbuch/ nach ordnung vnd Disposition der heiligen Zehen Gebott Gottes [...]. Frankfurt a. M.: P. Schmidt, 1572, fol. X2^v–X3^r.

lis reichen).⁹⁸ Neben diesem thematischen Inhaltsverzeichnis verfügt Hondorffs Sammlung zudem über ein ausführliches Register, mit dem das Buch alphabetisch durchsucht werden kann. Im Register stehen die Eigennamen von Personen, Figuren und Orten jeweils in alphabetischer Ordnung mit einer kurzen Beschreibung und der entsprechenden Blattzahl. Da ein guter Teil der Figuren in mehreren Exempeln vorkommt, sich also als Beispiele für ganz unterschiedliche Gesichtspunkte eignet, ergeben nur schon die verschiedenen Registereinträge zu ein und demselben Namen einen guten Eindruck, um was für Figuren es sich handelt. Von Cambyses, der im Register fünf Einträge hat, erfährt man dergestalt, dass er 1. *Egypten eróbert* hat, 2. *sich mit seinem eigenen schwerd* erstach, 3. *zornig wider Amasim* war, 4. *den Tempel des Abgotts Ammonis Jovis* plünderte und 5. *einen ungerechten Richter schinden* ließ.⁹⁹ Wollte man eine Liste onymer Exempel erstellen zu den *loci* Selbstmord, Eroberung, Zorn oder Gerechtigkeit, konnte man sich dafür den Namen Cambyses direkt aus dem Register herausschreiben, ohne das dazugehörige Exempel tatsächlich gelesen zu haben. Bei Fischart finden sich allenthalben solche Reihungen von Namen, die lediglich durch ein Beiwort und/oder ein *word-crossing* mit einem Moment aus der tradierten *historia* verbunden sind. Eine solche Reihung weist wie eine Spur auf die Verwendung von Nachschlagewerken bei der Herstellung. Dass Fischarts Reihungen Information auf Sprachmaterial verkürzen, mag zwar durchaus dem *ludus lectoris*, dem Rätselspaß einer sehr gelehrten Leserschaft dienen,¹⁰⁰ sie veranschaulichen aber auch, wie effizient man mithilfe von Register und Index Informationen zusammenschreiben – eben: *klittern* – kann. Die Reihungen aktivieren bei der Lektüre ein *practical understanding*, das in den eingereihten Wissenspartikeln nicht bloß Einzelreferenzen auf konkrete Quellen und deren propositionalen Gehalt erkennt, sondern in ihrer Kürze und Reihung Spuren gelehrter Herstellungspraktiken sichtbar werden lässt.

Dass Fischarts Reihungen nicht nur systematisch auf gelehrte Praktiken referieren, sondern eine demonstrative, *klitternde* ‚Fehlanwendung‘ derselbigen inszenieren, ließe sich an zahlreichen Beispielen zeigen. Hondorffs Sammlung bietet durch ihre topische Gliederung, den thematischen Index und das alphabetische Register ganz unterschiedliche Zugriffs- und Suchmöglichkeiten auf die darin versammelten Exempel. Will man etwa, wie Fischart das für eine Stelle der *Geschichtklitterung* getan hat, einen Katalog von Beispielen für die Bestrafung von Ehebruch, Vergewaltigung und unehelichem Sex zusammenstellen, bieten sich mehrere Möglichkeiten. Man könnte etwa das Register überfliegen und sich alle Namen herausschreiben, bei denen von Unzucht und Bestrafung die Rede ist. Da die Registereinträge, wie gesehen, in der Regel nicht bloß Namen, sondern dazugehörige Mikronarrative enthalten, wird man

⁹⁸ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol.)(1^r.

⁹⁹ Ebd., fol. Zz iij^v.

¹⁰⁰ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*.

auf diese Weise fündig werden, ohne, wie oben bereits angemerkt, die eigentlichen Exempel im Anschluss aufschlagen und nachlesen zu müssen (um ein Beispiel für ein solches Mikronarrativ aus Hondorffs Register zu nennen: *Semiramis von jrem son ertódtet/ als sie jhn zur vnzucht begerte. 266b*).¹⁰¹ Oder man könnte, da die Sammlung ja nach den zehn Geboten geordnet ist, vermuten, dass unter dem 6. Gebot wahrscheinlich ein oder zwei *loci* zum Thema Keuschheit und unter dem 9. Gebot der *locus* Ehebruch zu finden sein dürften, und den *Index Locorum* konsultieren. Hier hätte man dann allerdings das Problem, dass die Bestrafungen von Unkeuschheit und Ehebruch bei Hondorff an mehreren *loci* behandelt werden. Man kommt folglich um das Blättern an den eingegrenzten Stellen nicht herum. Dass auch Fischart geblättert hat, hat sich wie eine Spur an einigen Stellen in den Text mit eingeschrieben. Das folgende Beispiel stammt aus dem fünften Kapitel und listet auf, was für sexuelle Handlungen Grandgousier, der Vater von Gargantua, *nicht* ausführte:

Nein, Nein, diß war seins glaubens gar nicht, er fieng kein Troianischen farrenwütigen Hellenkrieg drumb an, mault mit keinem Agamemnon vmb das Brisachelslein, stürztzt sich in kein Kurtzenloch drumb, war kein Pausanischer, Scedasischer, Carrarischer, Barhüserischer, Leuitischer vnd Dirschereitischer Freimüllerischer Meidlingmetziger: ward kein Mundischer Isenpfaff drumb, daß er ins elend einer nacht halben komm: Er war kein Bryas, daß jm die Braut im schlaff die augen außriß: man dorfft jn nicht drumb auff Macrinisch inn ein Ochsen vernehen, noch Sicilische Vesper mit jm spilen: Temoclia dorfft jhm keinen Schatz im Bronnen zeigen: man gesegnets jm nit wie dem Salust mit Peitschen, oder dem Schweitzerischen Amptmann mit der Achß im Bad, vnd dem Domherren mit dem Strigel [...].¹⁰²

Von den insgesamt 24 Exempel, die auf wenige Wörter (auf Name, Stand, Funktion und/oder Art der Bestrafung) verkürzt sind, stammt rund die Hälfte aus Hondorffs *Promptuarium Exemplorum*.¹⁰³ Fischarts Reihe folgt interessanterweise insgesamt auch in etwa der Ordnung, in der die Exempel im *Promptuarium* unter dem *locus* „De Poena Scortatorvm et Moechorum“ aufgeführt werden.¹⁰⁴ Bei beiden dient als erstes Beispiel Paris, der mit dem Raub der Helena den Trojanischen Krieg ausgelöst hat. Bei Fischart findet sich im Anschluss aber eine kurze Liste an Femiziden (*Scedasischer, Carrarische [...] Meidlingmetziger*), von denen nur der Mord an Scedasos Töchtern auch im *Promptuarium* auf der ersten Seite des entsprechenden *locus* steht, während beispielsweise Pausanias (*Pausanischer*) gar nicht an dieser Stelle, sondern unter dem 9. Gebot zu finden ist. Das macht auf ein Problem topischer Ordnung aufmerksam: Mordende Vergewaltiger verstoßen gleich gegen mehrere Gebote, ihre Exempel lassen sich folglich bei Hondorff nicht eindeutig zuordnen und werden an unterschiedlichen *loci* aufgeführt. Das führt dazu, dass die kurze Femizid-Subliste nicht durch sukzessives Blättern zustande gekommen sein kann, sondern ebenfalls, in einem separaten

¹⁰¹ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol. Aaa vi^v.

¹⁰² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 112–113.

¹⁰³ Vgl. dazu auch Holstein, *Der Ehediskurs der Renaissance*, S. 90–91.

¹⁰⁴ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol. 251^v.

Durchgang gesammelt, aus einem Nachschlagewerk oder der eigenen Materialsammlung stammt. Nach der Femizid-Liste geht es wieder nach der Ordnung des *Promptuariums* weiter: der Isis-Priester Mundus (*Mundischer Isenpfaß*), Bryas, Temoclia usw. Fischart hat nicht jedes Exempel, das sich bei Hondorff findet, für obige Stelle verwendet. Manchmal scheint einige Seiten im *Promptuarium* weitergeblättert worden zu sein, bis ein Exempel wieder aufgenommen wurde – vielleicht weil es in dem (nicht erhaltenen) Handexemplar mit einem Fingerzeig hervorgehoben war? Jedenfalls erweckt die lose Orientierung an der Reihenfolge der Quelle den Eindruck des flüchtigen Durchblätterns. Verstärkt wird dieser Eindruck durch den Umstand, dass sich auch Fehler nachweisen lassen. Dem Domherrn mit dem Striegel, der sich bei Fischart findet, entsprechen im *Promptuarium* zwei verschiedene Exempel.¹⁰⁵ Einerseits findet sich die Geschichte von einem *Thumherr[n]* (= Domherr), der die Frau eines Bäckers beehrte und von diesem später erstochen worden sei, andererseits das Exempel eines *Procurators*,¹⁰⁶ der die Frau eines Juristen beehrte und von diesem im Bad mit einem Striegel mit langen, schneidenden Zähnen zu Tode gestriegelt wird. Diese Vermischung erlaubt sogar die Vermutung, in welcher Ausgabe der populären und vielgedruckten Sammlung Fischart blätterte: nur in der Ausgabe von 1572 stehen beide Exempel auf derselben Seite.¹⁰⁷ Bei einer flüchtigen Lektüre, die den Text allein nach Namen und Bestrafungsarten durchscannt, würde die typographische Nähe jedenfalls erklären, wieso zwei unterschiedliche Exempel als ein (sehr) langes verstanden worden sein könnten.

Die Verwendung unterschiedlicher Kompilationswerke und die sich mit in den Text einschreibende unsorgfältige Arbeitsweise weisen meines Erachtens darauf hin, dass auf Ebene der Herstellungspraktiken eine bestimmte Autorschaft inszeniert wird. Auf der Titelseite wird diese bezeichnenderweise nicht Johann Fischart, sondern *Huldrich Elloposcleron* genannt. *Elloposcleron* konstruiert sich aus griechisch ‚Fisch‘ (*ellop*) und ‚hart‘ (*skleros*), womit der Name *Fischart* etymologisch als ‚Fischhart‘ gedeutet und gräzisiert wird. Der Name greift damit eine Praktik humanistischen Self-Fashionings auf,¹⁰⁸ in der auch der Name *Huldrich* seinen historischen Ort hat. *Huldrich* ist eine Re-Etymologisierung von Ulrich, mit der sich einige gelehrte Ulriche der Zeit – etwa der Zürcher Reformator Huldrich Zwingli oder der Basler Drucker Huldrich Frölich – schmückten. Entgegen der immer wieder in der Forschung

¹⁰⁵ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 460.

¹⁰⁶ Hondorff, *Promptuarium Exemplorum*, 1572, fol. 268^v.

¹⁰⁷ Nur in der Frankfurter 1572er Ausgabe befinden sich, soweit ich sehe, beide Exempel auf derselben Seite (268 verso), wenn auch ein weiteres längeres Exempel (*Vom Pfarherr, der einer Ehefrau nachtrachtet und seine Nieren verliert*) zwischen dem Striegel- und Domherrenexempel eingefügt ist. In der 1568er Ausgabe fehlen beide Exempel (vgl. Hondorff, *Promptvarivm exemplorvm*, 1568, fol. 264^v), in den Ausgaben von 1574 und 1576 finden sich die Exempel auf demselben Blatt, aber jeweils recte und verso verteilt.

¹⁰⁸ Zum Begriff des Self-Fashionings vgl. Greenblatt, *Renaissance Self-Fashioning*.

wiederholten Behauptung handelt es sich bei *Huldrich* folglich um keine Entsprechung des Namens Johannes.¹⁰⁹ Das ursprünglich hebräische *Jochanan* bedeutet ‚Gott ist gnädig‘, während *Huldrich* das opake Ulrich als ‚der, der reich an Hulde ist‘ wieder durchsichtig machen soll.¹¹⁰ Beide Namen haben unterschiedliche Provenienzen und unterschiedliche Benennungsmotive, sie profilieren aber eine *persona*, die sich als Teil der *res publica litteraria* generiert, an deren gelehrtem Self-Fashioning sie mittels Gräzisierung und Re-Etymologisierung partizipiert. Auch die Herstellungspraktiken sind Teil dieses Self-Fashionings.

2.2 Stand der Forschung

In der *Geschichtklitterung* werden verschiedenste Techniken des ‚liederlichen Zusammenpletzens und -flickens‘ von Texten durchexerziert, was das Buch zu einem der merkwürdigsten Werke der deutschen Literatur macht. Diese Eigenart hat der Forschung einige Probleme bei der Einordnung bereitet. Das Buch scheint weder ganz Roman noch ganz Übersetzung, weder ganz Satire noch ganz Enzyklopädie zu sein. Im Folgenden werde ich entlang dieser vier Stichworte die verschiedenen Ansätze durchgehen, die in der Forschung für Fischarts Hauptwerk diskutiert werden, um vor diesem Hintergrund meine Herangehensweise zu konturieren.

In Literaturgeschichten und Handbüchern wird bisweilen darauf hingewiesen, dass die *Geschichtklitterung* zur Vor- oder Frühgeschichte des Romans gehört.¹¹¹ Eine solche stellt allerdings noch in weiten Teilen ein Desiderat dar. Blickt man nicht von den experimentelleren Anverwandlungen der Gattung in der Moderne, sondern von der Literatur des 16. Jahrhunderts auf Fischarts Buch, steht man vor dem Problem, dass es sich zwar vielleicht in eine Linie mit Jean Paul oder Arno Schmidt stellen lässt,¹¹² dafür aber so gar nicht in die deutsche Literatur der Zeit zu passen scheint.¹¹³ Um nicht die ganze Zeit vom Text oder Buch zu sprechen, verwende ich im Folgenden aber dennoch den Begriff ‚Roman‘ für die *Geschichtklitterung*, allerdings mit eingeschränkten gattungsgeschichtlichen Implikationen. Die längeren Prosaerzählungen des 16. Jahrhunderts – etwa das Faustbuch, die Magelone oder Georg Wickrams Pro-

¹⁰⁹ Vgl. hierzu auch Trösch, Wilde Semiose, S. 111f.

¹¹⁰ Vgl. Hans Bahlow: Deutsches Namenlexikon. Familien- und Vornamen nach Ursprung und Sinn erklärt. München 1985, S. 265 u. S. 528.

¹¹¹ Vgl. exemplarisch Wolfgang Beutin: Humanismus und Reformation. In: ders. [u. a.]: Deutsche Literaturgeschichte. 8., akt. und erw. Auflage. Stuttgart/Weimar 2013, S. 59–102, insb. S. 101.

¹¹² Zu dieser Reihenbildung vgl. auch Ralf Simon: Grundlagen einer Theorie der Prosa. Überlegungen zur basalen Selbstreferentialität der Dichtung nach Roman Jakobson. Berlin/Boston 2022 (Theorie der Prosa), S. 2, S. 5.

¹¹³ Vgl. exemplarisch Benedikt Jeßing: Von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert. In: Kleine Geschichte des deutschen Romans. Hrsg. von Benedikt Jeßing, Karin Kress, Jost Schneider. Darmstadt 2012, S. 11–62, insb. S. 26.

saromane – bewegen sich, wie Jan-Dirk Müller argumentiert hat, auf die „Zielform“ Roman hin.¹¹⁴ Aber von den sich in der Zeit verfestigenden Merkmalen dieser Zielform teilt Fischarts Buch eigentlich nur die ungebundene Rede, und selbst die neigt vielfach zum Prosimetrum.

Dass es bei Fischart vorrangig um die erzählerische Entfaltung einer vergangenen Handlung gehen würde, was das Hauptmerkmal eines frühneuzeitlichen Prosaromans wäre, lässt sich hingegen beim besten Willen nicht behaupten. Das zeigt sich, sobald man über das vielversprechende Titelblatt des Buches hinaus liest. Dort wird die [a]ffentheurliche Parodie einer Heldenchronik in Aussicht gestellt, die *Leben/ rhaten vnd Thaten der [...] Helden vnd Herrn Grandgusier/ Gargantoa/ vnd Pantagruel* erzählt.¹¹⁵ Das Buch löst dieses Versprechen aber nur bedingt ein. Blickt man nur auf den Plot, scheint die Erzählung zwar im Großen und Ganzen dem Muster einer Heldenerzählung (mit ausgesprochen trink- und essfreudigen Riesen als Protagonisten) zu folgen.¹¹⁶ Es wird die Entwicklung eines Helden von Kindesbeinen an erzählt. Nach Ausführungen über die Herkunft des Herrschergeschlechts und die Heirat der Eltern folgen Gargantuas Geburt, seine Kinder- und Jugendjahre und schließlich ausführlich die Zeit seiner Ausbildung, die mit sophistischer Pädagogik am Hof des Vaters beginnt und in Paris bei ‚neuen‘ humanistischen Lehrern fortgesetzt wird. Die Studienjahre finden im letzten Drittel des Romans ein jähes Ende, als ein Streit zwischen Hirten und vorbeifahrenden Fladenbäckern eskaliert und es zum Krieg kommt, in dem sich Gargantua in der Verteidigung seines Reiches gegen den größtenwahnsinnigen König Bittergroll bewähren muss. Gargantua und seine Freunde sind schließlich siegreich und werden damit belohnt, dass sie nach ihren eigenen Vorstellungen eine Abtei errichten und einen Orden gründen dürfen, deren genaue Beschreibung die letzten Kapitel des Romans füllt.

Dieses heroische Handlungsgerüst wird aber vielfach gebrochen und, vor allem: unterbrochen. Das liegt zum einen daran, dass gegenüber den *Thaten* der Helden das *Rhaten* sowohl auf Ebene des Erzähldiskurses als auch auf Ebene der erzählten Ge-

¹¹⁴ Vgl. dazu grundlegend Jan-Dirk Müller: Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert – Perspektiven der Forschung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. 1. Sonderheft: Forschungsreferate (1985), S. 1–128.

¹¹⁵ Diese *Geschichtsklitterung* wird zwar in den beiden Folgeauflagen 1582 und 1590 dem Titel nach zur *Geschichtklitterung*, wobei aber dafür der Gattungsbezug zur Heldenchronik im Prolog explizit gemacht wird, der in der Ausgabe von 1590 als Einführung in *die Chronick vom Grandgoschier, Gurgelantual vnd Pantadurstlingern* (Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 23) betitelt wird.

¹¹⁶ Vgl. hierzu insbesondere auch Hans-Jürgen Bachorski: Irrsinn und Kolportage. Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur *Geschichtklitterung*. Trier 2006 (Literatur, Imagination, Realität. 39), S. 366–369. Mit Blick auf die Erzählmuster von Fischarts Vorlage vgl. auch Tobias Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 338–340.

schichte überhandnimmt.¹¹⁷ Zum einen räsoniert die Erzählinstanz fortlaufend über alle möglichen Fragen und Gemeinplätze, die sich aus dem mehr oder weniger losen Zusammenhang mit dem Erzählen ergeben. Anstatt beispielsweise von der Genealogie der Riesen zu erzählen, werden im ersten Kapitel erst einmal die Bedingungen genealogischen Erzählens problematisiert. Das Erzählen rückt in diesen Digressionen oftmals weit in den Hintergrund: Anstatt die Geschichte zu erzählen, wird erörtert, ein fiktives Publikum adressiert, die eigene Rede reflektiert oder das, was erzählt wird, bezeugt. Dabei kann jederzeit irgendein Stichwort oder Gemeinplatz zu weiteren Exkursen in das Archiv der Zeit führen. Mit Gérard Genette könnte man daher sagen, dass die „extra-narrativen Funktionen“ gegenüber der narrativen Funktion (Geschichte zu erzählen) überhandnehmen.¹¹⁸ Wie die *narratio* nur eine Aufgabe von mehreren ist, die der Orator zu leisten hat, so scheint die narrative Funktion nur eine unter vielfältigen rhetorischen Funktionen zu sein, die sich in der *Geschichtklitterung* der Ich-Instanz des Textes zuordnen lassen. Es bietet sich daher an, diese Ich-Instanz nicht als Erzählinstanz zu beschreiben (obwohl sie das natürlich *auch* ist), sondern sie primär als eine rhetorische Instanz mit unterschiedlichen Redemasken (*personae*) in den Blick zu nehmen.¹¹⁹

Zum anderen unterbricht nicht nur diese rhetorische Instanz die Heldenerzählung fortlaufend, sondern auch die Figuren selbst neigen dazu, in Reden, Briefen und Gesprächen zu reflektieren und zu räsonieren. Für diese Verschiebung von Handlung in Figurenrede und von Erzählung in Erörterung finden sich auf fast jeder Seite Beispiele. Besonders anschaulich wird sie daran, wie Grandgousier in der *Geseßwisch*-Episode des 16. Kapitels die vorzügliche Begabung seines Sohnes erkennt. Die Vorzüglichkeit großer Helden manifestiert sich in der Regel an Taten, wie Grandgousier selbst zu berichten weiß: Philippus erkannte die Begabung seines Sohnes Alexander (dem Großen) daran, dass er ein Pferd zähmte, das sich vor Schatten scheute.¹²⁰ Obwohl in der Kapitelüberschrift angekündigt, wird Gargantuas *ingenium* von Grandgousier aber gerade nicht anhand von dessen Entdeckung einer neuen und höchst be-

117 In Bezug auf die Hauptfiguren spricht Bachorski, *Irrsinn und Kolportage*, S. 368–369 davon, dass deren „Weltaneignung vor allem auf verbalem Wege“ erfolge, anstatt dass die Vorzüglichkeit der Helden sich, wie im epischen Muster, „in der Tat“ entfaltet.

118 Diese Umgewichtung vollzieht sich im Umfang; in Genettes Modell hängen auch die extra-narrativen Funktionen logisch vom Erzählakt und der narrativen Funktion ab, vgl. Gérard Genette: *Die Erzählung*. Übers. von Andreas Knop. 3. durchges. und korr. Auflage. Paderborn 2010, S. 166.

119 Diese Inszenierung zeigt sich vor allem in der fiktiven Redesituation, die in Widmungsvorrede und Prolog entwickelt wird (vgl. hierzu Kap. 3.2.); zum historischen Zusammenhang von fiktionaler Erzählinstanz und rhetorischer *persona* vgl. Anita Traninger: *Erzähler und ‚persona‘*. Rhetorik und Narratologie zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: *Wege moderner Rhetorikforschung. Klassische Fundamente und interdisziplinäre Entwicklung*. Hrsg. von Gert Ueding, Gregor Kalivoda. Berlin/Boston 2014 (Rhetorik-Forschungen. 21), S. 185–210.

120 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 268.

haglichen Methode erkannt, sich den Hintern abzuwischen,¹²¹ sondern anhand der kunstvollen Rede, mit der Gargantua nicht nur in Prosa, sondern auch in Versen über seine Forschungen im Bereich der Analerotik zu rasonieren weiß.¹²² Gargantias *ingenium* zeigt sich in dessen ersten Dichtungen. Die Thematisierung von basalen körperlichen Bedürfnissen (unter)bricht dabei das Muster heroischen Erzählens, das den Toilettengang der Helden üblicherweise ausspart. Die Beschreibung der Figuren und ihrer Reflexionen weist trotz ihrer hochadeligen Standeszugehörigkeiten ferner oftmals einen auffällig bürgerlichen Bezugsrahmen auf – ein Zug, der sich nun wiederum auch in den deutschen Prosaromanen der Zeit finden lässt. Beispielsweise werden die Gründung und die Genealogie des Herrschergeschlechts zu Beginn nur indirekt und fragmentarisch erzählt, während mit einem umso größeren Aufwand die Haushaltung der Riesen ausgebreitet wird. Die Frage, woher die Riesen kommen, verschiebt sich dabei zur Frage, woher ihre körperliche Größe kommt. Weil *schwelgen, stemmen, temmen*¹²³ zu einem kräftigen Körperbau führen, wird die Frage nach dem Ursprung der Riesen durch eine erschöpfende Schilderung ihrer Haushaltung beantwortet (vgl. Kap. 4.4.). Auf rund vierzig Seiten wird aufgelistet, wann und wie die Riesen essen und trinken, und was sie alles in ihren Küchen, Vorratsschränken und Kellern lagern. Noch eindrücklicher zeigt sich diese doppelte Verschiebung – vom Heroischen ins Bürgerliche und von Handlung in Reflexion – im fünften Kapitel. Dort wird erzählt, wie die Hochzeit zwischen den Eltern der Hauptfigur zustande kommt. Die in einer heroischen Erzählung eigentlich zu erwartende Brautwerbung wird kurzum durch die *wichtigen bedencken* ersetzt, die Grandgousier zur Heirat bewogen (vgl. Kap. 5.4.). In diesen Bedenken spielen staatspolitische Fragen wie etwa Erhalt und Erneuerung des herrschenden Geschlechts keine Rolle, sondern die Ehe wird auf rund dreißig Seiten vorrangig in den Dienst der persönlichen Triebregulierung und Arbeitsteilung gestellt – womit die *Geschichtklitterung* nicht zuletzt auch die Ausbildung eines bürgerlich-protestantischen Ehekonzeptes dokumentiert.¹²⁴

Angesichts dieser reduzierten Narrativität lässt sich das Buch nicht recht in die Prosaromane der Zeit einordnen. Aber auch vor dem Hintergrund der Übersetzungstraditionen des 16. Jahrhunderts steht das Buch ohne Vergleich da. Denn obwohl die *Geschichtklitterung* auf der Titelseite sogar mit roten Lettern darauf aufmerksam macht, dass der Text *[e]twan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen* ist,

121 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 266: Man muss sich aus einem flaumigen Gänlein eine Art Ball formen (wofür man das Tierchen in eine autoerotische Position faltet) und sich damit den Hintern abwischen: *ein[em] Riedisch Gänßlin wol bepflaumet, doch daß man jm den Kopff zwischen die Bein steck, es dreimal vmbtrefh vnd entschleff.*

122 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 268: *Als der gut Man Grandgoschier solches vnverhoffte vnerlinliche reden, biß in das vnderst vnnd innerst gewelb seins verstands reichend, von seim Sohn vernam, war er vor wunder verzucket [...].*

123 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 71.

124 Vgl. Pia Holenstein: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern [u. a.] 1991 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700. 10).

sprengt das, was Fischart mit Rabelais' *Gargantua* macht, jedes Übersetzungskonzept. Fischart hat die Vorlage zwar zum einen recht vollständig und wortgetreu übertragen; nur an wenigen Stellen wird etwas aus Rabelais' Text weggelassen. Was dafür extensiv erfolgt, ist das, was ich oben Klittern genannt haben: die Vorlage wird mit Content unterschiedlichster Provenienz angereichert. Auf Ebene des Übersetzungsgeschehens zeigt sich das Klittern, wie jüngst Jodok Trösch überzeugend herausgearbeitet hat, darin, dass recht programmatisch „wild übersetzt“ wird: immer wieder wird das Wortmaterial der Vorlage zum Ausgangspunkt, um mittels Klangähnlichkeit und anderer wilder Verfahren Ketten von deutschen Wörtern zu generieren, die den Sinn der Vorlage erweitern oder gar verkehren.¹²⁵ Diese Anreicherungen führen dazu, dass programmatische Schwerpunkte der Vorlage anders gewichtet und auch durch allerlei Nebensinn gestört werden. Florence Weinberg, die das Verhältnis Fischart–Rabelais untersucht, bescheinigt Fischart daher, den schwerwiegendsten Übersetzungsfehler überhaupt zu begehen: „remaining (on the whole) true to the letter, while betraying the spirit“.¹²⁶ Andere Positionen sehen in Fischarts Um- und Weiterschritt eine späthumanistische Aktualisierung der Vorlage. Beate Kellner bezeichnet Fischarts Revisionen gar als eine „Verabschiedung des Humanismus“.¹²⁷ Das zeige sich mitunter darin, dass das entlang des Bildungswegs des Helden entfaltete pädagogische Programm – ein humanistisches Herzstück der Vorlage – von der lateinischen Kunst (*ars*) auf den deutschen Hintern gestellt würde, wie Nicola Kaminski zuspitzt.¹²⁸

Fischarts Erweiterungen fügen, blickt man einmal auf ihre Auswirkungen auf die erzählte Geschichte, keine neuen Episoden in die Handlung ein, sondern setzen vor allem bei den Reden und Reflexionen der Figuren und der Redemaske an. Deshalb lässt sich Fischarts Buch weder recht zwischen den beiden Polen von Übersetzen oder Wiedererzählen einordnen,¹²⁹ noch zwischen den vielgestaltigen Konzepten von Übersetzen, die im 16. Jahrhundert zwischen den beiden Grundansichten einer wortgetreuen (*verbum ex verbo*) oder sinngetreuen (*sensus ex sensu*) Übersetzung verhandelt werden. Die Beziehung zur Vorlage ist, wie Kaminski vorgeschlagen hat, eher in den Koordinaten nationalliterarischer *aemulatio* zu vermessen:

125 Vgl. umfassend Jodok Trösch: *Wildes Übersetzen. Zu Theorie und Geschichte eines literarischen Verfahrens bei Johann Fischart und Arno Schmidt*. Berlin/Boston 2023 (Theorie der Prosa).

126 Florence M. Weinberg: *Gargantua in a Convex Mirror. Fischart's View of Rabelais*. New York [u. a.] 1986 (Studies in the Humanities. 2), S. 192.

127 Vgl. Kellner, *Verabschiedung des Humanismus*, S. 155–181.

128 Vgl. Nicola Kaminski: *Ingenium und Ars(wisch), oder: Wie Gargantua im Vorschulalter das erasmische Bildungskonzept performativ vom Kopf auf den A*** stellt*. In: Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. 37), S. 211–224.

129 Vgl. Franz Josef Worstbrock: *Wiedererzählen und Übersetzen*. In: *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*. Hrsg. von Walter Haug. Tübingen 1999 (Fortuna vitrea. 16), S. 128–142.

[D]er französische Originalautor, Exponent einer ersten Blüte nationalsprachlicher Renaissance-dichtung, wird dem deutschen *imitator*, dem ein entsprechender nationalsprachlicher Renaissanceimpetus als Matrix literarischer Produktion fehlt, zum normativen Vorbild, vielleicht auch zur Herausforderung, in aemulativen Wettstreit mit dem Original zu treten.¹³⁰

Der aemulative Zug lässt sich an einem Beispiel aus den Erziehungskapiteln veranschaulichen. Der bisher sophistisch (also: mittelalterlich-scholastisch) ausgebildete Gargantua wird nach Paris gesandt, um seine Studien beim neuen Lehrer Ponokrates fortzusetzen. Bevor es zu der eingangs geschilderten reformpädagogischen Umerziehung (vgl. Kap. 1.1.) kommt, weist Ponokrates seinen Schützling aber erst einmal an, ganz nach seiner gewohnten Art und Weise den Tag einzurichten, damit sich feststellen lässt, wo mit der korrigierenden Pädagogik angesetzt werden muss. Nachdem er Gargantuas Morgenroutine beobachtet hat, fragt er deshalb, wieso Gargantua direkt nach dem Aufstehen und der Morgentoilette ausgiebig frühstücke, anstatt den Körper zuerst bei Leibesübungen zu ertüchtigen. Bei Rabelais rechtfertigt der junge Riese seine Diätetik daraufhin mit 147 Wörtern. Bei Fischart spricht der Sprössling rund dreieinhalb Seiten (und 970 Wörter) lang, wobei der Anfang der Rede aus einer Übersetzung von Rabelais' Text besteht.¹³¹ Gargantua hört bei Fischart dann aber einfach nicht auf zu reden. Durch das Einfügen weiterer Exempel, Sentenzen, Kalauer,¹³² diätetischer Praktiken, Arzneien und medizinischer Autoritäten wächst Gargantuas Rechtfertigung zu einer Deklamation wider die Disziplinierung von Körperöffnungen an. Gargantua führt hierzu die Selbstregulation des Körpers ins Feld: *was wolten dise Leibmartler wissen, was da fehlet meim Magen, vnnd vndersten Kränchskragen?*¹³³ Gargantuas Rede ist, sozusagen ganz ihrem verfochtenen Programm getreu, auch formal mit Blick auf das rhetorische *aptum* höchst undiszipliniert, was sich im skatologischen

130 Nicola Kaminski: Gigantographie. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ zwischen Rabelais-imitatio und aemulatio mit des Gargantua ‚vnnachtzuthuniger stärk‘. In: Die Präsenz der Antike im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Hrsg. von Ludger Grenzmann, Klaus Grubmüller. Göttingen 2004 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. 263), S. 273–304, hier: S. 275.

131 Vgl. den Anfang bei François Rabelais: Œuvres complètes. Hrsg. und komm. von Mireille Houchon. Paris 1994, S. 56–57: *Quoy? N'ay je faict suffisant exercice? Je me suis vaultré six ou sept tours parmy le lict, davant que me lever. Ne est ce assez? Le pape Alexandre ainsi faisoit par le conseil de son medicin Juif: et vesquit jusques à la mort, en despit des envieus:* und den Anfang bei Fischart, Geschichtklitterung, S. 309f.: *Was? hab ich mich nicht genug geübt: Ich hab mich wol siben tag im Bett herum gekälbert eh ich auffstund: Ist das nicht genug? Bapst Alexander that jm doch also auß rhat seines Jüdischen Artzet, vnnd lebt seinen Neidigen zu leid, biß er starb.* Frz. *vaultré* (zu *vaultrer* ‚sich wälzen‘), das in der korrumptierten Werkausgabe von 1573 als *veautré* wiedergegeben wurde, wird von Fischart als *gekälbert* übersetzt (durch Anklang zu frz. *veau*, ‚Kalb‘) sowie die *six ou sept tours* zu *sieben Tagen* gesteigert, vgl. Ulrich Seelbach: Online-Kommentar (Johann Fischart kommentieren), <https://wiki.unibielefeld.de/kommentieren/index.php/Gkl:kommentar:kap24> [Zugriff: 01.09.24].

132 Bspw. Fischart, Geschichtklitterung, S. 310: *Diaetae, die einen tödten.* Ebd., S. 311 wird der Gott der Heilkunst Äskulap zu *Eß kul Lapp jß* – ‚Iss Arsch, du Narr‘.

133 Fischart, Geschichtklitterung, S. 311.

Register, den thematisch nicht motivierten Schlenkern ins Obszöne (*Schmeckt es dir, so leck inn mir*)¹³⁴ und vor allem am Anfüllen und schließlich Überfüllen der Rede mit Material zeigt:

Ruben helfen stomagum, wissen zuförderen Wintum, fördern *vrinam*, schedigen auch *zano ruinam etc.* Aber *non fortat debile membrum*. Pringet Humores, Bacherach vinum *meliores*. Je stercker Wein, je schwacher bein. Nach Biren geb Potum, nach Potum eile *cacotum*. So *satur es, totum* mit Procken *evome potum*: Vnd widerkomm *certa* Gleser zulehren *referta*: Bist satt, so Spei dich matt, komm Traber, füll dich aber.¹³⁵

Das Ausgangsmaterial, das der Stelle zugrunde liegt, ist ein diätetisches Lehrgedicht (*Regimen sanitatis Salernitanum*), das Gargantua in der vorangehenden Rede ausdrücklich von sich weist: *Man darff mich nicht in die Salernisch Schul führen*. Daraus werden einzelne Verse und Versteile durch eine wilde und makkaronisierende Übersetzung zu einem neuen Text zusammengestellt.¹³⁶ Aus den diätetischen Regeln des Ausgangstextes wird dabei eine regelrechte Anti-Diätetik entwickelt. Im Lehrgedicht heißt es beispielsweise: *Zinziber est calidum, confortat debile membrum*. (*Der Jmber ist warm/ vnd stárcket fein/ Das schwach gelid/ drumb nimb jn ein*).¹³⁷ Fischart übernimmt daraus den Versteil *confortat debile membrum*, verkehrt aber den Sinn (*non fortat* anstatt *confortat*, ‚stärkt‘). Oberflächliches Abschreiben, de-kontextualisierendes Zitieren oder eigenmächtiges, dem ursprünglichen Sinn zuwiderlaufendes Re-Arrangement von Sprachmaterial aus anderen Texten ist genau das, was in der Kritik der Zeit *Klittern* genannt wird. Geklittert wird hier aber nicht, um die Vorlage mit krauser Gelehrsamkeit zu überschütten, sondern um sie interpretierend zu überbieten. Die Wirkabsicht, die bei Rabelais hinter der (im Umfang deutlich kürzeren) Stelle steht, zielt darauf, die sophistische Halbbildung in Gargantuas Rede sich selbst entlarven zu lassen. Diese Art der Satire ist in der Zeit populär, man denke etwa an die *Dunkelmännerbriefe*. Fischarts Erweiterung zielt darauf, diese Wirkabsicht besser umzusetzen. Bei ihm wird mit der von makkaronischem Halblatein (*stomagum, Wintum, vrinam, zano ruinam* usw.) durchdrungenen Rede performativ eine halbverdaute Bildung vorgeführt, von der sich Gargantua selbst zu reinigen beginnt, indem er zum Takt der Reime Sprach- und Bildungsbrocken auszustoßen beginnt. Das entspricht zum einen ganz der von Gargantua proklamierten Selbstregulation des Körpers, die hier zu einer Sauf-und-Brech-Logik zugespitzt wird: *So satur es, totum mit Procken, evome potum*

¹³⁴ Ebd., S. 313.

¹³⁵ Ebd., S. 312. Vgl. zu dieser Stelle auch Zymner, Manierismus, S. 131 sowie Otto Wacker: Studien über die groteske Satire bei Johann Fischart. Pforzheim 1927, S. 110.

¹³⁶ Vgl. Hauffen, Neue Fischart-Studien, S. 28; zahlreiche Stellennachweise sowie Hinweise auf die unterschiedlichen Ausgaben der Zeit liefert Seelbach, Online-Kommentar.

¹³⁷ Zitiert nach den mit deutscher Übersetzung abgedruckten Auszügen (*praecepta selecta conservanda humani corporis sanitate*) bei Andreas Gartner: *Proverbialia Dicteria, versibvs rhytmaticis, adiuuandam memoriam* [...]. [Frankfurt: Egenolff], 1566, fol. D3^r–E6^v, hier fol. E2^r; vgl. dazu Seelbach, Online-Kommentar.

(Wenn du mit Brocken ganz gesättigt bist, erbrich das Getrunzene'). Zum anderen wird damit aber auch eine *figura etymologica* vollzogen, die Satire auf lat. *satur* zurückführt und sie in Form eines sich übersättigenden und purgierenden Textes generiert.¹³⁸

Eine solche generische Reflexion auf die Verfahren der Satire wird explizit, wenn Gargantua nach dem Auskotzen der letzten Sprachbrocken schließt: *Darumb eck nur keiner meinen Magen auß*. Das ‚Aus-Ecken‘ des Magens spielt auf die Spottschrift *Eccius dedolatus* (‚der enteckte Eck‘) von Willibald Pirckheimer an, in der der Luthergegner Johannes Mayer, genannt „Eck“, verspottet wird. Im Text wird Eck in einer ziemlich brutalen Operation nebst diversen Torheiten und Lastern auch die Männlichkeit amputiert.¹³⁹ Diesem explizit-moralisierenden Narrenschneiden stellt der sich füllende und entleerende Text ein alternatives, indirektes Modell gegenüber, das die Dinge sich (vermeintlich) selbst entlarven lässt. Gargantuas Magen muss, so besehen, nicht ‚enteckt‘ werden, weil er sich bei Fischart ja von selbst entleert. Die ostentative Füllung und Entleerung machen künstliche Eingriffe in Form moralisierend-vereindeutigender Allegorese unnötig, weil das Ziel, die sophistische Bildung wirkmächtig zu entlarven, indirekt erreicht wird. Damit versteht sich Fischarts Erweiterung nicht nur als poetische Überbietung der *einen* Vorlage, d. h., sie interpretiert nicht nur Rabelais' Text und versucht ihn mit Blick auf die vermutete Wirkabsicht zu überbieten, sondern sie macht durch das Aufrufen und Abweisen alternativer Modelle – an dieser Stelle das des Narrenschneidens – einen umfassenderen Anspruch geltend: ‚Hier wird vorgeführt, wie wirkungsvolle Satire geht!‘

Mit der Satire ist der dritte zentrale Rahmen für Fischarts Buch benannt. Gerade im Zuge der konfessionellen Auseinandersetzungen haben die Stilmittel der Satire in der Publizistik des 16. Jahrhunderts Hochkonjunktur: sie dienen ebenso der aggressiven Polemik wie der unterhaltenden Erziehung (im Sinne von Horaz' *ridentem dicere verum*).¹⁴⁰ Aber auch in diesem ebenso produktiven wie vielgestaltigen Bereich des ‚satirischen Jahrhunderts‘ steht Fischarts Buch, blickt man auf die Satiren und Polemi-

138 Zur Tradition dieser Figur vgl. Sina Dell'Anno: Zerstückelung und Einverleibung. Fragmente einer Poetik des saturierten Texts. In: Unverfügbares Verinnerlichen. Figuren der Einverleibung zwischen Eucharistie und Anthropophagie. Hrsg. von Yvonne Al-Taie, Marta Famula. Amsterdam 2020 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. 92), S. 89–112; sowie dies.: ‚satura‘. Monströses Schreiben in Antike und Aufklärung. Lucilius, Varro, Horaz, Petron, Martianus Capella, Hamann, Jean Paul. Berlin/Boston 2023 (Theorie der Prosa).

139 Eckius werden u. a. die Haare geschert (die bestehen aus lauter Sophismen, Syllogismen, Propositionen, Corollarien) und allerlei Laster-Geschwülste aus dem Bauch geschnitten (bspw. Intrigantentum, Selbstsucht, Verschwendungssucht, Heuchelei, Schmeichelei), vgl. Willibald Pirckheimer: *Eccius dedolatus*. Der enteckte Eck. Hrsg. und übers. von Niklas Holzberger. Stuttgart 1983 [zuerst 1520], insb. S. 76–87.

140 Vgl. Sermon. I, I, 24–25, in: Horaz: Satiren / Sermones. Briefe / Epistulae. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. von Gerhard Fink. Übers. von Gerd Herrmann. Düsseldorf/Zürich 2000 (Sammlung Tusculum), S. 10. Vgl. dazu auch die Einführung von Gerhard Fink ebd., S. 395f.

ken in deutscher Sprache, ziemlich allein im Feld. Zum einen neigen die deutschen Satiren der Zeit, mit einigen Ausnahmen (etwa bei Thomas Murner oder Geiler von Kaysersberg), eher zu direkten Mitteln, d. h. benennen die Didaxe eindeutig.¹⁴¹ Sie verfahren zwar auch stellenweise ironisch und wählen als Mittel die satirische Nachahmung (die rhetorische Figur der ironischen *dis/simulatio*),¹⁴² halten diese aber so gut wie nie konsequent durch, sondern brechen sie durch Kommentare und/oder machen die satirische Didaxe durch eine moralisierende Figur, Pro- bzw. Epimythien oder Paratexte eindeutig. Nicht so Fischart, bei dem man in Ermangelung solcher Begrenzungen nie weiß, ob und wo die Ironie endet. Das fördert allenthalben Nebensinn, der jede satirische Didaxe unterläuft. In obigem Beispiel vertritt Gargantua, der eigentlich als Geschöpf sophistischer Bildung zu entlarven wäre, gerade das Modell der Selbstregulation, das der Text auch an dieser Stelle der eigenen Satire zugrunde legt. Damit spricht sich Gargantua, wenn auch auf törichte Weise, durchaus für ‚das Richtige‘ aus, insofern der Text die Selbstregulation im Vollzug ja selbst affirmiert.¹⁴³

Deshalb kann Fischarts Buch im Unterschied zu den deutschsprachigen Satiren der Zeit – von Sebastian Brants *Narrenschiff* bis zu Caspar Scheidts *Grobianus*-Übersetzung – insgesamt nicht als Moralsatire betrachtet werden. Die ältere Forschung hingegen sah im Fischart der *Geschichtklitterung* einen Volkserzieher, der die gesellschaftlichen Missstände seiner Zeit zu bessern suchte. Adolf Hauffen, der auf für die Germanistik des frühen 20. Jahrhunderts ziemlich einschlägige Weise eine ‚schriftstellerische Persönlichkeit‘ erschließt, fasst das Profil dieses Präzeptors wie folgt zusammen:

Durch seine Menschen- und Weltkenntnis, seine tiefe Empfindung und Religiösität [sic], die auch seinen satirischen Dichtungen zugute kommt, durch den weiten Blick und durch ein bestimmtes Ziel sind sie [F.s Satiren, Anm. K.K.] auch den unfruchtbaren, nur verneinenden Satiren von Aristophanes und Rabelais weit überlegen.¹⁴⁴

141 Vgl. Barbara Könnker: Satire im 16. Jahrhundert. Epoche – Werke – Wirkung. München 1991 (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte).

142 Zum Begriff der satirischen Mimesis vgl. Jörg Schöner: Roman und Satire im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Poetik. Stuttgart 1969 (Germanistische Abhandlungen. 27), S. 16f: „Der Autor übernimmt gänzlich die Rolle der angegriffenen Person oder ahmt sie in fiktiven Personen nach. Sein Ziel ist, ihren Unwert und damit ihre Lächerlichkeit durch Übersteigerung oder Verfremdung aufzudecken (verbal z. B. in der Redeweise der absurden Konsequenz)“.

143 Dass die Satire als Medium der Selbstregulation gedacht wurde, findet sich etwa bei Willibald Pirckheimer, der darüber in seiner Theophrast-Übersetzung nachdenkt, vgl. Katie Ebner-Landy: Moral Instruction by Bad Example. The First Latin Translations of Theophrastus' ‚Characters‘. In: Renaissance Studies 36,5 (2022), S. 668–685, insb. S. 8.

144 Adolf Hauffen: Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation. Bd. 2 von 2. Berlin/Leipzig 1922, S. 377.

Diese ‚heteronorme Bändigung‘ des Textes, die „aus dem Feuergeist Fischart einen biedereren Pädagogen“ macht, wie bereits in der Zeit kritisiert wurde,¹⁴⁵ verschleiert die zahlreichen Brüche in der moraldidaktischen Haltung des Textes. Wäre das Satirische primär in einer moralischen Belehrung zu sehen, die mittels Abschreckung und Verspottung am grobianisch invertierten Beispiel auf das Richtige hinweist,¹⁴⁶ dann verdecken bereits die Grundzüge der Hauptfiguren den moralischen Zeigefinger. Grandgousier und Gargantua werden nicht einfach als moralisch schlechte Figuren vorgeführt, sondern ihren grobianischen Zügen wird durchaus auch das Bild idealer Fürsten übergelegt, die besonnen und tugendsam handeln, indem sie beispielsweise am Kriegsende ihre Feinde begnadigen. Ferner wird in der *Geschichtklitterung* alles Mögliche zum Ziel des Spottes, weshalb sich kaum eine positive Position erkennen lässt, auf die satirisch verwiesen wird.¹⁴⁷ Die Lektüreeanweisung „allzeit das widerspil“ des satirisch Gelobten zu tun, die der *Grobianus* auf der Titelseite gibt, lässt sich bei Fischart daher nicht anwenden.¹⁴⁸ Und selbst dort, wo vordergründig direkt belehrt oder verspottet wird, bleibt es nicht ohne Störmomente und Ambiguität,¹⁴⁹ weil didaktische Tendenz und „virtuose Sprachbehandlung eine so enge Verbindung eingehen, daß kaum zu sagen ist, welche der Absichten die dominierende ist“.¹⁵⁰

Dennoch geht auch die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte der Frage nach, auf was die satirische Didaxe des Romans zielt, der in der Widmungsvorrede *ein verwirretes vngestaltetes Muster der heut verwirrten vngestalteten Welt* zu bieten verspricht.¹⁵¹ Anders aber als die ältere Forschung wird dabei nicht eine mit der unter-

145 Vgl. Heinrich Adam Rausch: Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ (Gargantua). Straßburg 1908, S. XII.

146 Das grobianische Programm und die einfache Verkehrung wird in der Zueignung in Caspar Scheidt: Grobianus / Von groben sitten / vnd vnhöflichen geberden [...]. Worms: G. Hoffman, [1552], fol. *i^v wie folgt auf den Punkt gebracht: *So will ichs hinderst fürher keren, / Und glat ein andre from beschreiben, / Wie man soll grobe sitten treiben: / Knöllisch, unflätig sein, und grob, / Daß ich ein mal die laster lob: / Will zucht und scham und tugent schelten, / Und sehen welches mehr will gelten.*

147 Könniker, Satire im 16. Jahrhundert, S. 231–234 spricht daher von einer „Satire ohne Angriffsobjekt“.

148 Vgl. Scheidt, Grobianus, Titelseite.

149 Eindrücklich hat das Pia Holenstein für das von der älteren Forschung als ernste Ehelehre missverstandene fünfte Kapitel des Romans aufgezeigt, das Grandgousiers Bedenken bezüglich Hochzeit zum Thema hat, vgl. Holenstein, Der Ehediskurs der Renaissance, 1991; vgl. dazu auch Walter Haug: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500–1700. Hrsg. von Christiane Bohnert, Lynne Tatlock. Amsterdam/Atlanta 1994 (Chloe. 19), S. 157–177, sowie in demselben Band den Aufsatz von Jan-Dirk Müller: Von der Subversion frühneuzeitlicher Ehelehre, S. 121–156.

150 Dieter Seitz: Johann Fischarts Geschichtklitterung. Zur Prosastruktur und zum grobianischen Motivkomplex. Frankfurt a. M. 1974, S. 199 wirft hier sogar die Frage auf, ob „die Satire nicht fiktiv“ sei.

151 Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 4: *So nun beides die alte vnd auch heutige welt, solche beyspilige spiegelweiß vnd spiegelweißliches beyspiel, vnd Comedische art der leut scham vnnd zucht, (wo anders noch einige im hindersten spulwinckel bey jnen verborgen) zuerwecken vnd auffzumuntern, gebilli-*

breiteten Geschichte verbundene Morallehre fokussiert, sondern das Satirische stärker auf Ebene des Erzähldiskurses situiert. Dabei ist als Angriffsobjekt der Satire besonders die humanistisch trainierte *res publica litteraria* und ihre rege publizistische Tätigkeit in den Blick gekommen. Fischarts Roman lässt sich etwa mit Michael Schilling als kulturpolitische Intervention betrachten, mit der auf die kaum mehr zu überblickende Produktivität des zeitgenössischen Buchmarktes reagiert wird.¹⁵² Die Vervielfältigung von Schriften und die Multiplikation und Pluralisierung von Wissen weckte bereits bei den Zeitgenossen ebenso den Eindruck einer regelrechten Überflutung mit Schriften wie ein erhöhtes Bedürfnis nach Ordnung und Eindämmung.¹⁵³ Die exponentielle Vermehrung von Druckschriften führte nicht nur zum Eindruck eines kaum zu bewältigenden *information overload*, sondern auch zum Zuwachs von billig hergestellten Schriften fragwürdiger Qualität. Dass die *Geschichtklitterung* in diesem Sinne vornehmlich auf jene fragwürdigen Techniken reagiert, mit denen diese entfesselte Produktivität und die Multiplikation von Information beschleunigt wurden, zeigt schon der Titel an. *Klitterei*, *klittern* oder *klüttern* findet sich gerade in Klagen über geldgierige Drucker und Verleger für deren billige, unsorgfältige Techniken. Insbesondere die Kompilation wird damit verdammt. Mittels Kompilation konnte nicht nur aus dem bereits Gedruckten Neues gewonnen werden,¹⁵⁴ sondern, so die zeitgenössische Kritik, die Zerlegung, De-Kontextualisierung und Mobilisierung von Wissensbeständen konnte auch dazu führen, dass bloß unnötig weiter vervielfacht wurde, was bereits verfügbar war, wobei die Qualität durch Abschreibfehler und weitere Dekontextualisierung sich mit jeder Verarbeitungsstufe noch verschlechtern konnte. Die *Geschichtklitterung* lässt sich vor diesem Horizont als Versuch zum literarischen ‚Überflussmanagement‘ sehen.

Weil das Satirische vor allem im Umgang mit dem Wissen der Zeit gesehen wird, ist das Interesse der neueren Forschungsbeiträge zu Fischart methodisch einer diskursanalytisch geschulten Wissensgeschichte verpflichtet. Dabei wird davon ausgegangen, dass es sich bei Fischarts Buch um eine satirische Enzyklopädie handelt. Am konsequentesten hat dieses Projekt Tobias Bulang vorangetrieben, der die Spuren unterschiedlicher frühneuzeitlicher Wissensdiskurse und -bereiche (u. a. Pharmakognosik, Ichthyologie, Emblematik, Hermetik, Dämonologie, Mythologie) in Fischarts

chet vnd nutzlich befunden: wie solten wir uns dann derselbigen bereit bewärten weiß nun hierin vnd zu andermalen anderswo zugebrauchen, vnd ein verwirretes vngestaltetes Muster der heut verwirrten vngestaltten Welt, sie von jrer verwirrten vngestalt vnd vngestalter verwirrung abzuführen vnd abzuverxiern, fürzuspiegeln beschamen?

152 Vgl. Michael Schilling: Skeptizistische Amplifikation des Erzählens. Fischarts Antworten auf die epistemische Expansion der Frühen Neuzeit. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Berlin/New York 2011 (Frühe Neuzeit. 136), S. 69–90.

153 Zum ‚Information Overload‘ vgl. grundlegend Ann Blair: Too Much to Know. Managing Scholarly Information Before the Modern Age. New Haven 2010, insb. S. 55–61.

154 Zur Multiplikation durch Kompilation vgl. Zweifel, Aus Büchern Bücher machen, 2021.

Roman untersucht hat.¹⁵⁵ Gerade die Befunde der aktuellen Forschung werfen aber Fragen auf, die sich nicht von den historischen Wissensdiskursen oder einer satirischen Zweckbestimmung her beantworten lassen, zeigen sie doch, dass die Spiele mit Wissen vor allem Spiele mit Wörtern sind: ganze Wissensdiskurse werden auf Namen und Dinge, also letztlich auf Wörter verkürzt, mithin durch unterschiedliche Verfahren der Re-Etymologisierung modifiziert und in Listen inventarisiert. Doch lässt sich bei den so entstehenden Textstellen noch von Wissen sprechen? Geht man mit Peter Burke von einem Wissensbegriff aus, der sich durch den kognitiven Verarbeitungsgrad von der Information unterscheidet und Wissen als systematisierte, klassifizierte, kontextualisierte und verifizierte Informationen versteht,¹⁵⁶ erfolgt bei Fischart das Gegenteil. Informationen werden in der *Geschichtklitterung* eben geklittert: sie werden dekontextualisiert, deklassifiziert, aus systematischen Zusammenhängen herausgelöst. Aus Informationen oder Kenntnissen wird dergestalt Sprachmaterial, und für jene, die den Weg, der von einem bestimmten Wissensbereich, aus dem etwas heraus-

155 Vgl. Tobias Bulang: Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus in Johann Fischarts *Geschichtklitterung*. In: *Klassiker der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Regina Toepfer, Nadine Lordick. Hildesheim 2022 (*Spolia Berolinensia*. 43), S. 349–379; ders.: Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus in Johann Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. Versuch über die Pantagruelische Vorsagung. In: *Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle)*. Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (*Travaux d’Humanisme et Renaissance*. 598), S. 367–384; ders.: Die Pantagruelische Vorsagung in Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. Dimensionen eines kulturellen Übersetzungsprojektes. In: *Romania und Germania. Kulturelle und literarische Austauschprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Hrsg. von Bernd Bastert, Sieglinde Hartmann. Wiesbaden 2019 (*Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft*. 22), S. 296–310; ders.: Pantagruelismus und Hexenangst. Johann Fischart als Übersetzer von François Rabelais und Jean Bodin. In: *Daphnis* 47,3–4 (2019), S. 495–527; ders.: Hermeneutic Animals. Johann Fischart’s Use of Emblems in his German Translation of Rabelais. In: *Emblems and the Natural World*. Hrsg. von Paul Smith, Jan Enekel. Leiden 2017 (*Intersections*. 50), S. 610–628; ders.: Satirische, dämonologische und wissensvermittelnde Schreibweisen über die Alchemie im Werk Johann Fischarts. In: *Magia daemoniaca, magia naturalis, zauber*. Schreibweisen von Magie und Alchemie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Peter-André Alt [u. a.]. Wiesbaden 2015 (*Episteme in Bewegung. Beiträge zu einer transdisziplinären Wissensgeschichte*. 2), S. 189–202; ders.: Manierismus? Johann Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. In: *Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren*. Hrsg. von Anja Becker, Jan Mohr. Berlin 2012 (*Deutsche Literatur. Studien und Quellen*. 8), S. 285–302; ders., *Enzyklopädische Dichtungen*, 2011; ders.: Zur poetischen Funktionalisierung hermetischen Wissens in Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. In: *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Berlin/New York 2011 (*Frühe Neuzeit*. 136), S. 41–68; ders.: Spiele in Johann Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. In: *Literatur und Spiel. Zur Poetologie literarischer Spielszenen*. Hrsg. von Bernhard Jahn, Michael Schilling. Stuttgart 2010, S. 45–70; ders.: Epistemische Kontingenzen und ihre literarische Aktivierung. Fallstudie zur Nomenklatur der Pflanzen in Johann Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. In: *Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur*. Hrsg. von Cornelia Herberichs, Susanne Reichling. Göttingen 2009 (*Historische Semantik*. 13), S. 364–389; ders.: Ursprache und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 56,2 (2006), S. 127–148.

156 Vgl. Peter Burke: *What is the History of Knowledge?* Cambridge 2015 (*What is History?*).

gelöst wurde, zum drastisch verkürzten sprachlichen Element in Fischarts Roman führt, nicht rekonstruieren können, ist der Roman auch kein Wissensspeicher, sondern ein verwildertes Wörterbuch. Das macht es im Grunde auch fraglich, inwieweit der Roman noch als ‚enzyklopädisch‘ zu bezeichnen ist. Geht man von einem historischen Begriff aus und setzt voraus, dass enzyklopädische Literatur auf Wissensvermittlung zielt, wie es im 16. Jahrhundert für die (nicht nur deutschsprachige) Literatur *en gros* zutrifft, dann erfüllt die *Geschichtklitterung* diese Vermittlungsfunktion gerade nicht.¹⁵⁷ Unkenntnis auf Seiten der Lesenden wird nicht behoben, sondern es wird eher vorausgesetzt, dass die Lesenden bereits informiert sind und die Verkürzung von Wissen auf Sprachmaterial mindestens teilweise nachvollziehen können. Ein „idealer Leser“, der, wie Ulrich Seelbach argumentiert, alle Anspielungen verstünde, müsste nicht nur ziemlich umfassend gebildet sein, sondern eine ganze Enzyklopädie an das Buch herantragen.¹⁵⁸

Während im Prosaroman der Frühen Neuzeit Wissensbestände dazu dienen, den unsicheren Status fiktionalen Erzählens in der Vernakularsprache zu legitimieren,¹⁵⁹ scheint dem Umgang mit Wissen in der *Geschichtklitterung* die gegenteilige Funktion zuzukommen. Wissensbestände werden nicht genutzt, um die eigenen Verfahren

157 In diesem Sinne hat sich in der Frühneuzeitforschung ein historisch spezifischer Begriff von Enzyklopädik etabliert, der das ‚Enzyklopädische‘ in einem Text als Anspruch auf Repräsentation und Vermittlung eines in sich zusammenhängenden, umfassenden Wissens auffasst, das an die Wissensordnung der Vormoderne geknüpft ist (Autoritäts- und Testimoniumslehre). Enzyklopädisch sind in diesem Sinne literarische Texte, wenn ihre Integration und Diskursivierung von Wissen eine „(wie immer geartete) systematische Tendenz“ aufweist, vgl. Johannes K. Kipf, Dirk Werle, Mathias Herweg: Einleitung. Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik. In: Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700). Hrsg. von dens. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen. 160), S. 9–26, insb. S. 9. Anders verfährt ein systematischer Begriff von enzyklopädischer Literatur, vgl. dazu Waltraut Wiethölter, Frauke Berndt, Stephan Kammer: Zum Doppelleben der Enzyklopädik. Eine historisch systematische Skizze. In: Vom Weltbuch bis zum World Wide Web – enzyklopädische Literaturen. Hrsg. von dens. Heidelberg 2005 (Neues Forum für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. 11), S. 1–51, insb. S. 30: „Literatur ist in dem Maße Literatur, in dem sie Enzyklopädik ist, und sie ist enzyklopädische Literatur [...], sobald sie diese Enzyklopädik zu thematisieren und auszustellen beginnt.“

158 Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 48 sowie ebd., S. 280f.

159 Vgl. Jan-Dirk Müller: Enzyklopädisches Erzählen. In: Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700). Hrsg. von Johannes Klaus Kipf, Dirk Werle, Mathias Herweg. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen. 160), S. 27–44, insb. S. 36: „Die Prosaromane des 15. und 16. Jahrhunderts beanspruchen, *historia* d. h. faktisch wahr zu sein, nicht lügenhafte Fiktion. [...] Als faktisch wahr können Prosaromane alle Arten von Wissensbeständen aufnehmen“. Vgl. auch Herfried Vögel: Naturkundliches im ‚Reinfried von Braunschweig‘. Zur Funktion naturkundlicher Kenntnisse in deutscher Erzähldichtung des Mittelalters. Frankfurt a. M. 1990 (Mikrokosmos. 24); Mathias Herweg: Verwilderter Roman und enzyklopädisches Erzählen als Perspektiven vormoderner Gattungstransformationen. In: Neuere Aspekte germanistischer Spätmittelalterforschung. Hrsg. von Freimut Löser [u. a.]. Wiesbaden 2012 (*Imagines Medii Aevi*. 29), S. 77–90.

durch einen Status als „Mittler-Literatur“¹⁶⁰ zu legitimieren, sondern mit seiner Literarisierung wird der Status des Wissens delegitimiert. Dass das Buch nicht auf die Vermittlung von (propositionalem) Wissen zielt, zeigt sich beispielsweise daran, dass die einzelnen „Wissenspartikel“¹⁶¹ nicht selten aus zweiter, dritter oder gar vierter Hand stammen. Wenn etwa eine Liste von Exempeln mit Autoritätsbelegen bereits bei Rabelais steht, der als Quelle ein antikes Sammelwerk angibt, aber effektiv nicht aus der angegebenen Quelle, sondern aus einem zeitgenössischen Kompilationswerk abgeschrieben hat, ist es fraglich, inwiefern der Text ein Auffüllen und Rekonstruieren dieser mehrfach verdauten Einzelbelege und Referenzen einfordert.¹⁶²

Ferner ist auch die Möglichkeit zu Abschreibfehlern, wie sie bei mehrstufigen Vermittlungsprozessen wahrscheinlicher werden, gerade etwas, das in der *Geschichtsklitterung* eher vorgeführt als vermieden wird. Quellentreue wird kaum beansprucht, sondern die Geste des Referierens auf Autoritäten und Wissensbestände und die damit verbundenen Möglichkeiten zu Fehllektüren werden oftmals zum eigentlichen Ansatzpunkt für die sprachschöpferische Produktivität des Buches.¹⁶³ Ein anschauliches Beispiel für einen solchen produktiven ‚Abschreibfehler‘ stellt das schöne Wort *Haselnasche* dar. Es findet sich in einem der kulinarischen Kataloge des vierten Kapitels, wo nicht nur allerlei Wein-, Wurst-, Bier- und Käsesorten, sondern auch Speisefische aufgelistet werden, darunter *gel Haselnaschen, Raumen den Streymasgütlein die*

¹⁶⁰ Vgl. zum Begriff Vögel, Naturkundliches im ‚Reinfried von Braunschweig‘, S. 25–26.

¹⁶¹ Beate Kellner: Sprachspiel, Sprachenvielfalt und Hybridisierung in Johann Fischarts ‚Geschichtsklitterung‘. In: *Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle)*. Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genève 2019 (*Travaux d’Humanisme et Renaissance*. 598), S. 385–402, hier: S. 386.

¹⁶² Vgl. Wolfgang Iser: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1972, S. 7f.: „Der implizite Leser meint den im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens und nicht eine Typologie möglicher Leser“. Angesichts solcher Materialprovenienzen ist fraglich, ob der Text wirklich zu einem regelrecht philologischen Leseakt aufruft, wie ihn Laura Auteri: Widerspruch als konstitutives Element der Wissensvermittlung in literarischen Texten des späten 16. Jahrhunderts. In: *Poetiken des Widerspruchs in vormoderner Erzählliteratur*. Hrsg. von Elisabeth Lienert. Wiesbaden 2019 (*Contradiction studies*), S. 319–329, hier: S. 323 im Anschluss an Seelbach, *Ludus lectoris* skizziert: „Jede Aussage soll vielmehr regelgerecht recherchiert und sichergestellt werden, der Leser soll sich mit Geduld einen Weg durch die Irrgärten des Werkes freikämpfen, er soll das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden lernen“.

¹⁶³ Beispielsweise findet sich im 13. Kapitel eine Liste von historischen Figuren, die an Lachen starben. Als Quellen sind im Text Aulus Gellius’ *Noctes Atticae* und Plinius’ *Naturgeschichte* angegeben, vgl. Fischart, *Geschichtsklitterung*, S. 244: *Jtem Plini lib. 7 c. 32 vnd 53. Aul. Gell: lib. 3. 15 vnnd andere vom Diagora von Rodo, vom Chilon, Sophocle, Dion dem Tirannen von Sicilien, Philippide, Philemon, Polycrate, Philistion, M. Juuenti, Bapst Julio vnnd Leo, die alle vor freuden starben*: Allerdings übersetzt Fischart die Stellenbelege und Liste aus der Vorlage, die sie wiederum nicht aus der angegebenen zweiten, sondern aus einem Kompilationswerk von Johannes Ravisius Textor hat, was sich mitunter daran zeigt, dass *Policrita* bereits dort *Polycrata* genannt wird, vgl. dazu Ulrich Seelbach: *Fremde Federn. Die Quellen Johann Fischarts und die Paratexte seines idealen Lesers in der Forschung*. In: *Daphnis* 29,3–4 (2000), S. 465–583, hier: S. 487–488.

Taschen.¹⁶⁴ In Hans Sachs' Spruchgedicht, aus dem, wie Bulang aufgezeigt hat, Fischart ohne Nennung der Quelle einen Teil des Katalogs abschreibt, steht: *Hasseln vnd auch sampt den Aschen/ Raumen den Streußgütlein die Taschen*.¹⁶⁵ Aus den zwei luxuriösen Fischarten (Hasel und Äsche), die den Verschwenderischen die Taschen leeren, wird in der *Geschichtklitterung* kurzum eine neue Art – und ein neues deutsches Wort, das, wie so einige der Ad-hoc-Schöpfungen des Buches, als Hapaxlegomenon ins Grimm'sche Wörterbuch einging.¹⁶⁶ Da an anderer Stelle im Roman der Reim von Taschen – Aschen aus Sachs' Gedicht sich auch ohne Wiederholung des ‚Fehlers‘ findet,¹⁶⁷ machen die „Haselnaschen“ auf ein Prinzip aufmerksam, das dem Text auf ganz unterschiedlichen Ebenen zugrunde liegt: Eine unsorgfältige oder bewusst fehlerhafte Arbeitsweise führt zu Er-Findungen.¹⁶⁸ In einem Buch, das fehleranfälliges Pfuschen (*Klittern*) einerseits zu seinem Gattungsmerkmal erhebt, sich andererseits aber auch tatsächlich immer wieder durch Abschreibfehler geprägt zeigt, scheint die Frage müßig, ob im zum Druck eingereichten Manuskript beide Wörter getrennt im Dativ standen (Haseln Aschen') oder nicht. Finden und Erfinden liegen im Horizont des rhetorischen *inventio*-Konzepts zwar an sich schon nah beieinander, für Fischarts ‚Er-Finden‘¹⁶⁹ ist allerdings gerade ein mit der Tradition brechendes Moment der Abweichung – durch Pfusch, Fehlanwendung, *misreading* usw. – kennzeichnend.

Während die Ursache für die Er-Findung der *Haselnaschen* tatsächlich ein Versehen seitens des Setzers in der Druckerei sein könnte, das sich ohne jedes Zutun des historischen Autors ereignet haben mag, wird an anderen Stellen im Text unverschleiert gepfuscht. Ein anschauliches Beispiel hierfür findet sich im 28. Kapitel. Dort wird in einer bemerkenswerten *deductio ad absurdum* die Frage beantwortet, woher der Krieg seinen Ursprung habe. Zur Beantwortung wird auch auf alchemistisches Wissen zurückgegriffen, für das die Autorität *Londisch Johan vom Ey* einsteht. Der behaupte, dass alle Menschen aus einem Ei herkommen würden:

¹⁶⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 101; zum Fischkatalog vgl. Bulang, Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus, S. 349–379, insb. S. 363f. sowie ders.: The Many Names of Fish. Scientific and Poetic Fish-Nomenclature in the Writings of Conrad Gessner and Johann Fischart. In: *Ichthyology in Context (1500–1880)*. Hrsg. von Florike Egmond, Paul J. Smith. Leiden 2023 (Intersections. 87), S. 111–122.

¹⁶⁵ Hans Sachs: Die hundert vnnd Vier vnd zweintzig Fisch vnd Meerwunder [...] 1560, zit. n. Bulang, Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus, S. 349–379, hier: S. 363.

¹⁶⁶ Vgl. Art. Haselnasche. In: DWB X, Sp. 548, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H03208> [Zugriff 01.09.2024].

¹⁶⁷ Vgl. bei Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 142 den in der Ausgabe von 1582 hinzukommenden Zusatz: *Dises raumt Seckel vnnd Täschen, daß vns kaum bleibt die warme äschen*.

¹⁶⁸ Im Prolog bezeichnet sich der Text auch selbst als *fündlein*, das, wie Beate Kellner anmerkt, auf ein Finden rekurriert, das, „dem lateinischen *invenire* entsprechend, [...] die Mitte zwischen dem Auffinden und dem Erfinden [hält]“, vgl. Beate Kellner: Prosit! Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes im Prolog zur ‚Geschichtklitterung‘. In: *Ästhetik der Fülle*. Festschrift für Elke Brügggen. Hrsg. von Peter Glasner [u. a.]. Berlin 2021, S. 159–170, hier: S. 63–64.

¹⁶⁹ Für den prägnanten Begriffsvorschlag danke ich Christian Kiening (mündlich).

Nun so viel hat dannoch der vom Ey, auß den Grabakarabis *Pillularijs* ergarakrabelet, daß wir all auß ein Ey herkommen, weil die Welt ein Ey ist: das hat gelegt ein Adler, das ist die hoch, weit und schnellfliegend Hand des Jupiters, das ist das *Chaos*, das *Cauum*, das *Chaouum*, der offen Ofen, hauffen, Hafen, welches des Adlers Hitz Chaouirt, Fouirt, Feurofirt, Chaoquirt vnnd Coquirt.¹⁷⁰

Geht man der Sache nach, stellt man fest, dass hier zwar rein vom Zeichenmaterial her so einiges aus dem 18. Theorem der *Monas hieroglyphica* (1564) des John Dee ‚Londinensis‘ (*Londisch Johan vom Ey*) auftaucht.¹⁷¹ Bei Dee findet sich ein Kosmogramm in Eierform, das alles *proportionatum a natura* darstellen soll,¹⁷² ferner die auf Äsop zurückgehende Fabel vom Adler und Skarabäus,¹⁷³ und daran anschließend auch die Beschreibung eines alchemistischen Prozesses, in dem das Ei des Adlers umgewandelt wird. Was bei Dee damit genau ausgesagt werden soll, welche Wahrheit vom alchemistisch-kabbalistischen Code vor dem *vulgaris oculus* verborgen werden soll,¹⁷⁴ erfährt man allerdings auch bei Fischart nicht. Das vorgefundene Zeichenmaterial (Adler, Ei, Jupiter etc.) wird vielmehr dazu genutzt, die Verfahren der alchemistischen Arkansprache nachzuäffen, indem etwa in den Entsprechungsoperationen (A ist B, B ist C, C ist D etc.) deren Synonymüberfülle nachgebildet wird. Im alchemistischen Diskurs kursieren für ein und dieselbe Sache teils über hundert unterschiedliche Benennungen, was daran liegt, dass die Sprache die komplexen Beziehungen zwischen Mikro- und Makrokosmos, wie sie das alchemistische Weltbild prägen, mitreflektiert. Die potentesten Substanzen, die sieben Metalle, werden beispielsweise kosmologisch den Planeten zugeordnet (etwa Jupiter dem *stannum*, Zinn).¹⁷⁵ Auch die Allegorie, mit

¹⁷⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 381.

¹⁷¹ Vgl. Camillus Wendeler: Fischart als Herausgeber alchymistischer Schriften. In: *Archiv für Literaturgeschichte* 6 (1877), S. 487–509.

¹⁷² John Dee: *Monas Hieroglyphica* Iannis Dee, Londinensis [...]. Antwerpen: W. Silvius, 1564, fol. E^{r-v}.

¹⁷³ Vgl. ebd.: *Grabakarabis Pillulariis* – der pillendrehende und grabende Skarabäus. Die Fabel vom Adler und Käfer hat u. a. Erasmus' *Adagium Scarabaeus aquilam quaerit* (III vii 1) bekannt gemacht, vgl. Desiderius Erasmus: *Collected Works of Erasmus* 35. *Adages*: III iv 1 to IV ii 100. Übers. und komm. von Denis L. Drydall. Hrsg. von John N. Grant. Toronto [u. a.] 2005. Quelle für die symbolische Verbindung von Käfer, Ei und Welt scheint hingegen die *Hieroglyphica* des Horapollo zu sein, weil dort der Skarabäus als Sinnbild für die Welt vorgestellt wird (begründet wird diese Verbindung damit, dass der Käfer sich aus sich selbst reproduziere, indem er eine Kugel aus Ochsenmist drehe, aus der seine Nachkommen wie aus einem Ei herausschlüpfen würden), vgl. Ps.-Horapollo: *Des Niloten Horapollon Hieroglyphenbuch*. Hrsg. und übers. von Heinz Josef Thissen. Bd. 1. München 2001, S. X.

¹⁷⁴ Nicht nur auf der Titelseite, sondern auch am Textende wird programmatisch auf die Verschlüsselung hingewiesen. Besonders pointiert, da die steganographische Hervorhebung und Überfülle an Satzzeichen des Textes nochmals wiederholend, bei Ps.-Horapollo: *Ori Apollinis Niliaci, de sacris notis & sculputris libri duo* [...]. Paris: J. Keruer, 1551, fol. G4^r: *Vulgaris, Hic, Oculus CALIGARIT, DIFFIDETQUE plurimum*.

¹⁷⁵ Dass die Symbolik und Sprache der Alchemisten auf der Vorstellung eines ‚imaginativen Innenraums der Welt‘ fußt, fassen Thomas Bachmann und Thomas Hofmeier: *Geheimnisse der Alchemie*. Basel 1999, S. 92 wie folgt zusammen: „Die Theorie wird zum Symbol verräumlicht und zu einer an-

der alchemistische Abläufe unter Zuhilfenahme von mythischen Gestalten, Tieren oder Fabelwesen beschrieben werden, wird bei Fischart formaliter nachgebildet, ohne dass die Nachbildung viel mit der Beschreibung der *metamorphosis ovi* bei Dee zu tun hätte. Die Stelle könnte man mit Bulang als poetologische Projektion der alchemistischen Grundoperation *solve et coagula* auf die Ebene der sprachlichen Verfahren lesen.¹⁷⁶ Sprachalchemie scheint in diesem metaphorischen Sinn genau das zu sein, was bei Fischart im ganzen Text fortlaufend mit der Sprache getrieben wird. Sie wird, wie Bulang argumentiert, zerlegt und neu zusammengefügt: Chaos und Cavum ergeben – *coagula!* – Chaovum, eine ‚Chaoeierhöhle‘, aus der dann – *solve!* – der deutsche Ofen herausgelöst wird und für neue sprachliche Verbindungen zur Verfügung steht. Allerdings sind diese sprachlichen Operationen der De- und Rekombination so allgemein-abstrakt, dass sich die Sprachalchemie kaum von anderen Beschreibungsangeboten, etwa der grotesken Anamorphose,¹⁷⁷ mit Blick auf eine historische Spezifik unterscheidet. Bei Fischart wird meist gerade nicht wie im alchemistischen Ofen Gegensätzliches miteinander verbunden, sondern (Klang-)Ähnliches. Man könnte auf dieser allgemeinen Ebene beispielsweise auch die fortlaufende Sexualisierung des Sprachmaterials bei Fischart als Sprachalchemie lesen,¹⁷⁸ denn auch die alchemistische Fachsprache nutzt eine sexualisierte Symbolik, wenn sie anhand der Bilder von nackten Körpern im Bett beschreibt, wie sich ‚weibliche‘ und ‚männliche‘ Gegensätze in der ‚chymischen Hochzeit‘ verbinden.¹⁷⁹

schaubaren Gestalt geformt. Der Symbolraum hat die Funktion, den inneren Aufbau der Natur in einer virtuellen Symbolwelt abzubilden. Den Leitfaden hierfür liefert die Symmetrie zwischen Mikro- und Makrokosmos. Beide spiegeln sich ineinander. Demnach ist die Achse der Welt eine Spiegelachse – die Spiegelachse zwischen Mikro- und Makrokosmos. [...] Mittels Spiegelung wird ein Innenraum der Welt gebildet. Dieser Innenraum ist ausschließlich der Imagination zugänglich“. Zur Rolle des Eis in der alchemischen Symbolsprache als Modell für den Kosmos und imaginative Entsprechung zum Stein der Weisen vgl. ebd., S. 92–94.

176 Vgl. dazu Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 461–466; vgl. auch Bulang, *Satirische, dämonologische und wissensvermittelnde Schreibweisen*, insb. S. 189–202.

177 Zur grotesken Anamorphose aus kulturtheoretischer Sicht vgl. Peter Fuß: *Das Groteske. Ein Medium des kulturellen Wandels*. Köln 2001 (Kölner germanistische Studien. 1).

178 Um mit Hans-Jürgen Bachorski, *Irrsinn und Kolportage*, S. 518 Klartext zu reden: Die Rede der *Geschichtklitterung* lässt „[a]n buchstäblich jedem denkbaren Ort [...] Schwänze sich erheben und Löcher sich auftun oder beides aufeinander einstürmen“.

179 Zur sexualisierten Sinnbildkunst der Alchemisten vgl. die Holzschnitte, die im Sammeldruck *Auriferæ artis* (Basel 1572) dem alchemischen Bildgedicht *Rosarium Philosophorum* (14. Jahrhundert) zugefügt wurden und anschaulich zeigen, wie sich Sol und Luna entkleiden und die chymische Hochzeit im Bett vollziehen. Edition: Rudolf Gamper, Thomas Hofmeier (Hrsg.): *Alchemische Vereinigung. Das Rosarium Philosophorum und sein Besitzer Bartlome Schobinger*. Zürich 2014. Vgl. dazu auch Achim Aurnhammer: *Zum Hermaphroditen in der Sinnbildkunst der Alchemisten*. In: *Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*. Hrsg. von Christoph Meinel. Wiesbaden 1986 (Wolfenbütteler Forschungen. 32), S. 179–200.

Wie bereits Ulrich Seelbach in der bisher einzigen rezeptionsästhetischen Studie zu Fischarts *Geschichtklitterung* hervorgehoben hat, müsste die Antwort auf die Frage, welche Akte des Lesens Fischarts Buch voraussetzt, auch die „literarischen Konventionen und Techniken umfassen, auf denen der Autor bei der Konstituierung seiner Texte aufbaut“.¹⁸⁰ Blickt man auf die Verfahrensebene, dann zeigt sich der Roman weniger als eine Enzyklopädie von Wissensinhalten der Zeit, denn als eine „Enzyklopädie auf zweiter Stufe“,¹⁸¹ in der jene Konventionen und Techniken verzeichnet werden, mit denen in der gelehrten Literatur der Zeit Wissen konstituiert wird. Das zeigen die Studien von Bulang eindrücklich: Versteht man Sprachalchemie als Nachahmung der Darstellungskonventionen und Techniken des alchemistischen Diskurses, dann müsste man der Sprachalchemie beispielsweise noch eine Sprachhieroglyphik oder Sprachvölkerkunde hinzufügen.¹⁸² Das macht die *Geschichtklitterung* zu einer Enzyklopädie des Er-Findens,¹⁸³ die, wie man mit Andreas B. Kilcher sagen kann, „die Immanenz eines Buchwissens, das immer nur wieder auf andere Bücher rekurriert“, parodiert.¹⁸⁴

2.3 Ansatzpunkt: Übungen der Satire

Die *Geschichtklitterung* wurde von der Fischart-Forschung noch kaum in die Geschichte der menippeischen Satire der Renaissance eingeordnet.¹⁸⁵ Die *satura menip-*

¹⁸⁰ Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 13.

¹⁸¹ Vgl. Kilcher, *Mathesis und poesis*, S. 12.

¹⁸² Vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 395–403 sowie S. 415–421.

¹⁸³ Vgl. hierzu auch die Schlussfolgerung von Bulang, *Die andere Enzyklopädie*, S. 278: „Inszeniert wird bei Fischart der spielerische Umgang mit Wissen als Desiderat von Enzyklopädien nach dem Muster Polydor Vergils. Fischart beansprucht, mit der *Geschichtklitterung* eine Lücke zu füllen. Ihm geht es um jene Spiele, die in der berühmten Polydor'schen Enzyklopädie der Erfindungen und Erfinder nicht vertreten sind – um Spiele mit der Kontingenz von Texten und von Wissen. Fischarts Roman geriert sich somit als die andere Enzyklopädie des Wissens, eine, die jenseits disziplinierter Diskurse und Institutionen, aber auch jenseits der diese abbildenden Enzyklopädik einen eigenen Umgang mit Wissen betreibt“.

¹⁸⁴ Kilcher, *Mathesis und poesis*, S. 158.

¹⁸⁵ Fischarts *Geschichtklitterung* wird zwar in Handbüchern und Überblicksdarstellungen immer wieder in die Tradition der menippeischen Satire gestellt und als eine der ersten Aneignungen oder Neubildungen des Menippeischen in der deutschen Literatur betrachtet, vgl. exemplarisch Jürgen Brummack: *Art. Satire*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung. Bd. 3. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. Berlin/New York 2007, S. 355–360, hier: S. 357f. Allerdings wurden Befunde zur menippeischen Satire der Renaissance kaum in der Fischart-Forschung rezipiert. Rabelais' *Pentalogie* hingegen gilt als die *Menippea* der Renaissance schlechthin, vgl. W. Scott Blanchard: *Scholars' Bedlam. Menippean Satire in the Renaissance*. Lewisburg 1995; Joel C. Relihan: *Menippus in Antiquity and the Renaissance*. In: *The Cynics. The Cynic Movement in Antiquity and Its Legacy*. Hrsg. von R. Bracht Branham, Marie-Odile Goulet-Cazé. Berkeley/Los Angeles/London 1996, S. 265–293; zur menippeischen Satire bei Rabelais buchfüllend Bernd Renner: *Difficile est saturam non scribere. L'her-*

pea ist zwar durch ihre Anlage als „Antigenre“,¹⁸⁶ „Supergenre“¹⁸⁷ oder „Metagenre“ eine schwer zu fassende Gattung, erlaubt es aber als generischer Begriff, wie Julia Kristeva es ausdrückt, „eine gewisse Schreibweise in die Geschichte einzubetten“.¹⁸⁸ Wie immer wieder (am eindringlichsten wohl von Bachtin) festgestellt wurde, hat das Menippeische nicht nur die Funktion, unterschiedliche Ideen und Ideologien der Zeit, Geisteszustände oder, zugespitzt, die aristotelische Logik schlechthin zu problematisieren, sondern bildet – sozusagen als Kehrseite dieser Welthaltigkeit und Aktualität – neue literarische Formen aus, weil das, was problematisiert wird, auch intertextuell erneuert wird. Die Hochkonjunktur der menippeischen Satire in der Renaissance wurde bisher vor allem über ihre sozialpolitische Funktion erklärt oder als Symptom einer bestimmten Welthaltung verstanden. Sie lässt sich jedoch auch von der Logik des Metagenres her betrachten, die mit ihren Formen der subversiven *imitatio* einem der Nachahmungspoetik verpflichteten Literaturbetrieb besonders vielversprechende Gebrauchsmöglichkeiten bietet.

Wenn es beim Nachahmen im Sinne frühneuzeitlicher *imitatio* das Ziel ist, die als Modell gewählte Vorlage nicht zu kopieren, sondern sie zu erneuern,¹⁸⁹ dann ist der imitierende Text auch darauf angelegt, die Vorlage in puncto Mustergültigkeit, Meis-

ménéutique de la satire rabelaisienne. Genève 2007 (Etudes rabelaisiennes. XLV); vgl. zur Mineppea auch Dell'Anno, „satura“, S. 40–104.

186 Joel S. Relihan: Ancient Menippean Satire. Baltimore/London 1993, S. 34.

187 Vgl. Hannu K. Riikonen: Menippean Satire as a Literary Genre. With Special Reference to Seneca's ‚Apocolocyntosis‘. Helsinki 1987 (Commentationes Humanarum Litterarum. 83), S. 51: „We can even call the Menippean satire a ‚supergenre‘, whose individual works freely connect and mingle prose and verse as well as characteristics of other genres. As early as in Greek and Roman Antiquity the Menippean satire showed a high degree of intertextuality and since then it is the genre where the possibilities of intertextual play have been most courageously employed“.

188 Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. Übers. von Michel Korinman und Heiner Stück. In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Jens Ihwe. Frankfurt a. M. 1972, S. 345–375, hier: S. 371. Julia Kristeva hat, an Michail Bachtin anschließend, im (polyphonen) Roman der Moderne die Weiterentwicklung der Menippea gesehen: Der menippeische ‚Denkmodus‘ findet in der Intertextualität des modernen Romans eine neue Form. In Kristevas Konzeption der Menippea sind daher auch die Kernbegriffe (Double, Ambivalenz, Dialogizität) von ihrer Theorie des intertextuellen/polyphonen Romans angelegt, vgl. ebd., S. 367: „Die Sprache scheint von einem ‚Double‘ (durch ihre eigene Tätigkeit der graphischen Spur, welche ein ‚Draußen‘ verdoppelt) fasziniert zu sein – und von der Logik der Opposition, die die Logik der Identität in den Definitionen der Terme ersetzt. Als umfassende Gattung baut sich die Menippea als ein Mosaik von Zitaten auf. Sie umfaßt alle Gattungen: Novellen, Briefe, Reden, Mischungen von Vers und Prosa, deren strukturelle Bedeutung darin besteht, die vom Schriftsteller gegenüber dem Text und den Texten eingenommenen Abstände zu denotieren“. Zum menippeischen Erbe des Romans vgl. zudem auch ebd., S. 370–375 sowie dies.: Le Texte du Roman. Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle. The Hague/Paris/New York 1979 [Reprint 2013], insb. S. 162–176.

189 Vgl. den Überblick bei Nicola Kaminski, Dina De Rentiis: Art. Imitatio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 4. Tübingen 1998, Sp. 235–303.

terschaft oder mindestens Aktualität abzulösen.¹⁹⁰ Auch affirmative Nachahmung hat in diesem Sinne einen doppelseitigen Effekt, da sie in einer konstitutiven Spannung zur Vorlage steht. Zum einen bestätigt sie deren hervorragenden Status – sonst wäre diese ja nicht als Vorbild geeignet –, aber gerade im Wettfeiern wird auch darauf gezielt, sich diesen Status selbst anzueignen, was ein Moment der Differenz zur Vorlage mitbedingt. Man kann sich nicht gegenüber etwas anderem als besser, vollkommener, fähiger oder zumindest als aktueller darstellen, ohne zugleich auch zu implizieren, dass das andere, mindestens hinsichtlich bestimmter Aspekte, defizitär ist. Diese Spannung von Ähnlichkeit und Differenz, Affirmation und Überschreitung ist konstitutiv für eine literarische Produktion, die darauf zielt, durch Lernen am Muster sich das Können anderer anzueignen, es zu aktualisieren und schließlich darüber hinauszugehen. Diese Spannung fußt kulturgeschichtlich auf der Idee, dass kultureller Fortschritt im Wettkampf gründet. Er ist bis weit ins 17. Jahrhundert hinein prägend für die frühneuzeitlichen Kulturen, weshalb Agonalität und Wettstreit als Epochensignatur der Renaissance diskutiert wurden: Im Wettkampfmodus, in einer *Querelle* befinden sich nicht nur *Anciens et Modernes*, sondern auch die westeuropäischen Kulturen, Künste (*parergone*) und Volkssprachen untereinander.¹⁹¹

Auch die Schreibweisen des Satirischen sind in das Spannungsfeld von Affirmation, Subversion und Negation einzuordnen, das der auf Wettkampf ausgerichteten kulturellen Produktivität der Renaissance zugrunde liegt. Ebenso wie die affirmative Nachahmung im Wettkampfmodus Momente der Subversion einschließt, ist zu vermuten, dass auch andersrum der nicht-affirmativen Nachahmung, die auf Subversion zielt, Momente der Affirmation inhärent sind. Dass die volkssprachige Literatur des 16. Jahrhunderts und insbesondere Johann Fischarts Werke in den Horizont der frühneuzeitlichen *imitatio* einzubetten sind, hat Jan-Dirk Müller betont. Müller hat anhand der Werke, auf die sich Fischart in programmatischen Passagen seiner Texte beruft, gezeigt, dass mit der Bildung eines „Gegenkanons“ eine eigenständige literarische Tradition konstruiert und damit eine Alternative zur neulateinischen Nachahmungspoetik für die volkssprachige Dichtung entwickelt wird.¹⁹² Diese Alternative generiert sich als eine Poetik, die sich durch den gemeinsamen Bezugspunkt des Niederen ebenso auf einen Kanon komischer Literatur aus Antike und Gegenwart wie auf neulateinische und volkssprachige Traditionen niederer Gattungen berufen kann. Müller argumentiert, dass

190 Günter Butzer: Physiologie der Imitation. Zur Vorgeschichte der Genieästhetik. In: Übung und Affekt. Formen des Körpergedächtnisses. Hrsg. von Bettina Bannasch, Günter Butzer. Berlin/Boston 2007 (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung. 6), S. 43–70, hier: S. 50 hält mit Blick auf die sich am Bienengleichnis orientierende *imitatio*-Konzeption der Frühen Neuzeit fest: „Indessen liegt es in der Logik des physiologischen *imitatio*-Modells, dass die vollkommene Aneignung und Verarbeitung des aufgenommenen Texts diesen als selbstständige und distinkte Einheit zum Verschwinden bringt“.

191 Vgl. grundlegend die Beiträge in Jan-Dirk Müller [u. a.] (Hrsg.): Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620). Berlin 2011 (Pluralisierung & Autorität. 27).

192 Müller, Fischarts Gegenkanon, S. 284.

Fischarts Werke durchaus mit den antiken Mustern wetteifern, aber nicht auf Ebene der Form, sondern der Wirkung. Besonders im *Ritter von Stauffenberg* tritt die volkssprachige Dichtung als moralisch überlegene Alternative zur klassischen Poesie auf – die *alte deutsche Tugendmutsamkeit* ersetze die Musen. Das, was aus dem Gegenkanon der komischen Literatur angeeignet, aktualisiert und überboten werden soll, ist die Wirkabsicht und Wirktheorie komischer Dichtung, deren Didaktisierung und therapeutischer Charakter.¹⁹³ Für die *Geschichtklitterung* scheint aber die These, dass es bei Fischart „immer um die Sache“,¹⁹⁴ um Ethik, nicht Ästhetik gehe, revisionsbedürftig.

Müller argumentiert, ausgehend vom „poetologische[n] Schlüsselkonzept“ des Silenus (einer Figur mit hässlichem Äußeren und wertvollem Inneren), für eine „silenische Schreibweise“, mit der Fischarts Text nicht nur therapeutischer, sondern auch erkenntnisfördernder Charakter zukomme, weil die Verzerrung auf ihre Korrektur hinweise.¹⁹⁵ Hier stellt sich allerdings die Frage, wie verbindlich das Modell der Verzerrung ist, das der Prolog an der Figur des Silenus reflektiert. Allein schon die groteske Sprachoberfläche, die an der Stelle zur Veranschaulichung des Modells geschaffen wird, vollzieht so viele Verdrehungen von Innerem und Äußerem, dass es fraglich ist, ob die mehrfach verzerrte Verzerrung noch auf ein positives Bild zurückzurechnen ist.¹⁹⁶ Zudem ist die Figur des Silenus nicht das einzige bildhafte Modell, das der Prolog (*Ein vn Vor Ritt*) bietet. Beispielsweise wird die Poetologie auch an der Figur des Sokrates, an einem Destillationsverfahren sowie an folgendem Hundegleichnis veranschaulicht:

193 Vgl. Müller, Fischarts Gegenkanon, S. 317: „Sein [Fischarts, Anm. K.K.] Konzept schließt den ernsthaften Lobspruch und die historische Dichtung ein, die nicht durch eine am antiken Muster geformte Oberfläche, sondern durch ihr Ethos mit der Antike wetteifern und sie überbieten. [...] Ethische Maßstäbe, nicht stilistisch-rhetorische sind entscheidend“.

194 Vgl. ebd., S. 316.

195 Vgl. ebd., S. 309: „Er betont ihren therapeutischen Charakter zur Herstellung des leibseelischen Wohlbefindens, schreibt ihr aber auch einen erkenntnisfördernden Charakter zu, indem die hässliche, satyrhaft-satirische Verzerrung auf die Korrektur einer verderbten Welt verweist. Damit entwirft er eine antklassische Poetik: im grotesken Spiel mit Bildungsinhalten, der syntaxsprengenden Häufung von Bildern, der Auflösung von Sinn in Wortgeklingel, der Verzerrung von Realität“. Zum „poetologischen Schlüsselkonzept“ vgl. ebd., S. 306.

196 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 25: *Exspekta auß der Taschen, Sileni, solt jr mich verstehn, waren etwann die wundergestalte Grillische, Grubengrotteschische, fantästische krüg, läden, büchsen vnd häfen, wie wir sie heut in den Apotecken stehen sehen, von aussen bemalet mit lächerlichen, gecklichen, ja oft erschrecklichen Håw vnnd Graßteuffeln, wie sie auß Pandore büchs fligen [...]*. Das Verhältnis von nichtiger Form und wertvollem Inhalt kehrt sich im Auflisten von Beispielen mehrfach um, weil beispielsweise mit der Büchse der Pandora an der Stelle auch eine außen schöne und innen hässliche Verkehrung aufgeführt wird; ferner werden mit Ovids Metamorphosen und Werken der Kosmographie überhaupt keine Innen-Außen-Relationen mehr ins Bild gesetzt. Daher könnte man argumentieren, dass mit den *Håw vnnd Graßteuffeln*, die aus der Büchse fliegen, in einer Mise en Abyme der Inhalt des Romans mit aufgelistet wird, insofern die Riesen im zweiten Kapitel auf recht spektakuläre Weise genealogisch aus der Büchse der Pandora hergeleitet werden (vgl. dazu Kap. 7.5. in dieser Arbeit).

Ja, daß ich euch auff den Hund bring (welches Thir, wie Plato schreibt im andern Buch von der Reichpöblicheyt, vntr allem das Philosophisch vnd gütartigest ist) habt jhr nicht gesehen wie andechtich er das marckbein, wann er eins find, verschiltwachtet, wie eiferig er es halt, wie vernünfftig er es anatomirt, wie vnvertrüßlich ers zerprech vnd zerreiß, vnd anmütig vernag, saug vnnd zerbeiß. Fürnemlich wan ers dem Vlmischen Schwaben hat gestolen, der jm einmal das marck zwischen der thüren zu dem hindern herauß klemmet, vnnd es, wiewol es minckelet, für schmutz hinweg schlemmet. Was ist nun die hoffnung der Hundsmühe? was vermaynt er hie-rauß guts zuerlangen? Nichts mehr, als ein wenig Schmerhafft marck.¹⁹⁷

Die Stelle, die recht eng an Rabelais' Prolog angelehnt ist, gehört in der Rabelais-Forschung zu den meistdiskutierten und hat eine energisch geführte Kontroverse um die Frage ausgelöst, inwiefern Rabelais damit der Lektüre Substanz (man möchte sagen: Fleisch am Knochen) in Aussicht stellt.¹⁹⁸ Mit Blick auf Fischarts Prolog und dessen Überangebot an poetischen Modellen und widersprüchlichen Lektüreeinweisungen macht der Hund aber vielleicht auf eine ‚hündische‘ *Performance* aufmerksam, die der Text hier bietet. Es wird ja in obigem Auszug vor allem gefordert, hinzusehen: „zu sehen wie“ der Hund tut, was er tut, und dabei dieses Tun mit bestimmten Tugenden abzugleichen. Wird diese Anweisung auf das angewendet, was die Rede im Prolog ‚tut‘, dann fällt auf, dass schon allein durch den Wankelmut der Anweisungen und die Inkommensurabilität der angeführten Modelle etwas nicht stimmen kann; überdies fallen die zahlreichen Störelemente auf, die bei jedem Modell platziert werden. In obigem Beispiel wäre etwa der mitten ins philosophische Gleichnis eingefügte Schwank so ein Störelement: Ein Schwabe aus Ulm klemmt einen Hund zwischen der Tür ein, drückt ihm das gestohlene Mark aus dem Hintern heraus und schlemmt es selbst. Gewissermaßen drückt sich auch der Text damit die gerade noch in Aussicht gestellte Substanz wieder aus.

Der Hund ist das namensgebende Sinnbild der Kyniker – einer philosophischen Haltung, die bei Rabelais vielfach für die rhetorische Maske behauptet wird (am aus-

¹⁹⁷ Fischart, Geschichtklitterung, S. 32.

¹⁹⁸ Vgl. die Stelle bei Rabelais, *Œuvres complètes*, 1994, S. 6: *Crochetastes vouy oncques bouteilles? Caisgne. Reduisez à memoire la continence qu'aviez. Mais veistez vous onques chien rencontrant quelque os medulare? C'est comm edict Platon lib. II. de rep. la beste du monde plus philosophe. Si veu l'avez: vous avez peu noter de quelle devotion il le guette: de quel soing il le garde: de quel ferveur il le tient, de quelle prudence il l'entomme: de quelle affection il le brise: et de quelle diligence il le sugce.* In der Debatte um die Lektüreeinweisungen in Rabelais' Prologue haben Defaux und Duval für eine Suche nach höherem Sinn argumentiert, vgl. Gérard Defaux: D'un problème l'autre. Herméneutique de l'altior sensus et captatio lectoris dans le Prologue de ‚Gargantua‘. In: *Revue d'Histoire littéraire de la France* 2 (1985), S. 195–216; Edwin M. Duval: Interpretation and the ‚Doctrine absconce‘ of Rabelais's Prologue to ‚Gargantua‘. In: *Études rabelaisiennes* 18 (1985), S. 1–17; anders Terence Cave, Michel Jeanneret und François Rigolot, die gegen eine Determinierung der Lektüre durch den Prolog argumentierten, vgl. Terence Cave, Michel Jeanneret, François Rigolot: Sur la prétendue transparence de Rabelais. In: *Revue d'Histoire littéraire de la France* 4 (1986), S. 709–716.

fürhlichsten im *Prologue de l'Autheur des Tiers Livre*).¹⁹⁹ In der Widmungsvorrede schreibt Fischart, dass Rabelais *fürnemblich seines Diogenischen kurtzweiligen lebens vnd schreibens halben bey hohen Leuten liebgehalten worden sei*.²⁰⁰ Dieses *diogenische Schreiben* ist zum einen auf die serio-komische Anlage des satirischen Romans zu beziehen. Andererseits aber auch auf den Modus eines Schreibens, das, wie Diogenes, nicht theoretisch lehrt, sondern dessen „pantomimische Philosophie“ in einem „endlosen Prozeß von Inszenierung und Maskierung“ unterrichtet wird.²⁰¹ In diesem Sinne lassen sich auch an Fischarts Sprachoberfläche pantomimische Züge beobachten, die dazu tendieren, die kynischen Vorführungen ihrer Vorlage zu überbieten.

Im Anschluss an Sylvia Brockstieger lässt sich vermuten, dass es bei diesen Vorführungen weniger um ethische Fragen als um sprachliche Formung geht. Über die unterschiedlichen Werke hinweg, die im Kontext der Offizin von Bernhard Jobin und mit Fischarts Beteiligung entstanden, hat Brockstieger das kultur- und sprachpatriotische Projekt nachgezeichnet, in das auch die *Geschichtklitterung* einzuordnen ist. Ein zentrales Argument von Brockstieger ist, dass Fischart eine Poetik des Niederen entwerfe und diese sowohl an die frühneuzeitliche Nachahmungspoetik anschließe, als auch aus ihr heraus subvertierende Weisen der Bezugnahme entwickle: „imitative und aemulative Strategien ‚eigenen Typs‘“, die im Paradigma eigentlich nicht vorgesehen sind.²⁰² Brockstieger nennt diesen „eigenen Typ“ subversive *imitatio*, spricht aber auch von negativer oder destruktiver *aemulatio*. Das Argument lässt sich so auf den Punkt bringen: Indem die eigenen Verfahren in die Tradition eines Gegenkanons gestellt und mit einem ganzen Arsenal an Topoi aus der komischen Literatur gerechtfertigt werden, übertrifft das eigene Dichten die antiken Vorbilder nicht nur in ihrem ethischen Leistungsprofil, sondern begründet auch einen spezifischen Sprachraum. Darin eignen sich die nachahmungsbasierten Verfahren der komischen Literatur (satirische Brechung, Parodie, Travestie usw.) das, was vorderhand durch sie komisch verspottet wird, zugleich auch für eine genuin volkssprachige Poetik an. Subversive *imitatio* meint in diesem Sinne nicht das Wetteifern mit dem antiken Vorbild in Bezug auf das ethische Leistungsprofil, sondern ein aneignendes Nachahmen auf Ebene der Verfahren. Wie Brockstieger argumentiert, richtet sich die subversive *imitatio* nicht auf antike Vorbilder, ist also nicht diachron ausgerichtet, sondern zielt synchron auf das System humanistischen Sprachverhaltens. Brockstieger setzt in ihrer Studie dieses

199 Vgl. François Rabelais, *Œuvres complètes*, 1994, S. 345: *Bonnes gens, Beuveurs tresillustres, et vous Goutteux tresprecieux, veistez vous oncques Diogenes le philosophe Cynic? Si l'avez veu, vous n'aviez perdu la veue: ou je suis vrayement forissu d'intelligence, et de sens logical.*

200 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 8.

201 Niklaus Largier: Diogenes der Kyniker. Exempel, Erzählung, Geschichte in Mittelalter und früherer Neuzeit. Mit einem Essay zur Figur des Diogenes zwischen Kynismus, Narrentum und postmoderner Kritik. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit. 36), S. 8.

202 Vgl. dazu Sylvia Brockstieger: Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin. Berlin/Boston 2018 (Frühe Neuzeit. 227), S. 16.

humanistische Sprachverhalten (sie spricht dabei auch von humanistischer Textherstellung, Textualität oder Denkform) allerdings als bekannte Größe voraus,²⁰³ weshalb das, worauf die subversive *imitatio* zielt, in den Analysen vage bleibt und einmal mit dem epistemischen und textuellen Universum der späthumanistischen Gelehrsamkeit und einmal mit einer an den Regeln der Rhetorik orientierten Textproduktion gleichgesetzt wird.²⁰⁴ Auch wenn Letzteres für das „rhetorische[] Zeitalter“ von der Sache her naheliegt und mit der Rhetorik methodisch auf ein etabliertes Instrumentarium zurückgegriffen werden kann,²⁰⁵ besteht humanistisches Sprachverhalten – oder besser: Sprachverhalten im ‚humanistischen Feld‘²⁰⁶ –, wie gerade die Frühneuzeitforschung der letzten Jahre immer wieder hervorgehoben hat, nicht allein aus der Anwendung rhetorischer Regeln und lässt sich auch nicht auf das Konzept der *copia verborum* reduzieren.²⁰⁷ Brockstieger lässt offen, womit sich eigentlich das aneignende Moment begründen lässt, das aus den Schreibweisen der Parodie, Travestie etc. eine kultur- und sprachpatriotisch ausgerichtete *imitatio* macht: Wieso handelt es sich bei Fischarts *Geschichtklitterung* überhaupt um eine „subversive *imitatio*“ und nicht um ein bloßes Nachäffen?

203 Vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, 2018, S. 176: „Sie fußen auf humanistischen und rhetorischen Prinzipien der Textproduktion, treiben aber deren Grenzen weiter und überschreiten sie. Beispielhaft lässt sich hier [bei Fischart] beobachten, wie die deutsche Sprache an die ‚Systemeigenschaften‘ des rinascimentalen Diskurses herangeführt wird, sich aber gleichermaßen von ihnen abzusetzen vermag, indem sie in ihrer spezifischen artistischen Faktur die Regeln humanistischer Sprachbeherrschung aemuliert“.

204 Das Problem mangelnder Trennschärfe zeigt sich beispielhaft in der im Kern völlig erhellenden Analyse zu Fischarts Bienenkorb ‚Florilegisches Schreiben‘, wie es im Bienenkorb parodiert wird, ist nur bedingt als „Leitstern“ oder „Rahmenwerk humanistischen Denkens und Schreibens“ zu sehen, denn gerade auch das Feindbild der Humanisten, die Scholastiker und mittelalterlichen Autoren, verwenden diese Praktik; ebenso sind sie Teil protestantischer Gelehrsamkeit, man denke etwa an Melanchthons *loci communes*. Naheliegender scheint, dass eine bestimmte, katholisch geprägte Blütenlese von dogmatischen Meinungen vorgeführt wird, worauf Brockstiegers Argumentation auch, trotz begrifflicher Diffusion, hinzielt, vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 184–187; zur Reduktion der „Leitprinzipien humanistischer Textproduktion“ auf die rhetorischen *officia* vgl. ebd., S. 195–196.

205 Vgl. Andreas Keller: Frühe Neuzeit. Das rhetorische Zeitalter. Berlin 2008 (Akademie Studienbücher – Literaturwissenschaft).

206 Zum Vorschlag, ‚Humanismus‘ als literarisches Feld zu fassen, vgl. Jörg Robert: Einleitung: Poetik und Rhetorik. In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Hrsg. von Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert. Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211), S. 315–321, hier: S. 317: „Mit einer heuristischen Metapher könnte man von einem ‚humanistischen Feld‘ sprechen, in dem sich – vergleichbar einer topographischen Karte – vielfache Verdichtungspunkte (konkrete Personen, Orte, Institutionen, aber auch Themen, Formen, Praktiken und literarische Konzepte wie die *imitatio*), aber auch locker verknüpfte Zonen ausmachen lassen“.

207 Vgl. grundlegend Zedelmaier/Mulsow, Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit.

Die Methode der satirischen Didaxe wird in der Widmungsvorrede *fürspiegeln* genannt und auch mit Hilfe von Exempeln veranschaulicht.²⁰⁸ Der Roman spiegle ein *verwirretes vngestaltetes Muster der heut verwirrten vngestalteten Welt*, um die Welt von *jrer verwirrten vngestalt vnd vngestalter verwirrung abzuführen vnd abzuverexieren*.²⁰⁹ Wie die Forschung immer wieder gezeigt hat, und wie sich auch aus obigen Überlegungen zum Prolog ergibt, bezieht sich das Vorspiegeln *ungestalter Muster* weniger auf die Figuren, von denen der Roman erzählt, als auf die Erzählrede und ihre Masken. Ihr liegt eine ironische Verstellung zugrunde. Dass gerade menippeische Satiren von diesem parodistischen Stilmittel rege Gebrauch machen, hat Northrop Frye betont: die menippeische Satire interessiert sich nicht für Leute als solche, sondern vor allem für intellektuelles Fehlverhalten und „Geisteszustände“.²¹⁰ Ein Mittel, dies darzustellen, besteht darin, Redemasken als Sprachrohre von Ideen, Dispositiven oder, wie Bachtin wohl sagen würde, des offiziellen Diskurses auftreten und sich dabei selbst entlarven zu lassen: die ironische *simulatio*. Diese rhetorische Figur ist eng auf ihr Gegenstück, die *dissimulatio*, bezogen,²¹¹ was sich auch im menippeischen Maskenspiel zeigt, dem mindestens zwei Verstellungen zugrunde liegen. Einerseits verstellt sich die auktoriale Sprecherposition, sie impliziert also eine Distanz zur aufgelegten Redemaske, andererseits ist aber diese Redemaske ihrerseits in der Regel auch eine kräftige Entstellung von dem, was mit ihr verspottet werden soll: es wird nachgeäfft, nicht nachgeahmt. Dieser Entstellung kommt zum einen die Funktion zu, durch eine deutliche Verzerrung Ironie zu signalisieren und darauf aufmerksam zu machen, dass der Rede die Figur der *simulatio* zugrunde liegt (was, wie etwa die Rezeption der *Dunkelmännerbriefe* bezeugt, nicht immer gelingt). Zum anderen dient sie dem Erzeugen von Alterität. Der ‚Pappkamerad‘, der zur Rede gebracht wird, hat den Zweck, indirekt ein positives Gegenbild zu konturieren, und dient damit als Medium, an dem ein binärer Verweisungszusammenhang entwickelt wird: negativ und positiv.

²⁰⁸ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3: *daß die Spartaner [...] kein bessere weiß gewußt haben, jhrer jungen Burgerschaft die Trunckneheit zuerleyden, alß daß sie zu gewissen Festtagen an offenem platz in beisein jhrer kinder jre Knecht sich redlich voll vnnd doll sauffen liessen, auff daß so sie die also hintobig vnd schellhörnig vnnd hirschnöllig vom Wein rasen, balgen, walgen, schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schrien, gólern, prellen, wüten, sincken, hincken, speien vnd vnflätig genug sein sehen, sich vor solcher Vihischer vnweis forthin zu hüten wußten*. Das Exempel findet sich freilich auch bei Scheidt bzw. Dedekind im *Grobianus*, vgl. dazu auch Könneker, *Satire* im 16. Jahrhundert, S. 229 und S. 125.

²⁰⁹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 4.

²¹⁰ Vgl. Northrop Frye: *Anatomy of Criticism. Four Essays*. 15. Auflage. Princeton 2000, S. 309; ferner Bernd Auerochs: *Geisteszustände. Die vergessene Lehre der Menippea*. In: *KulturPoetik* 19,1 (2019), S. 11–28.

²¹¹ Zur rhetorischen Figur vgl. Oliver Bettrich, Jutta Krautter: *Art. Simulatio*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 8. Tübingen 2007, Sp. 919–923; zur *simulatio* als Mittel der Satire vgl. den Überblick von Michael Hoffmann: *Ironie als Prinzip*. In: *Handbuch Sprache in der Literatur*. Hrsg. von Anne Betten, Ulla Fix, Berbeli Wanning. Berlin/Boston 2017 (*Handbücher Sprachwissen*. 17), S. 330–350.

Allerdings tendiert das Zusammenspiel von *dis/simulatio* in den Satiren geradezu regelhaft zur Verselbstständigung und erzeugt oftmals Ambivalenz statt Alterität. Mit anderen Worten: Die *dis/simulatio* entwickelt in menippeischen Texten fast immer medialen Eigensinn.

Das paradigmatische Beispiel hierfür stellt Erasmus' *Lob der Torheit* (*Moriae Encomium*, 1511) dar, wo die Torheit in einer fulminanten Deklamation mit großem Furor nicht nur mit sich selbst die Torheiten der Welt lobt, sondern durchaus auch Dinge, die tatsächlich lobenswert sind (auch wenn sie dabei insofern töricht bleibt, als sie das Richtige mit falscher Begründung lobt).²¹² Die *Geschichtklitterung* ruft im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) die ambivalente Wirkung der konsequenten *simulatio* in Erinnerung, wenn bemerkt wird, dass *nach des Erasmi Torheitslob gar nichts hie bestan [möcht], das nicht zu verlachen wer*.²¹³ Mit Blick auf das, was alles Ziel des ausdrücklichen Spottens wird, hat die Deklamation von Fischarts auktorialer Instanz eine ähnlich ambiguerende Wirkung wie bei Erasmus, da Fischarts „satirischer Rundumschlag“, wie es Barbara Könneker auf den Punkt bringt, letztlich auf kein Angriffsobjekt mehr zielt. Bei Fischart wird vom ‚Ich‘ der Rede alles Mögliche verspottet, „ohne daß von der Sache her ein gemeinsamer Nenner erkennbar wäre, durch den sich diese offenbar willkürlich nach den unterschiedlichsten Richtungen ausgeteilten Hiebe auf den Fluchtpunkt einer übergreifenden positiven Norm beziehen ließen“.²¹⁴ Das hängt damit zusammen, dass die *indignatio* der Redemaske, ihr direktes Verspotten, bereits selbst Schauplatz der Satire ist. Gewissermaßen wäre, wenn man die Torheit als Redemaske wählt, ja kein Wahrsprechen mehr möglich, sondern nur ein indirektes Verweisen auf ein positives Konzept. Zu dieser Ambiguierung scheint vor allem die für die *simulatio* nötige Entstellung beizutragen, die ein Zerrbild erscheinen lässt und kein Abbild. Mit dem *aptum* suspendiert sie sozusagen das grundlegende regulative Prinzip der Rhetorik. Zugleich geht das Verzerren, wie die Torheit bei Erasmus eindrücklich zeigt, mit einem eigenen Anspruch auf Kunstfertigkeit einher. Beides führt dazu, dass die *simulatio* Eigensinn entwickelt. Wenn in einem Text grundlegende regulative Prinzipien wie etwa die Angemessenheit von Darstellung und Gegenstand oder von Mittel und beabsichtigter Wirkung suspendiert werden, zugleich aber ein Anspruch auf Kunstfertigkeit bestehen bleibt, tendiert der Text dazu, eigene Maßstäbe zu entwickeln (in diesem Sinne lässt sich das Menippeische mit Blanchard als „the literary anarchist's ars poetica“ bezeichnen).²¹⁵ Das Bewusstsein um die ‚Gefahr‘, die eine konsequent umgesetzte *simulatio* für die satirische Wirkabsicht bedeutet, bezeugen die deutschsprachigen satirischen Schriften der Zeit selbst, insofern sie dazu tendieren, die *simulatio* durch auktoriale Kommentare zu (unter)brechen

²¹² Vgl. Nicola Kaminski: Stultitia als Sophistin. Satire ohne Norm im Lob der Torheit des Erasmus von Rotterdam. In: DVjs 68,1 (1994), S. 22–44.

²¹³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 31.

²¹⁴ Könneker, *Satire im 16. Jahrhundert*, S. 232.

²¹⁵ Blanchard, *Scholars' Bedlam*, S. 24.

und einzuhegen (wie beispielsweise Sebastian Brant im *Narrenschiff* oder Scheidt/De-
dekind im *Grobianus*.)²¹⁶

Bei Fischart hingegen wird diese inhärente Spannung durch die Gattungswahl noch verschärft. Die Satire kann sich jede Gattung zu eigen machen: vom fiktiven Bücherkatalog bis zur ‚Anatomy‘. Für das erklärte Ziel der *Geschichtklitterung* wäre eigentlich als Ausgangspunkt die Gattung der Geschichtsschreibung naheliegend, schließlich verheißt der Titel so etwas wie ein ‚unsorgfältiges Zusammenschustern von historischem Wissen‘. Aber ein solches Muster wird nicht zur Grundlage der satirischen *simulatio*, sondern ein Roman, der mit seiner Erzählung von den Riesen und ihrem Königreich, das zwischen Utopien und der Touraine liegt, schon in der Vorlage keinen Anspruch auf Geschichtswissen erhebt. Damit vollzieht sich sozusagen ein doppelter Gattungswechsel: Nicht nur wird das, was verspottet werden soll, zu einem satirischen Zerrbild, sondern dieses verschiebt sich auch noch aus dem Bereich gelehrter Wissensliteratur in die niedere Unterhaltungsliteratur, wo es eigene mediale Logiken entwickelt. Das hat den Effekt, dass der Roman nicht eine, sondern zwei ‚Literarizitäten‘ unterscheidet. Es wird bei Fischart nicht nur im Sinne einer satirischen Didaxe unterschieden, welche Techniken für die Verbreitung von Wissen taugen und welche nicht (nämlich die, die vorgeführt werden). Sondern zugleich entwickelt der Text aus diesen ‚für anderes untauglichen‘ Techniken die Maßstäbe für ein Dichten eigenen Rechts. Auf der einen Seite verweist das satirische Gegenbild also auf positive Kriterien für den Anspruch einer *Litteratur*, die sich als Teil eines Aufschreibesystems von Wissen versteht.²¹⁷ Das Gegenbild wird dabei auch einer ‚anderen‘ *Literatur* zugeordnet, die, von den Ansprüchen der *Litteratur* befreit, ihre Künstlichkeit zentral setzt.

Die menippeische Satire „ohne Angriffsobjekt“²¹⁸ bildet daher, so die These, bei Fischart eine Funktion *Üben* aus: indem durchexerziert wird, wie man den *litterarischen* Hausrat der Zeit entlang eines Romans verwerten kann, übt sich der Text nicht nur im Er-Finden von Wörtern und Dingen, sondern entwickelt auch aus den Praktiken, die er vorführt, ‚neue‘ Verfahren. Der satirische Rahmen bietet, mit anderen Worten, Gelegenheit, für Wissen und Wahrheit verdächtig gewordene Verfahrensweisen zu rezyklisieren. Wenn Fischarts Buch die Gelehrtenwelt der Zeit und ihre erfindenden Techniken verspottet, mit denen diese Buchwissen vervielfältigt, dann wird zugleich auch über die Tauglichkeit dieser Techniken für ein poetisches Er-

216 Vgl. dazu die Beobachtungen von Andreas Bässler: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500. Berlin 2003 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 27), S. 142, der die Eigendynamik, die sich in Erasmus' *Lob der Torheit* im Vergleich zu Brants *Narrenschiff* entwickelt, an der „konsequenten Subjektivierung der Perspektive“ festmacht.

217 Im Folgenden verwende ich den Begriff ‚Litteratur‘ resp. ‚litterarisch‘, wenn ich den weiten Textbegriff einer Literatur „vor dem Zeitalter der Literatur“ meine, vgl. Christian Kiening: Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur. Frankfurt a. M. 2003. Zum Begriff der ‚Litteratur‘ vgl. Kilcher, *Mathesis und poesis*, S. 25–29.

218 Könniker, *Satire im 16. Jahrhundert*, S. 231–234.

Finden nachgedacht. Vor dem Hintergrund der verzweigten Entwicklung, in der sich die deutsche Dichtung zwischen 1400 und 1800 ausdifferenziert und institutionalisiert, lässt sich Fischarts menippeisches Er-Finden als Umschlagort betrachten, an dem Formen und Verfahren aus einem Bereich in einen anderen verschoben werden – mit dem Effekt, dass beide Bereiche, *Litteratur* und Literatur, im Verlauf dieses Er-Findens überhaupt erst als voneinander unterschiedene Aufschreibesysteme konturiert werden.²¹⁹ Innerhalb der *Geschichtklitterung* bildet sich, mit anderen Worten, das Konzept eines systematisch von der gelehrten *Litteratur* unterschiedenen, *eigenen* Dichtens aus.²²⁰ Das macht die *Geschichtklitterung* zwar merkwürdig und sperrig, aber mit Blick auf die Entwicklung eines poetologischen Diskurses in der volkssprachigen Literatur der Zeit auch zu einem bahnbrechenden Projekt.²²¹ Mit Fischarts Buch kommt nämlich eine Dichtkunst in den Blick, deren Provenienz nicht primär im poetologischen Diskurs zu sehen ist, sondern die sich aus einer epistemischen Kritik an der Publizistik des späten 16. Jahrhunderts heraus entwickelt. Sie unterscheidet sich daher bereits in ihrer Gegenstandskonstitution von den humanistischen Regelpoetiken – und nicht nur in der Form und im Modus ihrer Reflexionen. Das heißt: Sie arbeitet sich nicht an den Begriffen, Gattungen, Argumentationsweisen oder Formen antiker Dichtungslehren und ihrem Kanon ab, sondern entwickelt ihren Gegenstand an der literarischen Praxis der Zeit und bildet nicht nur einen „Gegenkanon“,²²² sondern auch eine *Gegenpoetik* aus.

Wie ich in dieser Arbeit zeige, vollführt der Roman auf formaler Ebene mit unterschiedlichen Übungen eine recht umfassende Ausbildung. Das dritte Kapitel („Stammelübungen“) untersucht die Art und Weise, wie der Roman sich selbst die Grundlagen für seine Übungen schafft. In der Forschung wurde Fischarts Roman immer wieder mit dem Projekt, die deutsche Sprache zu bereichern, in Verbindung gebracht. Allerdings setzen die Übungen des Romans nicht bei einer Einzelsprache an, sondern sie inszenieren eine grundlegendere Sprachfähigkeit. Der Roman übt sich nämlich im Stammeln. Stammeln ist an sich keine Praktik, da man nicht sozial vermittelt und rou-

219 Aufschreibesystem meint im Anschluss an Friedrich A. Kittler, dass sich Instanzen und Positionen ausdifferenzieren, die nach eigenen, von anderen Systemen unterschiedenen Regeln festlegen, „was wo in wessen Namen und an welche Adressen zu Papier kommt“, indem beispielsweise spezifische Konzepte von Autor und Werk an die Position von Sender und Quelle treten, vgl. Friedrich A. Kittler: Vorwort. In: Friedrich Kittler. Neue Lektüren. Hrsg. von Jens Schröter, Till A. Heilmann. Wiesbaden 2022, S. 13–31, hier: S. 13.

220 Inwiefern sich das auch daran zeigt, dass der Roman in seinen Programmpassagen einen eigenen Kanon entwirft und eine Tradition herleitet, zeigt Jan-Dirk Müller: Fischarts Gegenkanon. Komische Literatur im Zeichen der *imitatio*. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Jörg Robert. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 281–322.

221 Zur Entwicklung des poetologischen Diskurses in den frühneuzeitlichen Prosaromanen vgl. Gudrun Bamberger: Poetologie im Prosaroman. Fortunatus – Wickram – Faustbuch. Würzburg 2018 (Poetik und Episteme. 2).

222 Müller, Fischarts Gegenkanon, S. 281–322.

tiniiert stammelt. Der Roman macht daraus aber eine Praktik, indem er am Bild des Weins die eigenen sprachschöpferischen Verfahren als künstliches Mittel reflektiert, um sich selbst in ein *MutterLallen* zu regredieren. Wie sein Protagonist beginnt auch der Roman die Ausbildung mit einer Art Nieswurz-Kur, setzt aber nicht auf die hirntreinigende Wirkung des *Hirnhölenborn* (Elleborus),²²³ sondern auf die *hirntobig und schellhörnig unnd hirnschöllig* machende Wirkung des Weins.²²⁴ Weil der Roman mit seinen Übungen nicht bei der deutschen Sprache, sondern bei einem barbarisch-kindlichen Sprachvermögen (*MutterLallen*) ansetzt,²²⁵ schreibt sich auch eine eigen-sinnige kulturpatriotische Dimension mit in den Roman ein. Gerade mit den beiden Aspekten, die der Roman poetologisch eng ineinander verwebt, wird im kulturpatriotischen Wettkampf der Zeit nämlich das Barbarenverdikt gegen die Deutschen begründet: die Sauferei und die Sprache der Deutschen. In der eigentümlichen Umwertung des Stammelns zum *MutterLallen* lässt sich daher auch das Projekt einer *Probarbaries* ausmachen, das die Übungen, die der Roman vollzieht, als Literarisierung deutscher Barbaren imaginiert. Das *MutterLallen* wird im Verlauf des Romans mit unterschiedlichen Praktiken aus dem humanistischen Feld literarisiert. Allerdings zeigt sich der *sermo barbarus* als ausgesprochen widerspenstig und lässt sich nicht zur Kultur- und Wissenschaftsform formen. Das liegt daran, dass er sich die unterschiedlichen Praktiken, mit denen er geformt werden soll, zu seinen eigenen Bedingungen aneignet und zu ‚barbarischen‘ Selbstpraktiken stilisiert. Dergestalt macht sich das *MutterLallen* ebenso den für lateinische *eloquentia* entwickelten Übungsapparat aus dem Grammatik- und Rhetorikunterricht zu eigen wie zentrale Praktiken der frühneuzeitlichen Wissenschaft. Die Stammel-, Sprach-, Form-, Stimm- und Erzählübungen, die der Roman mit diesen Praktiken vollzieht, führen weniger zu einer ‚literarisierten‘ deutschen Sprache als zu poetischen Eigenlogiken.

223 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 334.

224 Ebd., S. 3.

225 Vgl. ebd., Titelseite (S. 6 u. 7 in der Edition): *Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefährlich oben hin, wie man den Grindigen laufft, in vnser MutterLallen vber oder drunder gesetzt.*

3 Stammelübungen

3.1 Einstieg: Übersetzen als kulturpatriotisches Projekt

Bereits 1876 hat Gustav Dederling darauf aufmerksam gemacht, dass Fischart mit seiner *Geschichtklitterung* auf die „Bereicherung und Entwicklung der Sprache“ abziele.²²⁶ Fischarts „Streben, die Muttersprache zu vervollkommen“, zeichnet Dederling über unterschiedliche Schriften nach, die in der Offizin von Fischarts Schwager, Bernhard Jobin, erschienen: Neben den beiden einschlägigen Stellen im zweiten und im zehnten Kapitel der *Geschichtklitterung* dienen vor allem die Vorreden zum *Ehzuchtbüchlin* (1578), zu den *Accuratae Effigies Pontificum Maximorum* (1573) und zu Christophorus Nikolaus Reusners *Contrafacturbuch* (1578) als Beleg (die Dederling übrigens kurzum Fischarts Autorschaft zuschreibt, obwohl sie alle von Bernhard Jobin unterzeichnet wurden).²²⁷ Die Vorrede zum *Ehzuchtbüchlin* bietet sich als Vergleichsgegenstand besonders an, weil sie ein anderes Übersetzungsprojekt von Fischart mit allem Nachdruck als sprachpatriotische Tat rahmt.²²⁸ Jobin schreibt darin, dass Fischart Plutarchs *Moralia* nicht nur *für lust vnd übung zu verteutschen angefangen* habe, sondern damit beweisen wolle, *das wir Teutschen/ wa wir uns der müh nicht verdrüsen liesen/ vnd vnser Sprach/ wie wir billich aus liebe gegen dem Vatterland thun solten/ excolirten/ gleich so wol/ ja besser/ als andere vnvollkommene/ gebettelte vnd gespättelte Sprachen/ könten*

226 Gustav Dederling: Zur Charakteristik Fischarts. In: Jahresbericht über die Luisenstädtische Gewerbeschule in Berlin 11 (1876), S. 1–24, hier: S. 7.

227 Das Ausblenden der ausdrücklichen Beteiligung oder gar Autorschaft anderer an möglichen Fischartiana hat gerade in der älteren Forschung durchaus System. Dederling kommt am Rande auch auf die 1581 an Matthäus Holtzwards *Emblematum Tyrocinia* angehängten und von Fischart übersetzten *Bildnisse der ersten zwölf deutschen Könige* zu sprechen, die Holtzward auf Latein bereits 1573 publizierte, vgl. Mathias Holtzward: *Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum primariorumque, quos scire licet, veteris Germaniae Heroum*. Straßburg: B. Jobin, 1573. Dass Sprachpatriotismus ein Gruppenprojekt des Netzwerks rund um die Offizin von Bernhard Jobin war, hat Sylvia Brockstieger aufgezeigt, vgl. dies., Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste.

228 Zu Jobins Vorrede vgl. auch Sylvia Brockstieger: Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen. Sprachreflexion bei Bernhard Jobin und Johann Fischart (ca. 1578). In: *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 524–530. Ferner hat Wilfried Kettler: ‚Trewlich ins Teütsch gebracht‘. Lateinisch-deutsches Übersetzungsschrifttum im Umkreis des schweizerischen Humanismus. Bern [u. a.] 2002, S. 358–362 die Übersetzungsverfahren im *Ehzuchtbüchlin* untersucht, schließt seine Befunde allerdings nicht an den aktuellen Stand der Fischartforschung an, was sich mitunter daran zeigt, dass er auch noch ein Jahrhundert später der Auffassung Hauffens folgt, dass Fischart aufgrund von „Stil und Inhalt“ Autor der Vorrede sei.

die herrliche Philosophische Materias inn vnserer vnvermengten/ reynen vnd für sich selbs beständigen Mutersprach auspringen.²²⁹

Damit wird Fischarts *Vena und stylus des Teutschen vertirens* in den kulturpolitischen Diskurs des späten 16. Jahrhunderts eingetragen.²³⁰ In diesem „Wettkampf der Nationen“ ist die Frage nach dem Status der deutschen Sprache und ihrem Verhältnis zur Kultur- und Wissenschaftssprache Latein auf der einen und den romanischen Volkssprachen auf der anderen Seite zentral.²³¹ Jobin führt dabei die Argumentation der protestantischen *Antiromanistas* in einem Satz zusammen: Anders als die romanischen Volkssprachen, die eine korruptierte (*gebettelte vnd gespättelte*) Stufe des Lateinischen darstellten, sei das Deutsche eine autochthone Sprache und deshalb im Grunde besser für Ausdruck und Verbreitung philosophischer Inhalte geeignet – insofern man sich *der müh nicht verdrüsen* lässt, das Deutsche entsprechend zu pflegen. Die Sprache muss, damit sie ihr durch ihre Ursprünglichkeit begründetes Potenzial entfalten kann, *excoliret* (zu lat. *excolere*, ‚veredeln‘) werden: *Seiteynmal keyn gröser zierd dem vaterland mag widerfaren/ dann so man seine Sprach übet/ schmucket/ herfür mutzet* [‚herausputzt‘, Anm. K.K.]/ *auffnet* [‚fördert‘, ‚mehr‘, Anm. K.K.] *vnd excoliret*. Damit wird Übersetzen zu einem Literarisierungsprojekt stilisiert, bei dem es darum geht, das *genus dicendi* und die rhetorische Formung der Vorlage in der Volkssprache einzuüben, um diese zur Kultur- und Wissenschaftssprache (sie soll *herrliche Philosophische Materias* vermitteln) zu formen.

Übersetzen wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im Umkreis des oberrheinischen Humanismus in den Widmungen und Vorreden immer wieder in den Dienst der *Teutschen Nation* gestellt.²³² Dichten und Übersetzen ‚zu Ehren des Va-

229 Johann Fischart: Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin. Oder, Des Berümtesten vnd Hoherleuchteten Griechischen Philosophi, oder Natürlicher Weißheytk erkündigers vnd Lehrers Plutarchi Naturgescheide Eheliche Gesaz [...]. Straßburg: B. Jobin, 1578, fol. J(3^{r-v}.

230 Ebd.

231 Den vormodernen Nationendiskurs hat Caspar Hirschi umfassend aufgearbeitet und neu bewertet, vgl. ders.: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*. Göttingen 2005. Zu den soziopolitischen Funktionen des Nationalismus und seiner ideologischen Konstruktionen für die deutschen Humanisten vgl. auch ders.: *Vorwärts in neue Vergangenheiten. Funktionen des humanistischen Nationalismus in Deutschland*. In: *Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur*. Hrsg. von Thomas Maissen, Gerrit Walther. Göttingen 2006, S. 362–395.

232 Bei Fischart findet sich eine solche Funktionalisierung der Übersetzung, die angeführt, aber, da Gemeinplatz, nicht argumentativ begründet wird, beispielsweise in der Widmungsvorrede zu seiner Übersetzung des 6. Buch des Amadis. Die Bücher des Amadis hätten laut Johann Fischart: *Das Sechste Buch. Vom Amadis auß Franckreich* [...]. Frankfurt a. M.: P. Schmid für H. Feyerabend, 1572, fol. [A]ij^v auch in vnser angebornen natürlicher sprach/ so wol gefallen/ daß ich dieselbe nicht allein in das liecht zuverfertigen/ vnd also vnserm vielgeliebten Vatterlandt/ Teutscher Nation (welchem zu ehren vnd lob gedachte Historia von einem liebhaber desselben/ verdolmetscht worden) durch öffentlichen truck mit zutheilen [...]. Vgl. hierzu auch Joachim Knappe: *Das Deutsch der Humanisten*. In: *Sprachgeschichte*. Ein

terlands‘ ist ein Gemeinplatz in der deutschen *Litteratur* des 16. Jahrhunderts.²³³ Allerdings ist die Nachdrücklichkeit und Ausführlichkeit von Jobins Vorrede, die nicht nur eine Apologie der deutschen Sprache, sondern ein bildgewaltiges Plädoyer für ihre systematische Weiterentwicklung bietet, bemerkenswert: Arbeit und Fleiß auf eine bereits schon vollständig elaborierte und durchgeformte Literatursprache *wie die Griechische vnd Latinische* zu verschwenden, sei so unsinnig, wie *eyner, der in eyner ferrgelegnen vnd verlasenen gegene grose Palläst aufs köstlichst vnd herrlichst bauet vnd er daheim inn seiner Statt in eym bauffälligen schnóden Hüttlin wonet*.²³⁴ In Anbetracht der fundamentalen Rolle, welche die Pflege der Latinität in der humanistischen Ausbildung und für die kollektive Identitätsbildung im humanistischen Feld spielte, ist der Vergleich lateinischer Sprachpflege mit dem Bauen großer Paläste in verlassener Gegend eine polemische Ansage, die mit dem Gegensatz von totem Latein und lebendigem Deutsch arbeitet.²³⁵ Mit dem bauffälligen Hüttchen veranschaulicht Jobin, wie es um die deutsche Sprache bestellt ist. Das Erlernen und die Pflege der lateinischen Sprachkompetenz stellt um 1570 nach wie vor das Bildungsziel humanistischer Ausbildung dar und bildet das Zugangsticket zur europäischen *res publica litteraria*. Das Wissen über die lateinische Sprache liegt daher nicht zuletzt für den Fremdsprachenunterricht in Wörterbüchern, Grammatiken, Rhetoriken und Poetiken systematisch erschlossen vor. Dahingegen steht die deutsche Sprache ziemlich vernachlässigt da.²³⁶ Eine Systematisierung hatte eigentlich nur im Bereich der Lexikographie einge-

Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Hrsg. von Werner Besch. 2. vollst. überarb. Auflage. Berlin 2000 (HSK. 2,2), S. 1673–1681, insb. S. 1676.

233 Ein schönes Beispiel aus dem Kontext von Fischarts Netzwerk findet sich in der lateinischen Zueigung zu Mathias Holtzwarts: Lustgart Newer deuttlicher Poeteri in fünff Büchern beschriben. Straßburg [J. Rihel 1568], fol. iiij^r: *Non ausim proceres, Teutonicosque duces?/ Quorum perpetua et virtus, laudesque benignae/ Iusti scanderunt, moenia summa* Die. / ,Warum sollte es ich nicht wagen, von den Edlen, den deutschen Fürsten zu singen? Deren unvergängliche Tapferkeit und edelmütiges Lob haben das höchste Gemäuer des gerechten Gottes erklimmen‘ (Übers. K.K.).

234 Fischart, Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin, 1578, fol. 7^v. Jobin bezieht sich hier trotz der antiromanischen Tendenz seiner Argumentation ausgerechnet auf einen italienischen Gewährsmann, Pietro Bembo *Prose della volgare lingua* (1525), vgl. dazu Brockstieger, Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen, S. 527.

235 Vgl. zu diesem Topos etwa Thomas Murner: Vergilij maronis dryzehen Aeneadischen Bücher von Troianischer zerstörung [...]. Straßburg: J. Grüninger, 1515, fol. Aj^v, durch dessen Übersetzung Vergils Werk von *latynschem todt in tütsches leben ist erquicket worden* sei, wie es in der Widmungsvorrede heißt.

236 Vgl. den Überblick von Joachim Knappe: Humanismus, Reformation, deutsche Sprache und Nation. In: Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Andreas Gardt. Berlin/New York 2000, S. 103–138. Vgl. ferner Klaus Ahlzeig: Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen 1994, S. 39–53. Zur Entwicklung der Volkssprachen im europäischen Kontext vgl. Forschergruppe Eurolap (koord. von Jean-Luis Fournel): Die Diskussion über die Volkssprachen und die Questione della lingua. In: Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 50–70.

setzt,²³⁷ während die erste vollständige Grammatik des Deutschen erst 1573 erschien. Wenn Jobin fordert, die *liederlichen Stroen Hüttlin* der deutschen Sprache *stattlich auf [zu]bauen/ ja so vil möglich/ denselbigen zubauen*, dann will er die systematische Ausformung und Normierung einer deutschen Literatursprache vorantreiben, d. h. analog zu den ‚Palästen‘ der klassischen Sprachen fordert Jobin auch für das Deutsche eine Grammatik, Rhetorik und Poetik. In der architektonischen Metapher schwingt durchaus ein umfassenderes kulturpatriotisches Projekt mit, das nicht nur auf eine Systematisierung der Sprache zielt, sondern auf die Aneignung und Förderung aller *artes*, für deren Wissenschaftsgebäude im Verständnis der Zeit gerade die sprachlichen Fächer des Triviums, allen voran die Grammatik, das Fundament bilden. Exemplarisch zeigt sich ein solcher Palast der *artes* in der allegorischen Darstellung der Grammatik in Gregor Reischs *Margarita Philosophica* (vgl. Abbildung 1), für den die ein Hornbuch haltende Grammatik sowohl als Gatekeeperin fungiert als auch das Fundament bildet (weshalb Donatus, der Autor des verbreitetsten Grammatikschulbuchs des Mittelalters, im untersten Klassenzimmer des Palastes sitzt).²³⁸

Dass dies nicht nur in metasprachlichen Traktaten, sondern auch im Vollzug geleistet werden kann, wird dadurch deutlich, dass Jobin seine programmatischen Forderungen einer Antikenübersetzung voranstellt. Die dadurch vorgenommene Taxierung von Fischarts Übersetzen als zentrale Kulturtechnik im patriotischen Wettstreit ist, wie man im Anschluss an Befunde aus dem DFG-Schwerpunktprogramm „Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit“ sagen kann, durchaus symptomatisch für den Literaturbetrieb im deutschsprachigen Gebiet.²³⁹ Gerade das Übersetzen im humanistischen Feld stellt, wie oben erwähnt, die Systemstelle dar, an der sich nicht nur ein gesteigertes Sprachbewusstsein,²⁴⁰ sondern damit auch eine Poetologie für die deutsche Sprache ausbildet. Im 16. Jahrhundert orientiert sich die Theoriebildung an der lateinischen Literatur: Poetiken leiten zum Dichten von gebundener lateinischer Rede

²³⁷ Vgl. Klaus Grubmüller: Die deutsche Lexikographie von den Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. In: Wörterbücher / Dictionaries / Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Zweiter Teilband. Hrsg. von Franz Josef Hausmann [u. a.]. Berlin/New York 1991 (HSK. 5,2), S. 2037–2049; Jörg Robert: Normieren und Normalisieren. Sprachpluralität und Wissensordnung in der Frühen Neuzeit – am Beispiel der Lexikographie. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jörg Robert, Jan-Dirk Müller. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 201–248, insb. S. 227–243. Zur Lexikographie im Straßburger Umfeld vgl. Sylvia Brockstieger: Lexikographie und Sprachvergleich – die Straßburger Wörterbücher der Druckerfamilie Rihel (1535–1592). In: Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 366–382.

²³⁸ Fischart, Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin, fol. 7^v.

²³⁹ Vgl. das Forschungsprogramm des DFG-Schwerpunktprogramms 2130 „Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit“, <https://www.spp2130.de> [Zugriff: 01.09.24].

²⁴⁰ Vgl. insbesondere die Beiträge von Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller in: Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert (Hrsg.): Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211).



Abbildung 1: *Typus grammaticae*, in: Reisch: *Margarita Philosophica nova*, 1515, fol. Aiiij^v.

an, während für die ungebundene Rede bis ins 18. Jahrhundert hinein die Rhetorik zuständig bleibt.²⁴¹ Daher müssen Übersetzende für die deutsche Zielsprache „jeweils eigene Orientierungen, Register und stilistische Äquivalenzen finden“, die nicht nur in den Vorreden reflektiert werden, sondern sich implizit mit in den Übersetzungstext

²⁴¹ Vgl. dazu Thomas Althaus, Nicola Kaminski: Aspekte einer Theorie barocker Prosa. In: Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts. Hrsg. von dens. Bern 2012 (Beihefte zu Simpliciana. 7), S. 7–22.

einschreiben.²⁴² Dergestalt bildet sich im Rahmen von Übersetzungsprojekten für das Deutsche als Literatursprache durchaus eine „provisorische Poetologie“ heraus,²⁴³ auch wenn sich diese in Anspruch und Form von der Regelpoetik des 17. Jahrhunderts unterscheidet.

Dass die *Geschichtklitterung* vor diesem Hintergrund auch als Literarisierungsprojekt zu betrachten ist, hat bereits Dederling betont. Diesen Befund hat die Forschung zwar immer wieder aufgegriffen, dabei das Literarisierungsprojekt des Romans aber vor allem auf Ebene der Lexik untersucht, indem die ausgeprägte Wortsammelpraxis des Romans als aktive Spracharbeit in den kulturpatriotischen Kontext der Zeit gestellt wurde.²⁴⁴ Bei Fischart geht es, so der Forschungskonsens, um die Bestandsaufnahme und schöpferische Bereicherung einer *copia verborum germanorum*, um eine deutsche Ausdrucks- und Benennungskompetenz. Sylvia Brockstieger hat die sprachschöpferischen Verfahren von Fischarts „replizierendem Schreiben“ untersucht und die *copia* zum zentralen poetischen Konzept der *Geschichtklitterung* erhoben.²⁴⁵ Ebenso hat Brockstieger aber auch unterstrichen, dass Fischarts ‚Arbeit an der deutschen Sprache‘ alles andere als normgeleitet verfährt.

Im Folgenden möchte ich hier ansetzen und argumentieren, dass es bei der *Geschichtklitterung* weniger um eine Arbeit *an* einer deutschen Sprache geht, als um ein Projekt, das bei einer grundlegenden Sprachfähigkeit ansetzt. Gerade wenn man Fischarts Roman vor dem Hintergrund der kultur- und sprachpatriotischen Diskurse der Zeit betrachtet, zeigt sich, dass das sprachpoetische Modell des Romans auf keine strukturierte, distinkte Einzelsprache zielt, sondern sich als *MutterLallen* versteht. In diesem Lallen verschränken sich eine als frühkindliches Stammeln imaginierte quasi-adamitische Benennungslust mit einer als trunkenes Lallen inszenierten sprachlichen Entdifferenzierung. Damit kehrt der Text die Logik kulturpatriotischer Sprachpflege in ihr Gegenteil: Er steigt nicht aus der Barbarei empor, sondern in sie hinab – und

242 Vgl. Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert: Einleitung: Humanistische Antikenübersetzung. In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Hrsg. von dens. Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211), S. 1–24, insb. S. 19. Weil frühneuzeitliches Übersetzen aktive Kultur- und Spracharbeit ist, hat Hans-Gert Roloff den Begriff der „Rezeptionsliteratur“ vorgeschlagen und auf die Agenda der literaturwissenschaftlichen Frühneuzeitforschung gesetzt. V. a. die Ergebnisse zur sprachformenden Arbeit in den ersten zwei der mittlerweile sechs Sammelbänden unterstützen die These von Toepfer [u. a.], vgl. Alfred Noe, Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Sechs Bände. Bern 2012–2020.

243 Toepfer, Kipf, Robert, Einleitung: Humanistische Antikenübersetzung, S. 19.

244 Vgl. Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 460–482; Bulang, Enzyklopädische Dichtungen.

245 Vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 228 „Fischart geht es aber auch darum, die Potenz des Deutschen in seiner universellen Einsetzbarkeit auszustellen: im (relativ) reinen, formgebundenen wie im gemischten, formloseren Modus. In jedem dieser ‚Aggregatzustände‘ erweisen sich Möglichkeitsreichtum, Stärke und letztlich Literaturfähigkeit der deutschen Sprache, und die verschiedenen Spielarten des sprachmischend-makkaronischen Schreibens fungieren als ihr Reflexionsmedium“.

macht das Barbarische selbst zum poetischen Prinzip. Die *Geschichtklitterung* antwortet auf die normierenden Programme von Grammatik, Rhetorik und Poetik mit einer radikalen Selbstbarbarisierung, die nicht gegen das als roh, tölpelhaft und trunken diskreditierte Sprachbild operiert, sondern mit ihm. Was zunächst wie ein Rückfall in grobianische Grobheit erscheint, erweist sich bei näherem Hinblick als eine produktive Aneignung: eine Strategie der *Probarbaries*, die das Defizitäre zur Bedingung dichterischer Schöpfung erklärt. Diese Umwertung steht im Zentrum des folgenden Abschnitts.

3.2 Probarbaries

Dichten findet in der *Geschichtklitterung* nicht in den Höhen des Musenhimmels statt, sondern in den Niederungen eines Weinkellers. Im *Ein vnd Vor Ritt* wird eine fiktive Kommunikationssituation entwickelt, in der ein Redner seine Zuhörer als Zechgenossen adressiert und mit seiner weinseligen Rede nachgerade abzufüllen vorgibt: *Euch ist der Schilt außgehenckt, kehrt hie ein, hie würd gut Wein geschenckt: was lasset jr lang den Hipenbuben vergebens schreien?*²⁴⁶ Mit dem Lallen beim zügellosen Trinkgelage scheint, liest man die miteinander in Gärung geratenden Worthäufungen des Romans, eine völlig entgrenzte, zügellose dichterische Produktivität ihre Allegorie zu erhalten.²⁴⁷ Der *descensus* in den Weinkeller und ins Wirtshaus folgt aber noch einer anderen Agenda. Im Weinkeller wird kein lateinisches Heldenepos, sondern bezeichnenderweise ein komischer Roman in (überwiegend) deutscher Sprache gedichtet. Der inszenierte Abstieg ermöglicht dabei eine poetische Revision von unten: In der fiktiven Erzählsituation wird ebendie Sprachlichkeit inszeniert, welche die Titelseite ankündigt, wenn es dort heißt, Rabelais' Vorlage sei *in vnser MutterLallen vber oder drunder gesetzt*.²⁴⁸ Dieses *MutterLallen* spitzt das Klischee der deutschen Barbarei zu, das im kulturpolemischen Diskurs der Zeit insbesondere an den Trinksitten und der Sprache der Deutschen festgemacht wurde. Das negative Barbarenbild der saufenden und stammelnden Deutschen wird allerdings nicht im grobianischen Sinn überspitzt gespiegelt, sondern im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) umgewertet, indem ihm eine eigene poetische Potenz zugeschrieben wird. Die Umbesetzung von der Defizienz zur Potenz vollzieht sich, indem mit dem *MutterLallen* weniger eine Sprache (*langue*) als ein grundlegendes Sprachvermögen (*langage*) eingeübt wird, auf das in den poetologischen Ausführungen des Prologs die ganze Dichtungstradition zurückgeführt wird. Mit dem dergestalt ermächtigten *MutterLallen* schafft sich der Roman eine Sprachlich-

²⁴⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 24. Zum zentralen Motiv des Trinkens vgl. auch Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 389–394, der das „alles entdifferenzierende Lallen“ (ebd., S. 389) als integratives Mittel des Romans beschreibt.

²⁴⁷ Zur Allegorie des Wirtshauses vgl. Kellner, *Prosit!* Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes.

²⁴⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, Titelseite.

keit, die die Sprache *in statu nascendi* zurücksetzt, was man in der Forschung als Sprachalchemie beschrieben hat.²⁴⁹ Damit setzt sich der Roman ein Fundament für seine unterschiedlichen Übungen. In den Worten des Romans: *Dann wer reden will lehren, muß vor stammeln lehren.*²⁵⁰ Der mittels des niederen Registers, der fiktiven Wirtshaussituation und des weinseligen Dichtens inszenierte *descensus* kann daher auch als Teil eines *reclaimings* gesehen werden, mit dem sich der Text die Fremdzuschreibung der *barbaries* aneignet und zur Tugend erklärt. Mit der eigenwilligen Inszenierung einer höchst potenten Barbarei bietet der Text programmatisch eine *Probarbaries*-Alternative gegenüber der im deutschen Humanismus verhandelten *Antibarbaries*.

Das Bild der rohen deutschen Barbarei kannte bereits das Mittelalter, es gewann aber innerhalb der patriotischen Rivalitäten der Renaissance neue Relevanz. Insbesondere seitdem die Reformation die Vormachtstellung der römischen Kirche bedrohte, gerieten die Deutschen als Barbaren in den Fokus der italienischen Polemik. Namentlich die barbarische Trunksucht wurde in diesem Bild zum *proprium* der Deutschen erklärt.²⁵¹ Die Rezeption von Tacitus' *Germania*, die im 15. Jahrhundert wiederentdeckt und verbreitet wurde, unterfütterte dieses Bild wirkmächtig mit einem antiken Autoritätszeugnis, denn bei Tacitus wird etwa berichtet, dass die Germanen den Tag mit Gelagen verbrachten und im Trinken keinerlei Mäßigung kannten.²⁵²

249 Vgl. zur Sprachalchemie Günter Hess: *Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*. München 1971 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters. 41), insb. S. 226. Zur wissenspoetologischen Analyse vgl. u. a. Bulang, *Literarische Produktivität*, S. 89–118, insb. S. 112f. Besonders überzeugend argumentiert Trösch für die Sprachalchemie-These, indem er sie eingrenzt und Fischarts dekomponierende Übersetzungsverfahren und die textimmanente Reflexion derselben mit dem alchemischen Konzept der *putrefactio* in Verbindung bringt, die mittels zersetzender Fäulnis, Gärung und Verwesung „einen beliebigen Ausgangsstoff auf eine vollständig eigenschaftslose *materia prima*“ zurückführt: Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 180–197, hier: S. 190.

250 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 269.

251 Vgl. Peter Amelung: *Das Bild des Deutschen in der Literatur der italienischen Renaissance (1400–1559)*. München 1964 (Münchener Romanistische Arbeiten. 20), S. 152: „In der Literatur der italienischen Renaissance übertreffen die Anspielungen auf die deutsche Trunksucht an Zahl und Vielfalt die Hinweise auf alle anderen Eigenschaften der Deutschen. Die Verknüpfung mit dem Laster der Trunksucht wurde geradezu ein literarischer Topos“. Vgl. hierzu auch E. M. Jellinek: *Classics of the Alcohol Literature. A Specimen of the Sixteenth-Century German Drink Literature. Obsopoeus' Art of Drinking*. In: *Quarterly Journal of Studies on Alcohol* 5 (1945), S. 646–661. Zum Stereotyp des deutschen Barbaren vgl. Hirschi, *Wettkampf der Nationen*, S. 243–249 sowie Hans Grünberger: *Frühneuzeitliche Argumentationsmuster der Entbarbarisierung Europas*. In: *Paideuma* 46 (2000), S. 161–187. Zur Tradition des Barbaren-Topos in der Kulturkritik vgl. Manfred Schneider: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München 1997.

252 Genau die Stelle aus der *Germania* wird auch in Fischarts Prolog herangezogen, um die vorgestellte Poetologie zu legitimieren, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 35: *Es gibt doch unter dem Wein die besten keuff, ja die besten rhatschläg, als Tacit von den Teutschen meld [...]*. Tacitus berichtet davon, dass wichtige Entscheidungen oft bei Gelagen verhandelt wurden, vgl. dazu auch Kellner, *Prositi!*

Neben der Trunksucht galt die deutsche Muttersprache als das augenfälligste Merkmal der Barbarei. Im Vergleich zum Latein und den romanischen Sprachen schnitt das Deutsche im Denken der Zeit schlecht ab und wurde als rohes, unverständliches Kauderwelsch verspottet. Wie wirkmächtig das Diktum der barbarischen deutschen Muttersprache war, zeigt sich daran, dass es sich selbst dort hält, wo aus Kalkül besonders freundlich über die Deutschen geschrieben wird. Enea Silvio Piccolomini verbreitete als Erster Tacitus' *Germania* in seiner *Germania descriptio* (1515), einer Darstellung der deutschen Kultur, die insbesondere im oberrheinischen Humanismus breit rezipiert wurde.²⁵³ Mit politischem Hintergedanken kontrastiert Piccolomini darin das antike Bild von der germanischen Barbarei mit einer positiven Gegendarstellung des gegenwärtigen Deutschlands (während er sich in seinen Briefen freilich ausfällig über die Deutschen und ihr niedriges geistiges Niveau äußerte). Aber selbst in dieser betont nachsichtigen Darstellung wird die deutsche Sprache als das letzte Relikt der Barbarei gewertet: *preter sermonem patrium nihil inter vos barbarum remansisse videatur*.²⁵⁴

Die deutschen Humanisten reagierten auf das italienische Barbarenverdikt. *Anti-barbaries* bezeichnet die für den deutschen Humanismus grundlegend prägende Haltung, die auf die von italienischer Seite wirkmächtig attestierte Barbarei in der eigenen Kultur (und Vergangenheit) mit einem verstärkten Bildungsbestreben reagiert.²⁵⁵ Die Positionen zum Barbarenverdikt sind innerhalb des deutschen Humanismus allerdings vielgestaltig und lassen sich zwischen Kompensation und Emanzipation einordnen: zwischen Wettmachen des Barbarischen durch verstärktes Bildungsstreben auf der einen und Wetteifern mit der italienischen und französischen Kultur auf der anderen Seite. Während erstere Gruppe das durch das Barbarenverdikt attestierte kulturelle Defizit affirmiert und zur Begründung von Reformen heranzieht, wird auf der anderen Seite der Barbarenvorwurf widerlegt, indem ein Teil der Merkmale des ‚germanischen Barbaren‘ umgewertet wird. Für diese konzeptionelle Ent-Barbarisierung spielt insbesondere die auch bei Tacitus bezeugte Indigenität der Germanen eine zentrale Rolle, um eine eigenständige deutschen Vergangenheit und Kultur sowie eine von fremden Einflüssen unberührte deutsche Sprache zu konstruieren.²⁵⁶

Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes, S. 166. Tacitus weist, um ein weiteres Beispiel herauszugreifen, etwa darauf hin, dass die Germanen ebenso leicht durch ihren Hang zum Alkohol wie durch Waffen besiegt werden könnten, vgl. Tacitus: *Germania*. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1972, Abschnitt 23, S. 34.

253 Vgl. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, insb. S. 173–175.

254 Eneas Silvio Piccolomini: *Germania Enee Silvii*, in qua candide lector continentur gravamina Germanicae nationis [...]. Argentorati: R. Beck, 1515, cap. 69, zit. n. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, 1964, S. 174; zum politischen Kalkül hinter Piccolominis Schrift vgl. ebd., S. 159–164.

255 Vgl. dazu Hirschi, *Wettkampf der Nationen*, S. 302–319.

256 In dieses Lager lassen sich beispielsweise Ulrich von Hutten, Johann Aventinus, Franciscus Irenicus und Heinrich Bebel einordnen, vgl. Grünberger, *Frühneuzeitliche Argumentationsmuster der Ent-*

Auch die aufwendige Inszenierung eines *MutterLallens* bei Fischart lässt sich als eigenwilliger Beitrag zu dieser Version der *Antibarbaries* sehen. Die erste Stelle, die dabei barbarisiert wird, ist die Rezeptionsseite. Augenfällig geschieht das in den Publikumsapostrophen der beiden Vorreden, weil der Roman sich fast den ganzen Merkmalskatalog des deutschen Barbarenklischees als Publikum versammelt. Das beginnt bereits im Titel der ersten Vorrede: *An alle Krugkröpffige Nebelverkappte NebelNebuloner, Witzersauffte Gurgelhandthirer vnnd ungepalirte Sinnversauerte Windmüllerische Dürstaller oder Pantagruelisten*.²⁵⁷ Es sind also saufende Tölpel, denen sich der Text hier widmet, wobei dieses *proprium* des ‚deutschen Barbars‘ mit dessen ebenso klischierten geistigen Barbarei in kausalen Zusammenhang gerückt wird: Der Text adressiert geistig umnebelte Windbeutel (*NebelNebuloner*), deren Alkoholabusus nicht nur zu körperlichen Entstellungen führt (*Krugkröpffige*), sondern auch zu geistigen, weil sie ihren Verstand im Wein ersaufen (*Witzersauffte*) und *ungepalirt*, also ungeschliffen, ihre Sinne verkommen lassen (*Sinnversauerte*). Die Deutschen wurden von italienischer und französischer Seite immer wieder als einfältige, geistig eingeschränkte Tölpel beschrieben, die nur für die niederen, handwerklichen Fertigkeiten taugen, weil ihnen alle höheren geistigen Regungen verschlossen bleiben – wobei das von italienischer Seite eben oft mit der deutschen Neigung zum Alkohol erklärt wurde.²⁵⁸ Das Publikum, das in der Überschrift adressiert wird, ist diesem Bild auffällig genau nachgebildet.

Der Beginn der Vorrede setzt die Zuschreibung von Attributen des Barbarenbildes fort, versieht aber die barbarischen Attribute mit einem eigenen Potenzial: *GRoßmächtige, Hoch vnd Wolgevexirte tieff vnd außgelärte, eitele orenfeste, orenfeißte, allerbefeistete, ährenhaffte vnd hafftären, orenhafen, vnnd hafenoren oder hasenasinorige insbesondere liebe Herrn, gönner vnd freund*.²⁵⁹ Aus den Hoch- und Wohlgeborenen werden in dieser invertierten *captatio benevolentiae* die Hoch- und Wohlgeplagten (*Wolgevexirte* zu lat. *vexare*), die nicht hochgelehrt, sondern deren Köpfe ‚ausgeleert‘ (*außgelärt*) sind. Damit schafft sich der Text nun aber nicht nur ein dezidiert rohes Publikum, sondern auch ein ausgesprochen aufnahmefähiges. Denn die leeren Köpfe sollen, so legt es der auffällige Wechsel in der Adressierung hin zum Benennungsmotiv der Ohren nahe, reichlich gefüllt werden, weshalb die Ohren mit Gefäßen (*orenhafen, hafenoren*), Ernte (*ährenhaffte vnd hafftären*), närrischer Größe (*hasenasinorige*) und Fülle (*orenfeste, orenfeißte, allerbefeistete*) assoziiert werden. Die Rezeptionssituation, die hier modelliert

barbarisierung Europas, insb. S. 163–164; vgl. hierzu auch Schneider, *Der Barbar*, S. 107–113 sowie Bu-
lang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 395–402.

257 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3.

258 Vgl. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, S. 172f.

259 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3.

wird, scheint also aus dem Befüllen der dicken, leeren und einfältigen Ohren betrunkenener Töpel zu bestehen.²⁶⁰

Dass diese Ohren mit Rede befüllt und abgefüllt werden sollen, wie man im Wirtshaus sich mit Wein füllt, wird klar, wenn in der zweiten Vorrede (*Ein vnd Vor Ritt*) das imaginäre Publikum ganz ausdrücklich zum Gelage ins „Wirtshaus des Textes“²⁶¹ eingeladen wird. Hier wird in einer zweiten Apostrophe über eineinhalb Seiten hinweg weiter am Publikumsentwurf gearbeitet, wobei die Benennungsmotive auf fast den ganzen Merkmalskatalog des deutschen Barbarenbildes zurückzugreifen scheinen. Neben der bereits in der ersten Vorrede angesprochenen und besonders prominenten Trunksucht (*Schlampampische gute Schlucker, kurtzweilige Stall vnd Tafelbrüder*) sind dies: die Gefräßigkeit (*Ertzvilfraßlappscheisige Scheißhaußfüller*), schlechte Tischmanieren und, damit verbunden, Unsauberkeit (*Latzdeckige Bäuch, die mit ein Kind essen, das ein Rotzige Nasen hat*) sowie mit der Podagra auch die medizinischen Folgen der Trunksucht.²⁶² Ergänzt wird dieser Katalog weiter um allerlei niedere oder unnütze Tätigkeiten (etwa *Scherenschleiffer, Butterbrater, safransucher*) sowie Marktschreierei (*Affenträher, Zeitungswerwetterer*). Das lose Mundwerk Letzterer gipfelt schließlich darin, dass dem Publikum unverständliches, kindliches Sprechen (Babbeln) angedichtet wird: *Babeler vnd Babelarten, Fabelarten vnd Fabeler, von der Babylonischen Bauleut eynigkeyt*.²⁶³ Kurzum: Auch das unverständliche Kauderwelsch der Barbaren wird mit in den Text eingeladen. Diesem durch und durch barbarisierten Publikum gegenüber inszeniert sich die Textinstanz als Lehrmeister:

Jhr all, sag ich noch einmal, verstaht mich wol, solt sampt vnd sonders hie sein meine liebe Schulerkindlein, euch wil ich zuschreiben diß mein fündlein, pfündlein vnd Pfründlein, ewer sey diß Büchlin gar mit haut vnd haar, weil ich doch euer bin so par, Euch ist der Schilt außgehenckt, kehrt hie ein, hie würd gut Wein geschenckt: was lasset jr lang den Hipenbuben vergebens schreien? Ich kan euch das Hirn erstäubern, Geraten jr mir zu Zuhörern, so wird gewiß dort die Weißheit auff der Wegscheid vmbsonst rufen.²⁶⁴

Anstelle einer vom Publikum getrennten, hierarchischen Position wird hier größtmögliche Nähe inszeniert, indem sich die Ich-persona und ihre Rede, also letztlich *diß*

260 Damit werden die in der Narrentopik fest verankerten ‚grossen Ohren‘ auf das Publikum verteilt, vgl. exemplarisch Thomas Murner: Narrenbeschwörung. Hrsg. von M. Spanier. Mit einem Briefe Murners in Handschriftendruck. Berlin/Leipzig 1926 [zuerst: Straßburg 1512], Kap. 10, S. 90: *Darumb blybt er ein grobian, Das heißt zû güttem tütsch ein loß, Vnd blybendt im syn oren groß.*

261 Kellner, Prosit! Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes.

262 Fischart, Geschichtklitterung, S. 23f. In der Fachliteratur der Zeit galt zu viel Speis und Trank als Hauptursache der Gicht (Podagra), vgl. exemplarisch Johannes Loneus Bosch: Kurtzer Bericht von dem PODAGRA/vnd andern Glidsuchten [...]. Ingolstatt: W. Eder, 1582, Aij^f. Die kausale Verknüpfung von Laster und Zipperlein ist durchaus topisch und wird etwa bei Johann Fischart: Podagrammisch Trostbüchlein. Straßburg: T. Jobin, 1604, fol. Eii^v – Eiii^v aufgegriffen, wo die scherzhaft besungene Frau Podagra zur Tochter von Bacchus und Venus erklärt wird.

263 Fischart, Geschichtklitterung, S. 24.

264 Ebd.

Büchlin, ihrem Publikum durch und durch (*mit haut vnd haar*) ähnlich macht. Die Belehrung der Barbaren soll also offenbar gerade nicht durch hierarchische Distanzierung erfolgen, wie sie die Anrede der *Schulerkindlein* suggeriert. Deshalb überredet die Redemaske hier auch nicht zum Schuleintritt, sondern lädt zum Umtrunk mit derselben Marktschreierei ein, wie sie vorab dem Publikum angedichtet wurde. Wie ein *Hipenbube*, der den Zechern im Wirtshaus lauthals sein Gebäck anpreist,²⁶⁵ buhlt der Text um sein barbarisiertes Publikum und verwendet mit dem in Aussicht gestellten guten Wein gerade dessen angedichtete Laster als Lockmittel. Es wird damit metasprachlich benannt, was in der ausführlichen Apostrophe vorab vorgeführt wurde, wo die Redemaske zum einen in der Adressierung von *Tafelbrüdern* eine Gemeinschaft von Ebenbürtigen evoziert und zum anderen deren Gepflogenheiten übernimmt, um sich mit niederem Register und Gesten groben Scherzens und Spottens selbst in die barbarische Gemeinschaft zu setzen. Diese Angleichung von Redemaske und Publikum wird auch am Ende des Prologs (*Ein vnd Vor Ritt*) nochmals aufgegriffen. Erneut werden Schulkinder angesprochen und wird eine Hierarchie gesetzt, die dann aber schnell durch die Aufforderung zum Mittrinken wieder nivelliert zu werden scheint. Die Lehrkinder sollen der Redemaske nämlich Bescheid trinken:

Nun wolauff du meins Hertzens ein Schatz, jhr meine holdselige Lehrkinder, erschwinget vnnd erspringt euch, vnnd leset das vberig leibschützlich vnd Nierenkitzelig [...]. Hiezzwischen vergeßt nicht mir einen auff ein gleichs zuzutrincken, ich will euch Bürgen setzen, innsonderheyt so euch der Dörrschnabel reutet: Sauffts gar auß, dann halb trincken ist bettlerisch, es ertrinckt im Môr kein Fisch: jetz das maul gewischt, vnnd dahinden gefist, so seit jhr zum lesen gerüst.²⁶⁶

Gerade die in der Zeit besonders verteufelte Praktik des Zutrinkens wird damit der fiktiven Kommunikationssituation zugrunde gelegt. Für den Text gerüstet ist, wer dem Zwang zum Mittrinken, dem hier durch das Setzen von Bürgen noch Nachdruck verliehen wird, nachkommt und den vorgesetzten Becher ganz austrinkt, anstatt sich vom *Dörrschnabel* reiten zu lassen (wohl im Sinne von ‚Nüchternschnabel‘ ein Schimpfwort für beredte Vertreter der Mäßigung). Beim Zutrinken oder Bescheid-Trinken wird jemandem zugetrunken, der dann seinerseits, will er nicht in Form von Spott oder Ausschluss sozial sanktioniert werden, diese Geste wiederholen und gleich viel (*mir einen auff ein gleichs zuzutrincken*) oder mehr trinken muss. Diese Gepflogenheit scheint im 16. Jahrhundert im deutschsprachigen Gebiet zu einem regelrechten sozialen Trinkzwang ausgeartet zu sein, der so verbindlich gewesen sein muss, dass man mit dem Gang ins Wirtshaus bisweilen seine Gesundheit ernstlich gefährdete. Das würde jedenfalls erklären, wieso das Zutrinken und die davon ausgelösten Massenbesäufnisse ebenso von der Obrigkeit verboten wie auch von der blühenden

²⁶⁵ Vgl. Art. ‚hippen‘. In: DWB, Bd. 10, Sp. 1553, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H09731> [Zugriff 01.09.24].

²⁶⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 39f.

Gattung der Trinkliteratur mit Ingrimme verteuelt wurden.²⁶⁷ In diesen Schriften erscheint das Zutrinken als Kern der deutschen Sittenverrohung, da sein sozialer Zwang jede Mäßigung ausheble und seine sich verselbstständigende Dynamik nichts mehr mit einer *ars bibendi* gemein habe.²⁶⁸ Die Klage, dass solcher Abusus die Ehre der Deutschen insgesamt schädige, stellt einen Gemeinplatz der deutschsprachigen Trinkliteratur dar, was wohl auch daran liegt, dass den Verfassern im humanistischen Feld das Deutschenbild der Italiener schmerzlich bewusst war.²⁶⁹

Dass hier folglich gerade das Zutrinken herangezogen wird, um die Trans- und Interaktion zwischen Text und Publikum zu imaginieren, setzt die Selbstbarbarisierung des Textes fort, eröffnet aber auch eine zusätzliche poetologische Dimension. Denn wenn die Transaktion zwischen Text und Publikum als Zu- und Bescheid-Trinken gerahmt wird, setzt das eine aemulative Dynamik ins Bild, in der jedes Wort, das in die feisten Eselsohren gefüllt wird, eine mindestens ebenso umfangreiche Erwiderung zur Folge hat. Insofern jedes Wort, jedes angeführte Exempel, jede herangezogene Autorität, jedes Sprichwort im Text Dubletten, Tripletten oder ganze Reihen zur Folge haben kann, scheint der Roman dieses Spiel zu antizipieren, da er es geradezu zwanghaft mit sich selbst spielt und die Verfahren, mit denen er jeweils sich selbst (und der Vorlage) sprachlich ‚Bescheid‘ gibt, mit abbildet.²⁷⁰ Im achten Kapitel (*Das*

²⁶⁷ Vgl. den Überblick von Klemens Löffler: Vom Zutrinken. In: Archiv für Kulturgeschichte 6,1 (1908), S. 71–78. Das Edikt von Maximilian I. sowie eine Verteufelung des Zutrinkens findet sich etwa abgedruckt bei Matthäus Friderich: Wider den Sauffteufel/ gebessert/ vnnd an vilen örthern gemehret [...]. Frankfurt a. d. O.: Johannes Eichorn, 1557.

²⁶⁸ Vgl. den Überblick zur Trinkliteratur der Zeit bei Wilhelm Kühlmann, Karl Wilhelm Beichert: Literarisches Leben zwischen Rhein und Main. Der Wertheimer Dichter, Schulmann und Rentmeister Nikolaus Rüdinger (ca. 1530–1581) im Netzwerk des pfälzischen Späthumanismus. Berlin/Boston 2021 (Frühe Neuzeit. 240), S. 63–80. Vgl. zudem grundlegend Adolf Hauffen: Die Trinkliteratur in Deutschland bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts. In: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte. Bd. 2. Hrsg. von Bernhard Seuffert. Weimar 1889, S. 481–515.

²⁶⁹ Als Beispiel aus dem protestantischen Kontext vgl. Friderich, Wider den Sauffteufel, 1557, fol. Aij^r: *Also hat Teütschlandt vor andern Ländern/ sonderlich ye vnnd ye den Sauffteüfel gehabt/ der vnns Teüt-schen tag vnnd nacht zum Sauffen treybet/ vnd vns keine rühe leßt/ wir seind denn voll vnd toll.* Als Beispiel aus dem neulateinisch-gelehrten Bereich vgl. Paulus Melissus Schedius: Collegii Posthimelissaei Votum, Hoc est, Ebrietatis Detestatio [...]. Frankfurt a. M.: J. Lucienbergius 1573, 2. Elegie („[Paulus] Melissus Schedius Francus [Poeta] [Laureatus] ad Ioan. Posthium“), hier zit. n. der Edition und Übersetzung von Kühlmann u. Beichert, Literarisches Leben am Rhein, S. 87–88: *Teuto ferox olim ferro pugnavit & armis, Vitrea nunc bibulo praelia Marte gerit. Quid loquar, ut paterae sumant vice saepe matel-las, Calceus & cyathi sit quoque saepe loco? Ebrius hic mos est: sic vivitur.* / ‚Der wilde Teutone kämpfte einst mit Schwert und Schild, jetzt schlägt er in einem Säuerkrieg Schlachten mit Glas. Was soll ich davon reden, wie sie oft Nachttöpfe anstelle von Pokalen nehmen und wie oft auch ein Stiefel als Becher dient? Das ist die Sitte der Trunksucht. So lebt man.‘

²⁷⁰ Grandgousier verteilt beispielsweise nach dem Sieg aus seiner Schatzkammer allerlei Goldarbeiten, bei denen die kunstvolle Verarbeitung den Wert des bloßen Materials bei weitem übersteigt. Bei Rabelais wird das mit 12 Beispielen veranschaulicht, daraus werden bei Fischart in der Ausgabe von 1575 rund 26 Kostbarkeiten und ab 1582 schließlich 37, womit dann auch die Zusätze der sprachlichen

Truncken Gespräch, oder die gesprächig Trunckenzech) wird genau diese Art von ‚Sängerstreit‘ vorgeführt.²⁷¹ Trinkspruch um Trinkspruch, Lied um Lied, Scherz um Scherz verselbstständigt sich und beschleunigt dort eine Spirale von sprachlichem Zutrunk und Bescheid, bis das zunehmend in sich selbst wiederhallende ‚Gespräch‘ nach knapp 40 Seiten mittels Richtspruch durch die narrative Instanz beendet wird (vgl. dazu Kap. 4.5.).

Fischarts Barbarisierung hat ihr generisches Vorbild dabei in der grobianischen Satire.²⁷² Als poetische Tisch- und Sittenlehre wendet diese sich mit zivilisierendem Ziel gegen die Grobheit, die im Lexikon des Frühneuhochdeutschen auch synonym für ‚Barbarei‘ verwendet wird (bspw. wird lat. *barbaries* in der deutschen Fassung des *Grobianus* mit *Grobheit* übersetzt).²⁷³ Da die grobianische Literatur mit Sebastian Brant, Thomas Murner, Friedrich Dedekind und Caspar Scheidt nicht nur im humanistisch-gelehrten Feld entsteht, sondern auch ein vor allem deutsches Phänomen ist, liegt es eigentlich nahe, sie als literarischen Beitrag zur inneren *Antibarbaries* zu betrachten. Denn der Grobianus verkörpert als Figur jene drastisch überzeichnete Vorstellung der körperlichen, sittlichen und geistigen Verrohung, wie sie als Stereotypen das negative Deutschenbild prägten. Spätestens mit Scheidts Übertragung in die Volkssprache wird, wie Barbara Corell gezeigt hat, ein solcher kulturpatriotischer Zuschnitt der grobianischen Satire offensichtlich:

Scheidts adaptation extends the civilizing regimes of humanism to national and vernacular spheres and aims to take the revolting bodies of an untutored nation, stamp them with the indelible marks of humanist civility, and develop from them a reformed German national character.²⁷⁴

Bearbeitung des Ausgangsmaterial der Vorlage zumindest im Umfang bei weitem übertreffen, vgl. Rabalais, *Œuvres complètes*, S. 136–137 und Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 531.

271 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 194.

272 Vgl. die Definition von Hans-Jürgen Bachorski: Art. Grobianismus. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung. Bd. 1. Hrsg. von Klaus Weimar. Berlin/New York 2007, S. 743–745, hier: S. 743: „Grobianismus ist eine Form der Negativdidaxe, bei der eine explizite Wirkungsintention und strikte Rezeptionsvorgabe mit Personifikation eines ausführlich und anschaulich in gegenbildlicher Komik beschriebenen Fehlverhaltens verbunden werden“.

273 Vgl. Friedrich Dedekind: *Grobianus, et Grobiana. De morum simplicitate, libri tres*. Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1554, lib I, cap. XI, fol. 39^v. Das lateinische *Hei mihi barbaries non habet illa modum* wird von Caspar Scheidt, Wendelin Hellbach [Überarbeiter]: *Grobianus und Grobiana. Von unfletigen/groben/unhöflichen sitten vnd Bäuwrischen gebärden*. [...] Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1586, I, Cap. XI, fol. 108^v übersetzt mit: *Die Grobheit hat gar kein maß/ Ach ach wie ungern sag ich das*. Vgl. ferner die Belege unter dem Lemma *grobheit* 5 im FWB-online, <https://fwb-online.de/lemma/grobheit.s.1f> [Zugriff: 01.09.24].

274 Barbara Correll: *The End of Conduct. ‚Grobianus‘ and the Renaissance Text of the Subject*. New York 1996, S. 134.

Fischarts Roman übernimmt zwar augenfällige Züge, weicht aber insgesamt deutlich vom grobianischen Modell ab.²⁷⁵ Zum einen wird die ganze literarische Kommunikation ‚grobianisiert‘: Publikum, Redemaske und die Rede selbst tendieren zur Grobheit – und nicht nur die Figuren, von denen erzählt wird. Weil der Text damit keine Position außerhalb der grobianisch-barbarischen Inszenierung mehr besetzt, also beispielsweise keine eindeutig moralisierenden Kommentare einbaut, wie sie etwa Dedeckinds und Scheidts Grobiane kennen, fällt die Bewertung der auf ganz unterschiedlichen Ebenen dargestellten Grobheiten nicht mehr eindeutig negativ aus, sondern ist – ganz im Sinne Bachtins – ambivalent.²⁷⁶ Zum anderen erhalten die grobianische Motivik und Erzählanlage bei Fischart sekundäre Funktionen.²⁷⁷ Was übernommen wird, ist die Motivik und die Suggestion eines didaktischen, hierarchischen Verhältnisses zwischen dem Text und seinem Publikum. Das Konzept grobianischer Unterweisung wird bei Fischart aber, wie ich im Folgenden zeige, von der praktischen Ethik (Tischzucht, Diätetik) auf die gelehrte Praxis übertragen und damit in den Dienst der literarischen Ausbildung des Publikums gestellt – eine didaktische Tendenz, die als umfassende Literarisierung deutscher Barbaren inszeniert und reflektiert wird.

Diese ‚Barbarisierung‘ des Textes (von der Redemaske bis zum apostrophierten Publikum) hat von vornherein eine erzieherische Schlagrichtung: die *Rebenhenslein vnnd Weingänßlein* bekommen es, wie es heißt, *auff jren schlag greiflicher erkläret*, woraufhin allerlei merkwürdiges Trinkgeschirr zur Erklärung herangezogen wird.²⁷⁸ Die Redemaske macht sich zwar ihrem fiktiven Publikum ähnlich (*weil ich doch euer bin so par*²⁷⁹), verfolgt damit aber einen pädagogischen Zweck. Die Erziehung wird nicht in einem Modell von Schule gedacht, wo ein Lehrer seine Schüler unterweist, sondern besteht darin, dass die Redemaske mit ihrem fiktiven Publikum ‚mitlallt‘ und dabei jene Mittel zur Unterweisung nutzt, die den *Stall und Taffelbrüdern* geläufig sind und daher für Anschauung (*greiflicher erkläret*) sorgen (wie etwa die Dynamik von Zu- und Bescheid-Trinken). Die Idee, in diesem Sinn durch ‚Mitlallen‘ zu erziehen, findet sich erstaunlicherweise auch in der Pädagogik der Zeit. Damit wird über stufengerechte Unterweisung nachgedacht und argumentiert, dass die Lehre den Kompetenzen und Eigenarten der Entwicklungsstufe angepasst werden muss. Ein solches ‚Mitlallen‘ findet sich etwa bei Martin Luther: *Denn weil wir kindern predigen, müssen*

275 Zur Grobianismus-Diskussion und der bei Fischart nicht mehr eindeutigen Negativdidaxe vgl. auch Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 370 und Weinberg, Gargantua in a Convex Mirror, S. 67–68.

276 Vgl. Michail Bachtin: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Übers. von Gabriele Leupold. Hrsg. von Renate Lachmann. Frankfurt a. M. 1987.

277 Zur kritischen Diskussion der Zugehörigkeit der *Geschichtklitterung* zum Grobianismus vgl. Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 351–352; Kellner, Verabschiedung des Humanismus, S. 163, Anm. 36; Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, S. 389–394.

278 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 27.

279 Ebd., S. 24.

wir auch mit yhn lallen.²⁸⁰ Vor diesem Hintergrund ist es bezeichnend, dass die Barbarisierung des fiktiven Publikums mit einem deutlichen Regredieren desselbigen einhergeht. Immer wieder wird das Publikum angesprochen als *jr meine liebe Kinder*²⁸¹, das wie ein Kind mit *muß*²⁸² gefüttert werden müsse. Diese Ansprachen haben nicht nur die Funktion, die Erziehungsfiktion präsent zu halten, sondern erhalten auch eine bemerkenswerte poetologische Schlagseite. Denn ausgerechnet die Nachsicht gegenüber dem Kind wird im Prolog zur Rechtfertigung der komischen Literatur herangezogen:

Dann was fängt nicht lächerlich an? wer wolt gern mit eim witzigen Kind spielen? [...] Dennoch so werden auß Kindern auch Leut, auß Stammlenden Kindern werden Redner, Vnd das ich mit des Ismenij Vorredner schließ, wann als dann kommet guts auß spott, was ist der spott zu klagen not?²⁸³

Die Nachsicht gegenüber dem Kind wird hier auf lächerliche, nährische Texte übertragen: Wie die Kinder haben diese ihre Berechtigung, weil das Lächerliche und Nährische bei ihnen notwendiger Teil einer Entwicklung sei: *auß Stammlenden Kindern werden Redner*. Diese Entwicklung sei das, wonach die Texte zu beurteilen sind – und nicht deren *leichtfertige[n] lecherliche[n] anschein*.²⁸⁴ Wenn man den hier anzitierten

²⁸⁰ Vgl. Martin Luther: Deudsch Catechismus (Der Große Katechismus [1529]), in: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 30,2. Hrsg. von O. Albrecht [u. a.]. Weimar 1910, S. 143: *Siehe also möcht man die iugent kindlicher weise und spielens auffziehen ynn Gottes furcht und ehre, das das erste und ander gepot sein ym schwang und stedt ubung giengen. Da künde etwas guts bekleiben, auffgehen und frucht schaffen, das solche leute erwachsen, der ein gantz land geniessen und fro werden möchte. Das were auch die rechte weise kinder wol zuziehen, weil man sie mit gutem und lust kan gewehnen. [...] Denn weil wir kindern predigen, müssen wir auch mit yhn lallen*. Vgl. auch ders.: Das XVI. Kapitel S. Johannis gepredigt und ausgelegt. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 46. Hrsg. von O. Brenner [u. a.]. Weimar 1912, S. 1–112, hier: S. 100: [...] *und sitzet da bey seinen lieben jüngern als einfeltigen, unverständigen kindern, die daher stottern, lallen und kackeln, wie sie es verstehen, kindelt und lallet er [Jesus, Anm. K.K.] auch mit jnen, Gleich wie ein Vater und mutter jres kindlins thörlich und lecherlich fürgeben im lefft von hertzen wol gefallen, auffß besste deutet und spricht: Ja lieber Son, du hast recht geredt. Oder wie ein fromer Schulmeister, wenn im ein junger knabe sol das Abc auff sagen, kann seer wol gedult haben, das er nur ein wenig anfehet, ob ers gleich nicht völliglich kann, und im mus drein helffen und immer fürsprechen, das er in dabey behalte und fort bringe, und spricht: Ja, Recht also, mein liebes kind, also lerne es etc.* Vgl. auch Johannes Gersons Traktat *De parvulis ad Christum trahendis* (1411), hier zitiert nach der Übersetzung von Klaus Arnold: Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit. Paderborn 1980 (Sammlung Zebra. Reihe B. 2), S. 78–79: „Endlich wollen wir unsere Redeweise den Kindern anpassen und nicht allzu ängstlich sein in Bezug auf den Gebrauch von kunstlosen und alltäglichen Ausdrücken, sondern, wenn es nötig ist, kindlich plappern nach Art der Ammen und Mütter, welche mit stammelnden Lauten der Redeweise der Kinder zu entsprechen suchen“.

²⁸¹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 30.

²⁸² Ebd., S. 31.

²⁸³ Ebd.

²⁸⁴ Ebd.

Ismenij Vorredner heranzieht, bei dem es sich freilich um eine weitere *persona* Fischarts handelt, scheint dieses Argument auch gattungspoetische Implikationen zu enthalten. In Fischarts Reimvorrede, die er zum bei Jobin erschienen *Ismenius* beisteuerte, dient die Nachsicht gegenüber dem Kind nämlich der Rechtfertigung des Romans. Weil dieser eine Entwicklung abbilde, die es nachzuvollziehen und aus der es zu lernen gelte, sei die Darstellung von frühen und unvollkommeneren Vorstufen nicht nur legitim, sondern notwendig:

Ein jeder anfang, weiß man wol,
Ist nicht vollkommen, wie er soll,
Wie man solchs in alln künsten sicht,
Daß keiner ist gleich Meister nicht
Das Kind muß stammeln, ehe es redt,
An bäncken klettern, ehe es tritt;
Noch dannoch ist war, wie man seyt,
Auß den kindern werden auch Leut,
Vnd wann dieselben wol gedewen,
Was hast an kindheit dann vor schewen?²⁸⁵

Auch wenn es hier vor allem darum gehen dürfte, den erotischen Liebesroman *Ismenius* mittels Moralisierung zu rechtfertigen,²⁸⁶ ist die Argumentation, die dazu herangezogen wird, doch beachtlich: Weil der *Ismenius*-Roman die Entwicklung von der wilden Verliebtheit zur reifen Ehe darstelle, sei den dargestellten frühen Stadien dieser Entwicklung und ihren Eskapaden (wie der Gartenerotik) Nachsicht entgegenzubringen. Eine Argumentation, die offensichtlich auch für andere Romane taugt, da sie im *Ein vnd Vor Ritt* fast wörtlich zur Rechtfertigung der *Geschichtklitterung* herangezogen wird.

Das wirft die Frage auf, worin die Entwicklung in Fischarts Roman zu sehen ist – und welche Eskapaden mit ihr gerechtfertigt werden sollen. In der Vorrede zum *Ismenius*-Roman geht es um die Entwicklung, die auf Handlungsebene erzählt wird. Auch die *Geschichtklitterung* erzählt Gargantuas Werdegang vom sich mit Kot beschmierenden Kleinkind bis zum christlichen Fürsten. Der Aufwand allerdings, der darauf verwendet wird, die Erzählsituation, in der von Gargantuas Entwicklung erzählt wird, zu barbarisieren und die Sprache des Romans in ein Lallen zu regredieren, deutet an, dass es nicht nur um Gargantuas Entwicklung auf Ebene der Geschichte geht, sondern dass auch eine Entwicklung auf Ebene der Erzählrede modelliert wird. Eine solche Entwicklung lässt sich in der Tat nachzeichnen. Was im Prolog ausdrücklich als wein seliges *MutterLallen* reflektiert wird, inszenieren die ersten beiden Kapitel nämlich

²⁸⁵ Johann Fischart: Ein notwendige Anweisung vnnd vorbericht in lesung folgender lieblicher History [...]. In: [Eusthatius Macrembolites]: *Ismenius Oder/ ein vorbild Stäter Liebe* [...]. Straßburg: B. Jobin, 1573, n. pag. [fol. * 4^v].

²⁸⁶ Vgl. dazu Stefan Seeber: *Artopoeus' Ismenius* (1573) als Metaroman in poetologischer Sattelzeit. In: *Daphnis* 48 (2020), S. 403–434, insb. S. 419–422.

als *Mise en Abyrne*: Eine weingetränkte Ursprache und, recht wörtlich, das Fundament des Textes werden im ersten Kapitel ausgegraben und im zweiten Kapitel in Form einer merkwürdigen Fantasiessprachstufe des Deutschen präsentiert. Dieser weinselige *sermo* durchläuft über die Seiten des Romans hinweg eine Ausbildung, in dem er u. a. mit den Übungspraktiken aus dem Lateinunterricht geformt und literarisiert wird. Werden in den Kapiteln drei und vier vor allem noch Wörter in endlosen Listen und Katalogen gelernt, um eine *copia rerum ac verborum germanorum* zu erlangen, wechseln die Übungen zunehmend vom Grammatik- in den Rhetorikunterricht und von Wörtern und Wendungen zu unterschiedlichen kleinen Formen. Am Ende institutionalisiert der Text sich und seine Sprache schließlich mit der Errichtung einer Bibliothek sowie dem Besingen derselbigen in einem deutschen Enkomium selbst. Gargantuas Ausbildung auf Ebene des Dargestellten und die Formbestrebungen auf Ebene der Darstellung scheinen also eng aufeinander bezogen: Mit dem Helden der Erzählung bildet sich auch die Sprache aus.²⁸⁷ Was bei dieser Beschreibung aber nicht in den Blick kommt, ist der Umstand, dass der Text sich selbst im Verlauf kaum konsequent normiert und die Verfahren, mit denen das *MutterLallen* geformt wird, bis zum Schluss ihr Spiel treiben – *FINIS* im Sinne von *Win uß* ist es damit, wie der Roman selbst angibt, eben erst am Ende.²⁸⁸

3.3 MutterLallen: ‚Barbarische‘ Sprachfähigkeit

Bei Fischart dient die aufwendige Inszenierung des Barbarischen nicht einfach dazu, ein Entwicklungspotenzial („Luft nach oben“) zu markieren und einen Nullpunkt zu setzen, von dem aus sich eine lineare Entwicklung darstellen lässt. Dieses Barbarische erhält nämlich von Beginn an seine ganz eigene Potenz, wodurch es im Roman in dem Sinne zur Reflexionsfigur einer emanzipatorischen Entwicklung wird, als das *MutterLallen* aus sich selbst heraus und zu den Bedingungen der eigenen *angeartete[n] thönung* geformt wird.²⁸⁹ Die Grundsteine für eine solche Verschiebung von der Defizienz zur Potenz werden ebenfalls im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) gelegt, wo eine regelrechte Poetik des Lallens entwickelt wird. Damit wird für die Umwertung des Barbarischen bei dessen etymologischem Kern angesetzt: der Sprache der „Stammler“ (aind. *barbarah* – onomatopoetisch für ‚stammeln‘).²⁹⁰ Durch eine programmatische und

²⁸⁷ Vgl. Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 285, der in der zweiten Hälfte des Romans sogar eine „vergleichsweise konventionelle Prosa“ umgesetzt sieht.

²⁸⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 565.

²⁸⁹ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 66: *eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung, vnd soll auch bleiben bei derselben angewöhnung.*

²⁹⁰ Vgl. Art. *Barbar*, in: Wolfgang Pfeiffer [u. a.]: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* (1993). Digitalisierte und von Wolfgang Pfeiffer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), <https://www.dwds.de/wb/Barbar> [Zugriff: 01.09.24].

mit Blick auf humanistische Inspirationslehren durchaus polemische Verschränkung von Dichten und Alkoholkonsum wird das betrunkene Lallen als ebenso notwendiger wie potenter Ausgangspunkt für poetische Schöpfungen gesetzt.

Diese Um- bzw. Aufwertung des Lallens kennt eine interessante Parallele in der Pädagogik der Zeit: die Idealisierung des frühkindlichen Spracherwerbs. Eine besonders anschauliche Belegstelle dafür stammt aus Fischarts eigener Feder. In seiner *Anleitung zur Christlichen Kinderzucht* (um 1578), die als Beilage zum *Straßburger Gesangsbüchlein* gedruckt wurde, werden die ersten sprachlichen und motorischen Regungen des Kleinkindes geradezu glorifiziert:

Dann was ist lieblichers zuhören,
 Als wann die Kinder reden lehren?
 Wanns herauslispeln halb die Red,
 Vnd ruffen Abba, Vatter, Ett,
 Ruffen der Mutter, Memm vnd Ammen,
 Geben nach jhrer notturfft Namen,
 Brauchen den ererbt Adams gwalt,
 Der jedem Geschöpff ein Nam gab bald,
 Wie ist jhm zu zusehen wol
 Wanns wanckeln wie ein Wasserpfol?
 Vnd so halßlâmig vngewiß tasten,
 Vnd wie ein Engelchen erglasten?²⁹¹

Die ersten Sprachversuche werden hier nicht in erster Linie als etwas Defizitäres gerahmt, obwohl das in der gelispelten, halben Rede durchaus mitschwingt, sondern als Zeichen eines ursprünglichen, adamitischen Benennungsbegehrens nobilitiert: Genau so, wie Adam als erster Mensch den Geschöpfen ihren Namen gab, so benennen die Kinder sprachschöpferisch ihre Welt. Dabei fällt die adamitische Gabe, das Begehren zu benennen, mit dem Begehren nach dem Benannten in eins: *geben nach jhrer notturfft Namen*. Das lässt sich als eine Art kindliche ‚Affektetymologie‘ verstehen, in der sich Benennungsmotiv und affektive Benennungsmotivation im Sinne der *cupiditas* annähern (etwa bei *Memm* fällt beides, ‚Milch‘ und ‚Mutter‘, zusammen). Dieses Programm ist auch für die „affektive Sprachschicht“ aufschlussreich, die sich in Fischarts *Geschichtklitterung* über das Wortmaterial legt.²⁹² Zahlreiche der Ad-hoc-Schöpfungen

²⁹¹ Fischarts *Anmahnung zur Christlicher Kinderzucht* wurde als Anhang zum *Straßburger Catechismus* verteilt, vgl. Johann Fischart: Johann Fischart's Geistliche Lieder und Psalmen aus dem Straßburger Gesangbüchlin von 1576. Hrsg. von G. v. Below und J. Zacher. Berlin 1849 [nach der Ausgabe: Catechismus, Christliche vnterrichtung, oder Lehrtafel. Für die gemeine Pfarrherrn, Schulmeister [...]. Straßburg: J. Carolus. Anno M.DC.XVI], S. 90–96, hier: S. 92.

²⁹² Vgl. Beate Kellner: Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ und Rabelais’ ‚Gargantua‘. In: Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. München 2007 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien. 64), S. 219–244, S. 233: „Bei näherer Betrachtung lässt sich erkennen, dass die Affekthematik nicht nur auf der Ebene der Handlung eine gewichtige Rolle spielt, sondern auch noch

des Romans lassen sich nämlich darauf zurückführen, dass Wörter mit Affektivem kontaminiert werden, wobei die Dinge teils auch ganz wörtlich *nach notturfft* umbenannt werden. Das augenfälligste Beispiel stellen die Namen der Hauptfiguren dar, die fortlaufend nach ihren durstigen oder hungrigen Kehlen benannt werden. Damit werden die Riesen primär nach ihrem affektiven Hauptzustand (*gula*) benannt: Gargantua heißt beispielsweise abwechselnd *Garkantenvoll*, *Gargantzsoffa*, *Gurgelstrossa* oder *Gurgelzipflin*.²⁹³ In der *Geschichtklitterung* finden sich insgesamt rund 600 Wortschöpfungen, denen solche Re-Etymologisierungen zugrunde liegen.²⁹⁴ Anstatt darin mit Gerhard Schank eine Sprachauffassung zu sehen, die von einer Ursprache ausgeht, in der eine natürliche Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem besteht und keine Konvention, liegt es näher, darin die Inszenierung jener affektiven Benennungslust zu sehen, die Fischart in seiner *Kinderzucht* dem kindlichen Stammeln zuschreibt. Mit Gargantuas ersten Dichtungen wird diese affektgesteuerte Sprachproduktion ja auch in Fischarts Roman äußerst pointiert poetisch reflektiert, denn Gargantua reimt dort u. a. wörtlich nach seiner körperlichen Notdurft, nämlich im Takt der Flatulenz.²⁹⁵ Damit qualifiziert er sich, wie der Roman erzählt, als hochbegabt, denn sein Vater erkennt hieran den *edelen verstand* und das beträchtliche Potenzial seines Sprösslings.²⁹⁶ Eine Physei-Sprachauffassung würde eigentlich von einem wahren Wesen der Dinge ausgehen, das mit der Bezeichnung erfasst wird. Demgegenüber erhalten die Dinge und Figuren bei Fischart aber in der Regel mehrere Bezeichnungen – ein Zug, der sich bereits in der *Kinderzucht* zeigt, wo eine frühkindliche *copia verborum* mit jeweils drei Namen für Vater und Mutter inszeniert wird. Nur schon die Figurennamen verdeutlichen, dass bei Fischart nicht das eine wahre Wesen, sondern unterschiedliche, situations- und vor allem: affektbedingte und damit durchaus variable Eigenschaften in den Figurennamen ‚sprechend‘ gemacht werden. Beispielsweise wird die Figur *Kampfkeib* im Bluttausch zum *Kampfkieb* (zu *kib*, ‚Zorn, Eifer‘), oder *Gargamelle* wird in dem Moment zur *Gurgelschwante*, als die ersten Wehen einsetzen, sie also ein ziemlich körperliches Vorgefühl

in einer weiteren Dimension. Hört man das Wortmaterial auf seine Mehrbödigkeiten hin ab, so wird in vielen Fällen eine affektive Sprachschicht greifbar, welche eine eigene, gewissermaßen zusätzliche semantische Ebene konstituieren kann“.

293 Vgl. die Liste der häufig vorkommenden Namensformen in Ute Nyssen: Johann Fischart *Geschichtklitterung*. Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuauflage 1963 von Ute Nyssen. Düsseldorf 1964, S. 17.

294 Gerhard Schank zählt 421 Eigennamen und 175 Appellative, vgl. Schank: *Etymologie und Wortspiel* in Johann Fischart's *„Geschichtklitterung“*. Freiburg i. Br. 1974, hier: S. 149 u. S. 155.

295 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 264: *Hört, hört jhr Herd Säu, wie die hinder Posaun so schön zum hauffen auffplaset, zu jedem ock vnd tritt vnd tritt ein Fürtzlein, horcha.*

296 Ebd., S. 265; vgl. auch S. 268, wo ausdrücklich Gargantuas Rede und nicht seine Entdeckung des besten *Arswisch[es]* als herausragend bewertet wird: *Als der gut Man Grandgoschier solche vnverhoffte vnersinliche reden, biß in das vnderst vnnd jnnerst gewelb seins verstands reichend, von Seim Sohn verneme, war er vor wunder verzucken [...].*

der bevorstehenden Geburt befällt (Gurgelschwante zu *schwanen*, ‚ahnen‘).²⁹⁷ In solchen Benennungen führt die Erzählrede die Potenz eines Mutterlallens vor, das weniger auf eine Muttersprache als auf eine den Sprachen vorausliegende Sprachlichkeit, ein grundlegendes Sprachvermögen zielt. Man kann daher sagen, dass der Roman durchaus versucht, „das Deutsche nahe an den Ursprung von Sprache an sich“ zu rücken, wie es Brockstieger zuspitzt (allerdings mit Blick auf Fischarts Studien zu Wolfgang Lazius und Johannes Goropius Becanus).²⁹⁸

In nach-adamitischen Zeiten gibt es, wie der Roman vorführt, allerdings nur künstliche Wege zurück in einen *status nascendi* der Sprachen. In der Poetologie des Prologs (*Ein vnd Vor Ritt*) wird weinseliges Dichten zum künstlichen Mittel erklärt, mit dessen Hilfe sich die Grenzen zwischen Einzelsprachen ebenso aufheben lassen wie die konventionalisierten Beziehungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Der Wein wird dazu mit einigem Aufwand zum Mittel dichterischer Inspiration erklärt. Das lässt sich einerseits als Parodie humanistischer Inspirationslehren lesen (beispielsweise werden kurzum die Gründungsfiguren der antiken Dichtung – u. a. Homer, Ennius, Horaz, Aristophanes, Aischylos und Pindar – zu Säuern erklärt);²⁹⁹ da Fischart aber Lallen und Stammeln auch mit einer frühkindlichen Sprachfähigkeit verbindet, kann man andererseits sagen: Der Wein ist das Medium zur künstlichen Regression. Er regrediert die Sprachen in ein ausgesprochen potentes, quasi-adamitisches Sprachstadium.

Im Prolog erfährt mit dem Wein auch die im stereotypen Bild der Zeit als *proprium* der Deutschen gehandelte Trunksucht eine grundlegende Umwertung. Das geschieht auf mehreren argumentativen Wegen: beispielsweise wird der von Konrad Celtis in die deutsche Poetik eingeführte³⁰⁰ Anspruch, dass Dichtung beleben soll, in Fischarts Poetologie auf den Weinkonsum zurückgeführt. Der Wein löst den *furor poe-*

²⁹⁷ Vgl. Art. Kib. In: EWB, Bd. 1 (1897), Sp. 417, www.woerterbuchnetz.de/ElsWB?lemid=K00035 [Zugriff: 01.09.24], mit Beleg aus Fischarts *Glückhafft Schiff*. Vgl. zur Gugelschwante den Beginn des neunten Kapitels, Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 194.

²⁹⁸ Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 44. Vgl. auch ebd., S. 208, wo Brockstieger dann für die Spracharbeit im Roman von der „grenzüberschreitende[n] Potenz von Sprache an sich“ spricht.

²⁹⁹ Die angeführten Autoritäten gehören zu den Gemeinplätzen für und wider den Weinkonsum, die hier nicht ohne Witz aus der Trinkliteratur zurück in ihren ursprünglichen Verantwortungsbereich, die Poetik, geholt werden. Vgl. Hauffen, *Die Trinkliteratur in Deutschland*, 1889, S. 481–515, hier: S. 507: „Allerdings konnten auch die Fürsprecher des Weines in der antiken Litteratur und Geschichte manches Beweismaterial finden, etwa dass Homer ‚vinosus‘ zubenannt wurde, dass Ennius nur im Rausche dichtete, dass Plato, Horaz und Martial den Wein priesen u. s. w.“.

³⁰⁰ Vgl. Bernhard Asmuth: Anfänge der Poetik im deutschen Sprachraum. Mit einem Hinweis auf die von Celtis eröffnete Lebendigkeit des Schreibens. In: *Renaissance-Poetik / Renaissance Poetics*. Hrsg. von Heinrich F. Plett. Berlin/New York 1994, S. 94–113, insb. S. 108. Zur Rolle der *evidentia* bei Konrad Celtis vgl. auch Jörg Robert: *Konrad Celtis und das Projekt der deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich*. Tübingen 2003 (Frühe Neuzeit. 76), insb. S. 65–71.

ticus in Fischarts Inszenierung pharmakologisch aus. Besonders pointiert zeigt sich dieser Zusammenhang in folgenden Versen: *Der Wassersaufer Reimengang / Gefallen nicht den Leuten lang. Dann weil sie nicht lebhaftig sind / Verschwindt ihr leben auch geschwind, / Daß man nit vil darvon verkündt.*³⁰¹ Die Verse profilieren alkoholgeschwängertes Dichten gegenüber nüchternem nicht nur mit einer gesteigerten Lebhaftigkeit, sondern die poetische Verlebendigung wird im zweiten Schritt auch mit dem seit der Antike immer wieder beanspruchten und im Humanismus neu belebten Verewigungstopos verbunden, also mit der Idee, dass dem Besungenen ewiger Nachruhm und ein Weiterleben in der Dichtung gesichert werde.³⁰² Diese enge Verschränkung von Trinken und Dichten wird dabei nicht nur expliziert, sondern auch direkt in Performanz übersetzt:

O jhr Potulente Poeten, potirt der pott vnd bütten, vnnd potionirt euch potantlich mit potitioniren, compotiren vnnd expotiren, dann potiren vnd appotiren kompt von petiren vnd appetiren, vnnd pringt potate poesei, dieweil potantes sind Potentes. Vnnd Potentaten sind Potantes.³⁰³

Vorgeführt wird hier, wie sich das weinselige Lallen selbst ermächtigt. Die erweiterte *figura etymologica* leitet ziemlich wild lateinische, deutsche und im Ansatz auch griechische Wortstämme voneinander ab und verbindet das Trinken (*potare*), den Trunk (*potio*), große Gefäße (*pott*, ‚(Nacht-)Topf‘; *bütten*, ‚Kübel‘) mit Verben des Sich-Bemächtigens (*potiri*), Könnens (*posse*, *potium*), Erstrebens (*[ap]petere*) und Formens (*ποιέω*) zu einem poetischen Input-Output-Modell, das aus anfangs trinkenden Dichtern (*Potulente Poeten*) mächtige Herrscher (*Potentaten sind Potantes*) macht.³⁰⁴ Dass dieses Etymologisieren dabei selbst mit weinseliger Zunge daherkommt, zeigt sich mitunter daran, dass es zu auffälligen Barbarismen führt und Verbstämme manipuliert (bspw. *petire* und *appetire* zu mlat. *appetitus* statt lat. *[ap]petere*) oder Verbformen geschaffen werden, die kein Lexikon kennt (*potitioniren* ahmt bspw. mit der Duplikation *po-ti-ti-o* onomatopoetisch ebenso das trunkene Sprechen nach wie es vielleicht Anleihen bei einem für seine Dummheit verspotteten Potitius macht).³⁰⁵ Damit führt die Stelle vor, wie sich die Sprachen *in statu nascendi* versetzen lassen: Wörter werden zu morphologischem Material entdifferenziert und sind in diesem Zu-

³⁰¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 37.

³⁰² Vgl. grundlegend Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Auflage. Tübingen/Basel 1993, S. 469–470, der auch Belege aus der mittellateinischen Dichtung anführt.

³⁰³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 37.

³⁰⁴ Vgl. dazu auch Sina Dell'Anno, Bernd Renner, Jodok Trösch: *Essay zum Prolog*. In: François Rabelais *Gargantua / Johann Fischart Geschichtsschrift*. Synoptischer Text, Kommentar und Essay zu ausgewählten Kapiteln, französisch / deutsch. Hrsg. von Tobias Bulang, Elsa Kammerer, Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Anne-Pascale Pouey-Mounou. Erscheint voraussichtlich Genève 2025.

³⁰⁵ In Plautus-Ausgaben der Zeit findet sich in den Bacchides die sprichwörtliche Beschimpfung: *Stultior es barbaro Potitio* (Potitio für Poticio), vgl. Plautus: *M. ACCIVS PLAVTVS ex fide, atque auctoritate complurium librorum manv scriptorum opera dionys. Lambini [...]*. Paris: J. Macäus, 1576, S. 455 u. S. 457.

stand nachgerade beliebig formbar. Zwar wird das Material der deutschen Lautung angepasst, so dass man sagen könnte, dass bei diesen Entlehnungsverfahren aus anderen Sprachen das Deutsche dennoch klar die Leit- und Zielsprache ist, allerdings wäre eine solche ‚Arbeit am Deutschen‘ geradezu als Gegenmodell zu dem sich in der Zeit entwickelnden Konzept von Sprachreinheit zu sehen. Anstatt klar, modellhaft und von fremden Einflüssen gereinigt,³⁰⁶ zeigt sich die in Fischarts Roman bearbeitete Sprache durch und durch ‚korrumpiert‘: Sie entsteht nicht nur durch ebendie Sprachmengerei, gegen die sich das sprachpatriotische Anliegen wendet, sondern ist recht buchstäblich mit den Ausflüssen und Verschmutzungen der körperlichen Welt kontaminiert.

Fischarts Roman ist, wie ich daher argumentiere, eher durch ‚Stammelübungen‘ als Spracharbeit geprägt. ‚Stammeln‘, weil der Text darauf zielt, sprachliche Konventionen durch Willkür zu ersetzen und dergestalt wieder ins quasi-kindliche Sprachvermögen zu regredieren: statt um ein Sprachsystem im Sinne von *langue* geht es bei diesen Übungen, wie man mit De-Saussure’scher Typologie sagen könnte, um eine den Einzelsprachen vorläufige *langage* – eine grundlegende Sprachfähigkeit. Allerdings zielt dieses Stammeln auf keine paradiesische Natürlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem, sondern im Gegenteil: die grundsätzliche Beliebigkeit der Zeichen stellt die Voraussetzung dar, ihre Konventionalisierung rückgängig zu machen und frei über das Zeichenmaterial aller möglichen Sprachen zu verfügen.³⁰⁷ ‚Übung‘ ist hingegen treffend, weil sich diese *langage* nur in der konkreten *parole* des Textes zeigt: als eine Textdynamik, die – sukzessive, kumulierend und transformierend – von Morphem zu Morphem, von Wort zu Wort konventionalisierte Verbindungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem bis zum Zerreißen zerdehnt.

Dieses ‚Stammeln‘-Üben geschieht erstens, indem konnotative Potenziale ausgeschöpft werden, die sich vom Wortmaterial her ergeben. Für diese Art von „wilder Semiose“ werden oftmals Praktiken des gelehrten Sprachvergleichs nachgebildet,³⁰⁸ die im Lautmaterial fremder Worte die Morpheme derjenigen Sprache entdecken, deren Alter und Nobilität bewiesen werden soll. Ein Beispiel: Im 28. Kapitel wird auf der Suche nach der Ätiologie des Kriegs auf König Nimrod und die mythische Vorzeit zurückgegriffen, wobei Nimrod allerdings *Nimprot* genannt wird,³⁰⁹ weil er anderen das Brot genommen haben soll. Diese Re-Etymologisierung stammt, wie auch einige

306 Vgl. hierzu Sarah Dessì Schmid, Jörg Robert: Purismus – Diskurse und Praktiken der Sprachreinheit. In: *Andere Ästhetik. Grundlagen – Fragen – Perspektiven*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter [u. a.]. Berlin/Boston 2022 (*Andere Ästhetik – Koordinaten*. 1), S. 53–92.

307 Vgl. auch Bulang, *Pantagruelismus und Hexenangst*, S. 502–503.

308 Aleida Assmanns Konzept der ‚wilden Semiose‘ hat Jodok Trösch äußerst überzeugend für Fischarts Umgang mit fremdsprachigen Wörtern operationalisiert, vgl. Trösch, *Wildes Übersetzen*, insb. S. 238–240. Vgl. grundlegend Aleida Assmann: *Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose*. In: *Materialität der Kommunikation*. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1988, S. 237–251.

309 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 376.

andere in Fischarts Roman,³¹⁰ aus Goropius Becanus' *Origines Antwerpianae*.³¹¹ Es bleibt an dieser Stelle aber nicht beim bloßen Zitat, sondern das *Nimprot* zugrunde liegende etymologisierende Verfahren wird direkt sprachschöpferisch angewendet, indem Nimrods Heer kurzum *Namrott* (Nehmen + Rotte) genannt wird. Dann werden, wieder in eigenwilliger Nachbildung von Goropius Becanus' Praxis, Belege angeführt, um die Pseudo-Etymologien zu stützen, indem Wörter aus dem deutschen Lexikon angeführt werden, die sich semantisch lose mit Nimrod verbinden lassen und ähnliche Morpheme enthalten: *Darumb er wol die namhafft Rut Rotrur, vnd das hoch Wildpret heißt*.³¹² Hier soll zum einen *pret* in *Wildpret* als Beleg *prot* in *Nimprot* stützen, und weil Nimrod als *grosse[r] Jäger* gilt, lassen sich, so die Suggestion, über das gemeinsame ‚Wortfeld‘ auch die Benennungsmotive beider Bezeichnungen vergleichen. Ähnlich soll *rot* in *Rotrur* als Beleg *rott* in *Namrott* stützen, wobei die Verbindung zwischen kriegerischer Rotte und Dysenterie (Blutruhr) suggestiv bleibt.

Zweitens werden, was sich auch am Nimrod-Beispiel zeigt, Dinge und Figuren immer wieder nach ihren sich mit der Situation und/oder Perspektive ändernden Merkmalen konnotativ benannt.³¹³ In dem Moment, in dem die Argumentation zu Nimrod endet und im Exkurs die Frage gestellt wird, woher der Krieg nun komme, heißt Nimrod dann auf einmal *Nimmerrat*, was ebenso auf Nimrods mangelnde Konzilianz verweist wie darauf, dass das biblische Exempel doch nicht bei der Beantwortung der Frage nach dem Ursprung des Krieges hilft.³¹⁴ Zudem legt der Text oftmals für eine Sache oder Figur keinen sprachlichen Ausdruck, sondern eher eine initiale Benennungsmotivik oder einen Lautbestand fest, die beide immer wieder variiert, weiter ausgedehnt und neu kombiniert werden können. Das zeigt sich, wie oben besprochen, augenfällig an den Figurennamen. Rabelais' Eudemon erhält bei seinem

³¹⁰ Vgl. hierzu Kapitel 7.4. in dieser Arbeit.

³¹¹ Vgl. Johannes Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae, sive Cimmericorum Becceselana novem libros complexa*. Antwerpen: C. Plantin, 1569, S. 549–550: *Hinc Nembrod in nostra lingua eum notat, qui panem praeripit; qua voce quid, quaeso, potest aptius esse ad eum notandum, qui per vim nobis tollit, tam ea, quae ad hanc vita sunt necessaria, quam quae ad futuram atque sempiternam? Nem idem est quod ausero et rapio; Brod idem quod panis. Iam panis duplex est, corporalis et mentalis; hic animorum, ille corporum vitam alit et sustentat, hic caelestis est, et de caelo descendens, ille terrenus, et e terra productus; hic ad vitam nunquam interituram alit, ille ad vitam mox corrumpendam. Crudelis igitur, qui corporis tollit alimentum; crudelior, qui animi; crudelissimus, qui utrumque; quod videtur Nembrod fecisse.*

³¹² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 376–377.

³¹³ Vgl. hierzu auch Peter Fuß: Von den Zeichen der Welt zur Welt der Zeichen. Semiologische Konzepte bei Paracelsus und Fischart. In: *Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre* 52 (2002), S. 333–360, insb. S. 348: „Fischarts Ziel war die Darbietung der Fülle sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten. [...] Für ihn führt der Weg zum adäquaten Erfassen der Dinge über die möglichst umfassende Addition der verschiedenen konventionellen Bezeichnungen. Deren Pluralität gilt ihm nicht als Manko, sondern als Medium der Erkenntnis. Fischart begreift die postbabylonische Sprachvielfalt nicht mehr als Verhängnis, sondern als Entfaltung sprachlicher Möglichkeiten“.

³¹⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 377.

ersten Auftritt im 18. Kapitel von Fischart initial die Beinamen *Eudemon Wolbegeist* und *Eudemon Gutgeist*,³¹⁵ die den griechischen Namen übersetzen und dessen Benennungsmotiv transparent machen. Später wird dieses nun eingeführte Motiv variiert und *Gutart*, *Artsichwol* oder *Wolgeart* treten im Text auf.³¹⁶ Das hat zur Konsequenz, dass eine Sache oder Figur so gut wie nie nur eine Bezeichnung erhält, sondern fast immer mehrere, was wiederum zur Folge hat, dass die damit verbundenen Vorstellungsinhalte sich zu Assoziationswolken ausweiten (vgl. etwa die oben besprochenen Publikumsapostrophen der beiden Vorreden).

Von dieser sprachlichen Entdifferenzierung ist letztlich auch die Grenze zwischen den Einzelsprachen betroffen, insofern die inszenierte ‚babylonisch babbelnde‘ Sprachfähigkeit prinzipiell das Wortmaterial aller Sprachen konnotativ ausschöpfen kann. Die Stammelübungen auf dieser morphologisch-grammatischen Ebene ließen sich noch weiter ergänzen, insbesondere mit den Verfahren des „wildes Übersetzens“, die Trösch herausgearbeitet hat: das Ausschöpfen von Äquivalenzen, die eine wilde Semiose im Wortmaterial entfesselt; das Zerteilen von Prätexten in einzelne Stellen; die mehrfache Übersetzung, die, statt sich auf eine Lesart festzulegen, die Vielfalt möglicher Interpretationen mit abbildet.³¹⁷

3.4 Zwischenfazit

Trösch hebt in seiner Interpretation hervor, dass diese Verfahren im Roman mehrfach als ‚falsch‘ verspottet werden:³¹⁸ „Diese Verfahren werden eingesetzt, gerade weil sie falsch sind. Als falsche eignen sie sich besonders gut dazu, die falsche Welt noch falscher darzustellen.“³¹⁹ Mit Blick auf Ausmaß und Programmatik der ‚falschen‘ Textproduktion des Romans (vgl. Kap. 2.1 und 2.2) könnte man wilde Übersetzungsverfahren auch zu jenen ‚falschen‘ Klitterpraktiken zählen, die der Roman vorführt, um die überbordende Publizistik der Zeit zu verspotten. Die indirekte Satire bildet diese Praktiken aber nicht wie ein mehr oder weniger neutraler Spiegel ab, sondern ahmt sie in einem Roman nach, wobei sie notwendigerweise zu Verfahren werden, die ebenso nach außen, auf die ihnen zugrunde liegenden Praktiken verweisen, wie sie innerhalb der textimmanenten Organisation neue Funktionen ausbilden. Was auf *bey-spillige spiegelweiß* verspottet werden soll,³²⁰ muss folglich am satirischen Text selbst vorgeführt werden: an seiner Sprache und seinen generischen Formen (Prosaroman, Übersetzung, Enzyklopädie usw.). Durch den Formzwang der mimetischen Satire ent-

³¹⁵ Ebd., S. 277.

³¹⁶ Vgl. ebd., S. 456; S. 479; S. 302.

³¹⁷ Vgl. Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 254–277.

³¹⁸ Vgl. ebd., S. 231f. sowie Brockstieger, *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste*, S. 219.

³¹⁹ Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 291.

³²⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 4.

stehen Verfahren, mit denen im Rahmen der satirischen Didaxe deren Untauglichkeit für eine auf Wissen und Wahrheit zielende *Litteratur* vorgeführt wird, die aber zugleich ihre eigene Produktivität und ‚Tauglichkeit‘ innerhalb eines von diesen Ansprüchen befreiten niederen Dichtens vermessen.

An der Selbstbarbarisierung des Textes wird besonders anschaulich, dass die Spannung zwischen satirisch-didaktischer Einhegung und der schieren Produktivität der ‚wilden‘ Verfahren nicht aufzulösen ist.³²¹ Inszeniert werden im Text auf Ebene der fiktiven Kommunikationssituation Praktiken des Zechens – ein „ich“ trinkt seinem fiktiven Publikum, einer Gemeinschaft von Säufern zu. Neben dem Zutrinken ließen sich hier noch weitere kommunikative Praktiken aus dem Wirtshauskontext anführen, die dieses „ich“ aufgreift: von scherzendem Familiarisieren über Singen – es finden sich unzählige Liedtexte in der Erzählrede – bis zu Reim-, Rollen- und Gedächtnisspielen. Vorderhand stellt sich der Roman damit in die Tradition grobianischer Satire: diese Praktiken werden vorgeführt, um die Trunksucht zu verspotten und sie den Lesenden zu verleiden. Wie ich anhand des Prologs argumentiert habe, hat der Abstieg des Textes ins Wirtshaus noch eine andere Agenda: Es geht darum, mit den Praktiken des Trinkens ein Sprachvermögen zu inszenieren, das unter dem Schlagwort *Mutter-Lallen* das Bild der in Sprache und Sauferei kulminierenden deutschen Barbarei aufgreift, umwendet und zum Kern einer eigenwilligen *Probarbaries* macht. Dieses Modell erhebt das weinselige Stammel, Lallen und Babbeln zur Grundlage dichterischer Produktivität – imaginiert als künstlich, durch Wein pharmakologisch ausgelöste Regression in eine kindlich-adamitische Benennungslust. Der Prolog erörtert dieses Prinzip nicht nur, sondern führt es performativ vor, indem er sich im Vollzug der Zechpraktiken selbst ins Stammel versetzt. Auf diese Weise demonstriert der Text, dass sein ‚barbarisches‘ Sprachvermögen nicht auf eine Paradiessprache zielt, sondern auf eine radikal sich selbst bevollmächtigende Idiolektik – oder: Barbarolektik –, die Dinge konnotativ benennt, nach Maßgabe situativer, affektiv-körperlicher Bedürfnisse (Stichwort: *Notdurft*), und sich dafür das Zeichenmaterial aller Sprachen eignet.

Diese Stammelübungen des Textes sprengen daher den Rahmen kulturpatriotischer Spracharbeit. Sie vollziehen gerade nicht die Normierung, Formung und Literarisierung *einer* Sprache, sondern den umgekehrten Prozess: sie bilden beim weinseligen – entdifferenzierenden, de-normierenden – Stammel ein Sprachvermögen aus, das zugleich vor und nach einer standardisierten Einzelsprache liegt. Daher ist auch die These, dass es Fischart um das Benennungsvermögen der deutschen Sprache geht, einzugrenzen. Gerade die sprachschöpferische Produktivität des Romans, an der die These festgemacht wird, beruht auf einem programmatischen Stammel, das sich zum einen nicht nur beim Wortbestand des Deutschen, sondern auch am Französi-

321 Vgl. Trösch, Wildes Übersetzen, S. 297.

schen, Lateinischen, Griechischen, Italienischen usw. bedient,³²² und das zum anderen beim willkürlichen Benennen streng genommen keine Lexeme produziert, sondern jeweils direkt auf die benannte Sache zu referieren vorgibt, ohne dass sich dabei die Benennung innerhalb des Textes als bevorzugtes Zeichen für dieselbige Sache durchsetzen würde. Mit anderen Worten: Das Lexikon des Deutschen hat Fischart zwar rezeptionsgeschichtlich bereichert, wie die unzähligen Hapaxlegomena im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm zeigen, dies aber mittels programmatisch ‚a-lexikalischer‘ – oder barbarolexikalischer – Verfahren. Fischarts *parole* rekurriert nicht auf ein Sprachsystem mit einem mehr oder weniger festen lexikalischen Bestand (*langue*), sondern eben auf *langage*. In diesem Sinne artikuliert sich bei Fischart jenes „sprachliche und literarische Bewusstsein“ besonders programmatisch, das Bachtin am Ende seiner Rabelais-Studie kurzum zum Epochensignum der volkssprachigen Renaissance-Dichtung erhoben hat, ein Bewusstsein, das sich laut Bachtin „nicht im stabilen System einer formierten, unangreifbaren Sprache, sondern auf der Überschneidungslinie vieler Sprachen“ ausbildet.³²³ Mehrsprachigkeit ist folglich, laut Bachtin, das konstitutive Prinzip eines Dichtens, das vor dem Hintergrund einer „großen historische[n] Sprachablösung“ entsteht,³²⁴ ein *status nascendi*, dessen Bedingung die differenzierte Gemengelage zwischen humanistischer Latinität, mittelalterlichem Latein und sich ebenfalls wechselseitig beeinflussenden Volkssprachen und Dialekten ist.³²⁵

Bei Fischart wird mit dem *MutterLallen*, das vorgibt, mittels Wein ins Stammeln zu regredieren, ein solches Sprachbewusstsein zum poetischen Prinzip. Damit bietet Fischart – im Rahmen der Satire – nicht nur ein sprachpoetisches Gegenmodell zu kulturpatriotischen Ansätzen, die das ‚defizitäre‘ Deutsche am Lateinischen formen möchten oder sich sprachpflegerisch um *eine* reine deutsche Sprache bemühen, sondern auch ein Gegenmodell zu den Bemühungen um eine „Disziplinierung der Zunge“, die sich in der Frühen Neuzeit in zahlreichen moraldidaktischen Traktaten beobachten lässt.³²⁶ Gezielt wird damit aber nicht auf karnevaleske Verneinung jeglicher Formung und Disziplinierung, sondern vielmehr auf ein alternatives Modell von Formung – der ‚stammelnde Barbar‘ erhält sozusagen sein eigenes

322 Differenziert findet sich die These bei Brockstieger, allerdings werfen gerade die Befunde zu den Verfahren der Sprachhybridisierung die Frage auf, inwiefern es bei Fischart noch um die Potenz einer Einzelsprache geht, vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 228: „Fischart geht es aber auch darum, die Potenz des Deutschen in seiner universellen Einsetzbarkeit auszustellen: im (relativ) reinen, formgebundenen wie im gemischten, formloseren Modus. In jedem dieser ‚Aggregatzustände‘ erweisen sich Möglichkeitsreichtum, Stärke und letztlich Literaturfähigkeit der deutschen Sprache, und die verschiedenen Spielarten des sprachmischend-makkaronischen Schreibens fungieren als ihr Reflexionsmedium“.

323 Bachtin, Rabelais und seine Welt, S. 516.

324 Ebd., S. 517.

325 Vgl. ebd., S. 510–515.

326 Vgl. Ralf Georg Bogner: Die Bezähmung der Zunge. Literatur und Disziplinierung der Alltagskommunikation in der frühen Neuzeit. Tübingen 1997.

Formungsmodell. Wie im Prolog angekündigt wird, sollen aus stammelnden Kindern Rhetoren werden, was durchaus eine Entwicklung in Aussicht stellt. Deren Grundlage und Ausgangspunkt schafft sich der Text mit der oben beschriebenen Selbstbarbarisierung und seiner daraus hergeleiteten ‚barbarischen‘ Sprachfähigkeit selbst, bleibt dabei aber nicht stehen. Der ‚stammelnde Barbar‘ wird vielmehr, wie in den folgenden Kapiteln gezeigt wird, weiter geformt und literarisiert – allerdings zu seinen eigenen ‚barbarischen‘ Bedingungen.

4 Sprachübungen

4.1 Einstieg: Proteus fischen

Mit den Sprachübungen wird jene formative Ebene in den Blick genommen, der es um Wörter und Wendungen geht. Sie führt auf ein Feld, das in der Rhetorik der Zeit eng an das Ideal einer *copia dicendi* geknüpft ist – den Anspruch, über einen überreichen Vorrat an sprachlichen Ausdrucksformen zu verfügen. Dass sich Fischarts *Geschichtklitterung* programmatisch in dieses Feld einschreibt, soll im Folgenden aus zwei Perspektiven entfaltet werden: Zunächst bietet die Titelillustration einen anschaulichen Zugang, insofern sie sich als Anspielung auf Proteus – die mythische Figur der Wandlungsfähigkeit – deuten lässt. Diese visuelle Rahmung führt im zweiten Schritt zu einer diskursgeschichtlichen Perspektive, über die sich die *Geschichtklitterung* im Horizont proteischer Wendigkeit verorten lässt.

Auf dem Titelblatt der *Geschichtklitterung* findet sich merkwürdigerweise nicht das Druckersignet von Bernhard Jobin,³²⁷ sondern ein Emblem,³²⁸ das Hände zeigt, die zwei Tiere, Aal und Krebs, umfassen. In den Ausgaben von 1582 und 1590 kommt unterhalb des Holzschnitts die Devise *Im Fischen Gilts Mischen* hinzu und oberhalb: *Si laxes erepit: Zu luck entkriechts* und *Si premas erumpit: Ein Truck entziechts*. Druckersignete haben eigentlich weniger die Funktion, Lektürehinweise zu einem konkreten Druck zu geben, als das übergeordnete Programm der Druckerei zu illustrieren, in das sich der konkrete Druck einordnet. Jobin weist beispielsweise, wie viele andere oberrheinische Drucker der Zeit,³²⁹ mit Antikenbüste und Motto auf einen humanistischen Anspruch hin: mit dem, was gedruckt wird, soll am kulturellen Anschluss an die Antike mitgewirkt werden. Das Titelblatt der *Geschichtklitterung* setzt sich in ein deutlich pädagogisches Druckerprogramm, denn es steht nicht nur an der Stelle eines Druckersignets, sondern zitiert auch ein vorhandenes Signet: das des Leuener Drucker-

³²⁷ Jobins Signet zeigt eine lorbeerbekränzte Büste auf einem Sockel, begleitet von der Devise *Sapientia Constans* („beständige Weisheit“), vgl. dazu auch Roll. I, Nr. 2 bei Arthur Henkel, Albrecht Schöne (Hrsg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Sonderausgabe. 2. Auflage. Stuttgart 2013, Sp. 1053.

³²⁸ Dieses Kapitel gründet auf Erkenntnissen, die im Austausch mit der deutsch-französischen Forschungsgruppe *Rabelais – Fischart* und während der gemeinsamen Arbeit an einer zweisprachigen kommentierten Ausgabe von *Gargantua* und *Geschichtschrift* entstanden sind. Vgl. Tobias Bulang, Kathia Kohler, Ulrich Seelbach: *Page de Titre – Titelblatt*. In: François Rabelais *Gargantua* / Johann Fischart *Geschichtschrift*. Synoptischer Text, Kommentar und Essay zu ausgewählten Kapiteln, französisch / deutsch. Hrsg. von Tobias Bulang, Elsa Kammerer, Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Anne-Pascale Pouey-Mounou. Erscheint voraussichtlich Genève 2025.

³²⁹ Vgl. Anja Wolkenhauer: *Zu schwer für Apoll*. Die Antike in humanistischen Druckerzeichen des 16. Jahrhunderts. Wiesbaden 2002 (*Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens*. 35), S. 17: „Kaum jemand, der in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts dort tätig war, konnte es sich leisten, kein humanistisches Signet zu führen“.

ckers Servatius Sassenus.³³⁰ Sassenus' Signet zeigt eine recht konkrete pädagogische Szene: einen lorbeerbekränzten Mann, der hinter einem Tisch steht und in der rechten Hand einen Aal und in der linken einen Krebs hält. Oberhalb des Krebses lehnt ein Hornbuch (eine Buchstabentafel), auf dem nicht das Alphabet, sondern der Schriftzug *SI LAXES, EREPIT* abgebildet ist. Entlang des Aals hingegen windet sich der Schriftzug: *SI STRINGAS, ERVMPIT*. Das Hornbuch weist auf den Grammatikunterricht hin, die Positionierung des *vir laureatus* hinter einem Tisch auf eine universitäre *lectio*. Auf eine pädagogische Szene deutet ferner das lateinische Sprichwort, das sich in anderen Quellen der Zeit vor allem im Kontext der *disciplina* findet (für das rechte Maß zwischen Strenge und Nachsicht).³³¹ Das passt zu Sassenus' Druckprogramm, in dem sich Studienausgaben antiker Texte finden, die mit Durchschuss für die Vorlesungen am Leuener Collegium gedruckt wurden.³³² Es wäre denkbar, dass Fischart während seiner Studien in den Niederlanden eine solche Ausgabe erwarb und daher mit der Druckermarken vertraut war.

Das fingierte Signet der *Geschichtklitterung* zeigt allerdings lediglich die ‚Nahaufnahme‘ zweier Hände, die Aal und Krebs umfassen. Beide gelten in der Emblematis und Tierkunde der Zeit als besonders wendige und schwer zu fassende Tiere. In Conrad Gessners *Fischbuch* wird beispielsweise die sich im schnellen Gang zeigende Wuseligkeit und Geschäftigkeit von Krebsen immer wieder thematisiert.³³³ Der schnelle Gang des Krebses wird etwa auch in der Emblematis aufgegriffen, wo der Krebs einen Parasiten symbolisiert, der mit seinen schnellen Beinen von Tisch zu Tisch wuselt.³³⁴ Beim Aal gründet die Wendigkeit weniger in der Schnelligkeit seiner

³³⁰ Das Signet, das Ulrich Seelbach ausfindig gemacht hat, findet sich auf Sassenus-Drucken der Jahre 1547–1565, vgl. Ulrich Seelbach: Online-Kommentar (Johann Fischart kommentieren), <https://wiki.uni-bielefeld.de/kommentieren/index.php/Gkl:kommentar:tit> [Zugriff: 01.09.24], wo sich auch eine Abbildung des Signets findet.

³³¹ Vgl. Cornelius Schulting Steinwich: *Ecclesiasticae Disciplinae Libri Sex: De canonica et monastica disciplina collapsa restitvanda, pristinoque nitori restituenda*. Köln: W. Lutzenkirchen, 1589, S. 709 [Druckfehler; eigentlich S. 809, fol. Ggg 4^r]. Vgl. ferner auch Diederich Graminäus: *Beschreibung derer Fürstlicher Gültgscher Hochzeit [...]*. Köln [s. n.] 1587, fol. Aa^r.

³³² Die Basler Universitätsbibliothek verfügt über zwei solche Sassenus-Studienausgaben aus dem Besitz von Nicolaus Episcopus (dem Jüngeren), der in Leuven studierte. Beide Exemplare sind durchgängig von Hand annotiert und zeigen anschaulich, wie während der Vorlesung die Druckausgabe des behandelten Textes lemmatisiert und am Rande der zu den Lemmata gehörende Kommentar mitgeschrieben wurde, vgl. Vergil: P. Virgilii Maronis Aeneidos Liber Dvodecimvus. Leuven: S. Sassenus, 1549 (Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sig. Ba Va 28:4); Cicero: M. T. Ciceronis pro Marco Caelio Oratio XXXIII. Leuven: S. Sassenus, 1549 (Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sig. Ba Va 28:4).

³³³ Vgl. Conrad Gessner: *Fischbuoch*. Das ist ein kurtze/ doch vollkommne beschreybung aller Fischen so in dem Meer vnd süßen wasserren [...]. Zürich: C. Froschauer, 1575, fol. CXCI^r.

³³⁴ Vgl. das Emblem *In Parasitos* bei Andrea Alciato: *Viri Clarissimi D. Andreae Alciati Iurisconsulti. Mediol. ad D. Chonradum Peutingerum Augustanum, Iurisconsultum Emblematum liber*. Augsburg: H. Steiner, 1534 [VD16 A 1643], fol. B3^r–B3^v. Vgl. hierzu auch Michael Rupp: *Apta Pictura et Con-*

Bewegung als in seiner *schlippferige[n] ardt*, zu der Gessner ausführt, dass der Aal der Sage nach seine Gestalt wandeln könne, damit er überall dort durchkommt, wo seine Schwanzspitze durchpasst. Er sei daher umso ärger zu fassen, je mehr man zudrücke.³³⁵ Dieser Hinweis – *quanto fortius presseris, tanto citius elabitur* – findet sich zum Beispiel auch in den *Etymologiae* von Isidor von Sevilla.³³⁶ Ausführlich symbolisch gedeutet wird der Aal von Pierius Valerianus in dessen *Hieroglyphica* (1556), er findet sich aber auch im *Emblematum liber* (1531) von Andreas Alciatus.³³⁷ In der *Hieroglyphica*, die sich auch in Fischarts Bibliothek befand,³³⁸ wird angegeben, dass die Ägypter, wenn sie eine völlig hoffnungslose Unternehmung darstellen wollten, einen Mann gezeichnet haben sollen, der einen Aal in der Hand hält (weil Aale so glitschig seien, dass sie nicht mit den Händen zu fassen sind).³³⁹ Wenn man mit Bulang den Holzschnitt der *Geschichtklitterung* auf ein sprichwörtliches ‚Fischen in der Luft‘ bezieht, was an sich bereits ein unsinniges Unterfangen anzeigt, könnte der Umstand, dass dabei ausgerechnet von Hand nach einem Aal gefischt wird, als Potenzierung des Unfugs gedeutet werden.³⁴⁰

Was aber gegen diese Deutung spricht, ist die Tatsache, dass Hände, die aus Wolken greifen, in der Emblematik einer Darstellungskonvention entsprechen, mit der das Eingreifen einer höheren Macht (Fortuna, Gott, numinose Macht) ins Bild gesetzt oder auf eine symbolische Ebene aufmerksam gemacht wird.³⁴¹ Die Wendigkeit von Aal und Krebs in Kombination mit dem symbolischen Griff/Fang legen daher auch ein anderes programmatisches Sprichwort nahe, das der Holzschnitt ins Bild setzen

cinna Imago. Der Flußkrebis bei Sebastian Brant und Albrecht Dürer, Marcello Virgilio Di Adriani und Andrea Alciato. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 127,2 (1998), S. 169–181.

335 Vgl. Gessner, Fischbuoch, 1575, fol. CLXXVII^v: *jtem diese fisch wonend allein von anderen fischen/ habend ein starcke bewegung vnd schlippferige ardt. Dann als die sag ist/ wo er das ausserst seines schwantzes durch ein loch bringen mög/ durch sömliches ziehe er seinen leyb härnach/ vnd ye stercker man jn erfasset oder greyfft/ ye harter man jn behalten mag.*

336 Vgl. Isidorus Hispalensis: *Etymologiarum sive Originum libri XX*. Hrsg. von W. M. Lindsay. Oxford 1911. Digitalisierte Version der Bibliotheca Augustana. Hrsg. von Angus Graham, https://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost07/Isidorus/isi_et00.html [Zugriff: 01.09.24], hier Lib XII, VI, 41: *Anguillae similitudo anguis nomen dedit. Origo huius ex limo; unde et quando capitur, adeo lenis est ut quanto fortius presseris, tanto citius elabitur.* Für den Hinweis danke ich herzlich Paul Michel.

337 Vgl. das Emblem *In Deprensum*, das einen Mann zeigt, der mit Feigenblättern einen Aal festhält: *Iam dudum quacunque fugis te persequor at nunc/ Cassibus in nostris denique captus ades./ Amplius haud poteris vires eludere nostras./ Ficulno anguillam strinximus in folio*, in: Alciato, *Emblematum liber*, 1534, fol. D1^v–D2^r.

338 Vgl. Christian Hoffmann: Bücher und Autographen von Johann Fischart. In: *Daphnis* 25 (1996), S. 489–579.

339 Vgl. Pierio Valeriano: *Hieroglyphica Sive De Sacris Aegyptiorvm Aliarvmqve Gentivm literis [...]*. Basel: Guarin, 1575, lib. XXIX, fol. 210^r: *tanta enim est lubricitate praedita, vt de prensantium manibus elabatur quamfacillime, difficulterque contineri possit.*

340 Vgl. Bulang, *Hermeneutic Animals*, S. 610–628.

341 Zur Darstellungskonvention vgl. Paul Michel, Emblematik-Website, Schweizerischen Gesellschaft für Symbolforschung, <http://www.symbolforschung.ch/Embleme.html#C2> [Zugriff: 01.09.24].

könnte: *proteo mutabilior* – wandelbarer als Proteus. Dem Sprichwort zugrunde liegt die Geschichte vom Meeresgott Proteus, die Homer und Vergil erzählen und die Erasmus für so bekannt hält,³⁴² dass er sie in seinen ansonsten um keine Abschweifung verlegenen *Adagia* einfach voraussetzt: „As for the story of Proteus, it is, I think, too well known to need retelling here.“³⁴³ Die Kurzzusammenfassung: Proteus hütet Robben, kann die Zukunft voraussehen und sich in alle möglichen Gestalten verwandeln. In den Geschichten geht es meist darum, dass jemand eine Weissagung von Proteus will. Die erhält man aber nur, wenn man Proteus im Ringkampf bezwingt. Dazu muss man ihn so lange festhalten, bis er sich von allen nur denkbaren Gestalten zurück in seine ursprüngliche verwandelt hat. Der im Holzschnitt der *Geschichtklitterung* ins Bild gesetzte Griff um zwei für ihre Wendigkeit bekannte Tiere erinnert durchaus an dieses mythische Ringen mit Proteus. Die Devise *Im Fischen Gilts Mischen* kann daher auch als Anweisung verstanden werden, wie man einen Proteus zu fassen bekommt, zumal Fischen ziemlich genau das bezeichnet, was man tut, wenn man einen Wassergott einzufangen versucht. Erfolgreich zeigt sich in dieser Lesart, wer zu *mischen* versteht, es also schafft, sich beständig mit dem wendigen Meeresgott zu verbinden,³⁴⁴ damit man ihn über alle Gestaltwandlungen hinweg im Griff behält. *Mischen* kann im Frühneuhochdeutschen zudem auch körperlich konnotiert sein und ließe sich in diesem Sinne auf die Ringkämpfe mit Proteus übertragen, von denen die antike Literatur erzählt. Damit die Beute nicht entschlüpft, muss sich der fischende Körper um den Körper der ‚Beute‘ schlingen und sich den wendigen Bewegungen seiner Beute anpassen, sich lockern und wieder anziehen. Diese Interpretation mag erst einmal spekulativ erscheinen, hat aber bei einem Autor, der sich stolz nebst ‚Fisch-Arten‘ auch einen Meeresgott ins Wappenzeichen setzt,³⁴⁵ und bei einem Text, der sich auf allen Ebenen als wendiger und wandlungsfähiger Proteus zeigt, doch ihre Plausibilität.

Deshalb lohnt es sich, Proteus in den Diskursen der Zeit einmal nachzugehen und nach dem ‚Programm‘ zu fragen, das hinter einer proteischen Wandlungsfähigkeit

342 Zur Proteus-Rezeption in der Renaissance vgl. A. Bartlett Giamatti: Proteus Unbound. Some Versions of the Sea God in the Renaissance. In: *The Disciplines of Criticism. Essays in Literary Theory, Interpretation, and History*. Hrsg. von Peter Demetz, Thomas Greene, Lowry Nelson. New Haven 1968, S. 437–475. Zu Proteus in der Emblematik der Renaissance vgl. Peter Pesic: Shapes of Proteus in Renaissance Art. In: *Huntington Library Quarterly* 73,1 (2010), S. 57–82; Charles W. M. Henebry: Wrestling Proteus. Explication as Metaphoric Struggle in Jacob Cats's *Silenus Alcibiadis, sive Proteus*. In: *Emblematica* 13 (2003), S. 131–172. In der deutschen Literatur wird die antike Figur und ihre emblematische Natur etwa bei Hans Sachs im Lehrgedicht *Protheus, der meer-gott. Ein fürpild der wahrhey* (1557) rezipiert, vgl. ders.: *Werke*. Hrsg. von Adelbert von Keller. Bd. 7. Tübingen 1867, S. 405–409.

343 Desiderius Erasmus: *Collected Works of Erasmus* 33. *Adages: II I 1 to II vi 100*. Übers. und komm. von Roger A. B. Mynors. Toronto [u. a.] 1991, S. 114.

344 Vgl. Lemma ‚mischen‘ im FWB-online, <https://fwb-online.de/lemma/mischen.s.3v> [Zugriff: 01.09.24].

345 Vgl. Ulrich Seelbach, Ariane Mensger: Das Wappen des Juristen und Dichters Johann Fischart. In: *Daphnis* 41,1 (2012), S. 111–130.

stehen könnte. In der Renaissance findet sich Proteus in unterschiedlichen Reflexionszusammenhängen. Dabei steht meist seine Wandlungsfähigkeit im Vordergrund, die je nach Zusammenhang mit einer anthropologischen, ethischen oder rhetorischen Programmatik verbunden ist. Zum Ausgang einer euphorisch-humanistischen Anthropologie wird Proteus bei Giovanni Pico della Mirandola.³⁴⁶ In der später so benannten *Rede über die Würde des Menschen* macht Pico die Wandlungsfähigkeit zum Wesensmerkmal des Menschen und verknüpft sie mit einem Freiheitsbegriff, wenn er Gott folgende Rede an den Menschen in den Mund legt:

Keinen bestimmten Platz habe ich dir zugewiesen, auch keine bestimmte äußere Erscheinung und auch nicht irgendeine besondere Gabe habe ich dir verliehen, Adam, damit du den Platz, das Aussehen und alle die Gaben, die du dir selber wünschst, nach deinem eigenen Willen und Entschluß erhalten und besitzen kannst. Die fest umrissene Natur der übrigen Geschöpfe entfaltet sich nur innerhalb der von mir vorgeschriebenen Gesetze. Du wirst von allen Einschränkungen frei nach deinem eigenen freien Willen, dem ich dich überlassen habe, dir selbst deine Natur bestimmen.³⁴⁷

Diese Wandlungsfähigkeit des Menschen wird, so führt Pico weiter aus, in der Proteus-Geschichte symbolisch dargestellt.³⁴⁸ Proteus setzt also bei Pico das Ideal unbegrenzter Formbarkeit ins Bild. Dass sich die *Geschichtklitterung* mit ihrer proteischen Wendigkeit in das anthropologisch optimistische Programm des frühen Humanismus einordnet, ist allerdings angesichts der späthumanistischen Reflexe des Textes kaum anzunehmen (vgl. Kap. 1.1.).

Proteus taucht im 16. Jahrhundert auch prominent in der theologischen Debatte über den freien Willen auf, allerdings deutlich weniger positiv besetzt. Erasmus und Luther werfen sich in ihrem berühmten Diatribe-Streit, wo die Freiheit des Willens verhandelt wird, gegenseitig vor, dass der jeweils andere ein Proteus sei. Luther kritisiert 1525 in *De servo arbitrio* Erasmus' Schrift über den freien Willen (*De libero arbitrio diatribe*, 1524) und nennt Erasmus einen Proteus, um ihm damit Flatterhaftigkeit und Opportunismus vorzuwerfen. Proteische Wendigkeit wird also nicht positiv, sondern negativ verhandelt. Erasmus erwidert Luthers Vorwurf wiederum in seinem *Hyperaspistes* („Du nennst mich einen Proteus – dies übertrifft jeglichen Proteus!“) und verteidigt sich wie folgt:

³⁴⁶ Proteus findet sich auch bei Juan Luis Vives als Sinnbild für die Wandelbarkeit des Menschen, vgl. ders.: *Fabula de homine*. In: Ernst Cassirer, Paul O. Kristeller, John H. Randall (Hrsg.): *The Renaissance Philosophy of Man*. Chicago 1948, S. 387–396, insb. S. 389.

³⁴⁷ Giovanni Pico della Mirandola: *Oratio de hominis dignitate*. Rede über die Würde des Menschen. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Gerd von der Gönna. Stuttgart 2009, S. 9.

³⁴⁸ Vgl. ebd., S. 11: „Wer wollte dieses Chamäleon nicht bewundern? [...] Asklepios von Athen hat [...] nicht ohne Recht von ihm gesagt, der Mensch werde durch die Gestalt des Proteus in den Mysterien symbolisch dargestellt“.

Überall bin ich aalglatt, segle zwischen Scylla und Charybdis; und hier wird natürlich auch Proteus und Ulixes erwähnt – ich wundere mich nur, weshalb du die Polypen und Chamäleons, die Vertummen und Empusen weggelassen hast. [...] Wahrlich: in der „Diatriben“ spiele ich nicht den Proteus, sondern nachdem ich die verschiedenen Meinungen dargelegt habe, zeige ich offenherrig an, mit welchen ich mich vor allem auseinandersetzen muß.³⁴⁹

Bevor Erasmus den Vorwurf seines Gegners widerlegt, demonstriert er erst einmal, dass er mehr gelehrte Ausdrücke für geistige Unbeständigkeit kennt als sein Gegner. Dabei zitiert er genau jene Beispiele für Wendigkeit (Proteus, Ulysses usw.), die er in seinem Adagium II ii 74 zusammengetragen und in den gelehrten Diskurs eingespeist hat, womit er vorführt, dass die Beredsamkeit seines Gegners sich seinen, Erasmus', Schriften verdankt.³⁵⁰ Dafür, dass die *Geschichtsklitterung* sich mit dem proteischen Signet in ein negatives Programm stellt, das Proteus mit ethischer Unbeständigkeit und Opportunismus verbindet, ließe sich im Rahmen der satirischen Gegenbildlichkeit durchaus argumentieren.

Erasmus' bemerkenswerte rhetorische Geste führt aber noch zu einem dritten Kontext, in dem Proteus im 16. Jahrhundert auftaucht: der *copia dicendi*. Das macht an dieser Stelle einen kurzen Exkurs in die frühneuzeitliche Rhetorik notwendig, die das Konzept der *copia dicendi* eng mit dem humanistischen Ideal der *eloquentia* verbindet.³⁵¹ Ziel der humanistischen Ausbildung war eine rhetorische Kunstfertigkeit auf der Höhe von Cicero. Dieses Ausbildungsziel war auf eine mündliche Redesituation hin gedacht, in der es gilt, *ex tempore* Latein zu sprechen. Dies trifft auch noch auf das Rhetorikverständnis der Frühen Neuzeit zu, obwohl sich mündliche Redesituationen außerhalb von Schule und Universität kaum ergeben haben dürften. Die Rhetorik hat sich, wie Walter Ong es zuspitzt, „schon längst von einer Kunst der öffentlichen Rede zu einer Kunst des Schreibens umgewandelt“.³⁵² Dieser Wandel zeichnet sich aber *nicht* im Metadiskurs und den Reflexionen über *eloquentia* ab,³⁵³ son-

³⁴⁹ Erasmus reagiert beispielsweise mit Folgendem auf Luthers Proteus-Vorwurf: „Ich frage dich: Was sollen verständige Menschen sagen, da sie solche Unbeständigkeit des Geistes bei dir sehen, wenn sie dieses dein Buch mit jenen anderen Schriften von dir vergleichen? Du nennst mich einen Proteus – dies übertrifft jeglichen Proteus!“, in: Desiderius Erasmus: Schutzschrift Hyperaspistes gegen Martin Luthers Buch ‚Vom unfreien Willen‘. Übers. von Oskar Johannes Mehl. Durchges. von Siegfried Wollgast. In: Vom unfreien Willen. Martin Luther in der Auseinandersetzung mit Erasmus von Rotterdam. Hrsg. von Albrecht von Brandenstein-Zeppelin. Weilheim-Bierbrunn 2015, S. 487–738, hier: S. 504.

³⁵⁰ Vgl. zu diesem Vorwurf auch ebd., S. 497 Erasmus' Anspielung auf sein eigenes *Copia*-Handbuch: „Denn ich kenne die Wucht deiner Sprechweise und jenen Gießbach, der mit gewaltigem Getöse vom Berg herabströmt und Felsen und Bäume mit sich fortreißt“.

³⁵¹ Vgl. Cave, *The Cornucopian Text*, 1979, S. 5: „The phrase *copia dicendi*, or even *copia* alone, is a ubiquitous synonym for eloquence“.

³⁵² Walter J. Ong: *Oralität und Literalität* [1982]. Die Technologisierung des Wortes. Übers. von Wolfgang Schömel. Wiesbaden 2016, S. 38.

³⁵³ Vgl. Walter J. Ong: *The Presence of the Word. Some Prolegomena for Cultural and Religious History*. New Haven/London 2000, S. 62: „The humanists' ideal of *copia* (free flow, fluency, abundance)

dern im Gegenteil: Die „Medienphantasie“ einer kulturell breit verankerten lateinischen Mündlichkeit prägt das Nachdenken über Rhetorik und schreibt sich mit in die Texte der Zeit ein.³⁵⁴ Wie stark sich die humanistische *eloquentia* von der heutigen Auffassung von Sprachkompetenz beim Fremdsprachenerwerb unterscheidet, wird klar, wenn man sich vorstellt, man würde heute von Fremdsprachen-Schüler*innen fordern, sich nicht nur in allen Situationen „spontan, sehr flüssig und genau ausdrücken“ zu können,³⁵⁵ sondern dabei auch noch aus dem Stegreif und mündlich mit der Kunstfertigkeit kanonischer Autor*innen zu wetteifern. Von dieser Medienphantasie besonders betroffen ist das schillernde Konzept der *copia dicendi*.

Der Begriff *copia* bedeutet so viel wie Überfülle oder Reichtum. In der Regel wird bei einem systematischen Überblick bei der Unterscheidung in die *copia verborum* (Wortkenntnis) und die *copia rerum* (Sachkenntnis) angesetzt. Daneben lassen sich aber auch zwei Verwendungen von *copia* unterscheiden, die sich beide in der Forschungsliteratur finden: *copia dicendi* als rhetorische Fähigkeit einerseits und *copia* als Figuration dieser Fähigkeit im *copiösen* Text. Die *copia dicendi* bezeichnet eigentlich nicht das bloße Verfügen über eine Fülle von Wörtern und Wendungen (bspw. die Bezeichnungen für alle Apfelsorten zu kennen), sondern meint die Fähigkeit, bei jeder Gelegenheit das Passende aus einem Reichtum von Optionen auswählen zu können (also bspw. den einen knallgrünen Apfel richtig ‚Granny Smith‘ zu nennen).³⁵⁶ Erasmus hat im Beispiel oben das Verfügen über eine Fülle von Wendungen im Text figuriert und einen *copiösen* Text geschaffen. Indem er Luthers Liste von Formulierungen für Wandelbarkeit zitiert und ergänzt, zielt die Figuration darauf, die eigene *copia dicendi* über die von Luther zu stellen. Darüber, ob der historische Erasmus tatsächlich im Sinne des *eloquentia*-Ideals über all diese Wendungen im Kopf verfügte, oder sie beim Schreiben nachgeschlagen hat, lässt sich nur spekulieren. Auf beiden Wegen lässt sich die Redemaske des Textes als äußert fähig – und vor allem: fähiger als andere – inszenieren. Erasmus, der die Nachschlagewerke, aus denen man sich für solche Inszenierungen bedienen konnte, bestens kannte, hat er sie doch selbst verfasst, stützt die *copia dicendi* seiner Redemaske deshalb auch noch durch andere Mittel des rhetorischen Self-Fashionings und betont etwa, dass der Text unter Zeitdruck

in speech was rooted in oral performance, not in written: the oral performer fears having to pause while composing, the writer need have no such fear“.

354 Vgl. Traninger, *Copia/Kopie*, S. 28.

355 Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen (GER), <https://www.europaeischer-referenzrahmen.de/sprachniveau.php> [Zugriff: 01.09.24].

356 Vgl. Desiderius Erasmus: *Collected Works of Erasmus* 24. *Literary and Educational Writings II: De Copia*. Hrsg. von Craig R. Thompson. Toronto 1978, S. 308: „Accordingly the man who is about to speak should exercise choice and take what is best. Judgment is necessary when bringing out of stock, whereas industry is necessary when storing away. You will learn to exercise judgment by carefully observing elegant and appropriate diction, while the assiduous reading of every type of author will allow you to fill your store“.

und aus dem Stegreif verfasst worden sei.³⁵⁷ Mit copiosem Text lässt sich natürlich nicht nur eine beredete Redemaske inszenieren, sondern die figurierte *copia* kann unterschiedliche rhetorische Funktionen bedienen: eine *variatio delectans* etwa oder die Steigerung der Überzeugungskraft und affektiven Wirkung der Rede.

Erasmus hat mit seiner Schrift *De duplici copia verborum ac rerum* eines der einflussreichsten rhetorischen Lehrbücher der Zeit verfasst. Sein *Copia*-Handbuch führt mit den sich verselbstständigenden Amplifikationen eindrücklich vor, dass copioßer Text formative Züge ausprägen kann.³⁵⁸ In genau diesem Zusammenhang taucht nun Proteus wieder auf. Bei Erasmus ist Proteus die Reflexionsfigur schlechthin für die *copia dicendi*, die er als Fähigkeit definiert, einen Gedanken sprachlich in mehr Ausdrücke zu kleiden, als Proteus sich in Gestalten verwandeln kann. Diese proteische Wendigkeit im rhetorischen Sinn ist das Ideal, zu dem Erasmus' Lehrbuch befähigen will. Erasmus beschreibt dafür aber nicht nur zwanzig Methoden der Amplifizierung, sondern demonstriert mehrfach praktisch, wie ein Satz „into a Protean variety of shapes“ transformiert werden kann.³⁵⁹ Erasmus variiert beispielsweise den Satz ‚So lange ich lebe, werde ich dich niemals vergessen‘ über 200 Entsprechungen hinweg.³⁶⁰ Wie Terence Cave gezeigt hat, wird in Erasmus' Beispielen die proteische Wendigkeit zu einem generativen Prinzip, das weniger auf dem schematischen Kombinieren von *res* und *verba* gründet als auf einer poetischen Meditation über die semantischen Potenziale eines einzigen Satzes.³⁶¹ Der formative Zug ist nun darin zu sehen, dass dieses proteische Verfahren sich nicht nur über die 200 Sätze hinweg ausbildet, sondern auch über die semantischen Verschiebungen zwischen einem Satz und dem nächsten sukzessive nachvollzogen werden kann.

Angesichts der zahlreichen Befunde aus der Forschung liegt es nahe, das Titelemblem so zu deuten, dass bei Fischart der lateinische Proteus auf die deutsche Sprache gerichtet wird. Auf jeder Seite des Textes werden Wörter und Wendungen in copioßer

357 Vgl. bspw. Erasmus, Schutzschrift *Hyperaspistes*, S. 489: „Die Zeitspanne, die mir zur Verfügung stand, – sowohl um meine ‚Diatriben‘ noch einmal durchzulesen als auch um Luthers Buch zu lesen (das ebenso weitschweifig wie redselig ist) und meine Erwiderung abzufassen –, betrug nicht länger als zehn Tage. Das Buch kam in meine Hände, als ich schon abgearbeitet war und ohnehin genug zu tun hatte [...]“.

358 Das Verfahren, das sich dabei ausbildet, beschreibt Cave, *The Cornucopian Text*, S. 25: „Erasmus has created a sequence which celebrates abundance of language as a form of positive intoxication, as a feast of the mind. The movement towards plenitude is apparent both in the compressed richness of each variation and in the dynamic expansion of the sequence as a whole; it is not a product of any schematic conjunction of *verba* and *res*, still less of a thought-producing mechanism like Agricola's. Furthermore, *copia* is envisaged not as a quantitative, linear process but as a manifestation of the desire to write, releasing and bringing to life, as in poetry, the potential nuances of a single bare statement“.

359 Erasmus, *Collected Works* 24, S. 348.

360 Vgl. ebd., S. 354–365.

361 Vgl. Cave, *The Cornucopian Text*, S. 25.

Fülle geboten, wobei sich von Wort zu Wort und Wendung zu Wendung der semantische Kern kontinuierlich verschiebt und ausdehnt (vgl. Kap. 3.3.). Während sich Erasmus' lateinischer Proteus aber an einem normierten Bestand an Wörtern und Konstruktionsprinzipien ausrichten muss, ist das generative Prinzip bei Fischart von der Angst vor Barbarismen und Solözismen befreit. Das zeigt sich daran, dass die copiose Fülle oft nicht nur aus dem bestehenden Lexikon der deutschen Sprache schöpft, sondern fortlaufend durch ‚proteische Meditation‘ am Wortmaterial neue Wörter generiert. Im sechsten Kapitel findet sich hierfür ein anschauliches Beispiel. Es handelt sich um eine Worthäufung, die von einem beladenen und abgedichteten Schiff (*navire [...] callafatée et chargée*) im Text der Vorlage inspiriert ist.³⁶² Das frz. *chargée* wird übersetzt mit *aller dings geladen*. Bevor aber auch noch das *callafatée* (zu frz. *calfeutrer/calfater* ‚abdichten, stopfen‘) übersetzt wird, übernimmt, wie man sagen möchte, der deutsche Proteus das Steuer und generiert über zwanzig Verbalpartizipien:

aller dings geladen, gebodemet, vergurbet, begordet, verdennet, beschnarret, auffgebuselt, geschnaltzelt, berudert, umbdostet, verstrupffet, gelaseiet, bepompffet, gehelmkörbelet, gemastet, verpaternosteret betonnet, erspritet, verbrauet, bebastet, bezackelet, beanckert, berollet, becompasset, beraseylet, besanet, befanet, getopffseylet, bezugcabebelet, belullet, vnnd endtlich wie die Pechstinkende der trei Heyligen König Melchior Morenschiff von Cöllen, verstopfft, verklopfft, verleimt, verdicht, verbicht vnd verricht, vnnd gantz abzustecken fertig.³⁶³

Das Beispiel macht besonders eindrücklich darauf aufmerksam, dass sich der Autor bei der Inszenierung einer *copia dicendi* im schriftlichen Text nicht an das Ex-tempore-Phantasma einer mündlichen *eloquentia* zu halten braucht. Fischart hat hier nämlich nicht aus dem Stegreif gedichtet, sondern ein polyglottes Wörterbuch konsultiert, den *Nomenclator omnium rerum* von Hadrianus Junius.³⁶⁴ Im Kapitel über die Schifffahrt (*De re navali*) finden sich dort unterschiedliche Bezeichnungen für Schiffsteile, aus denen Fischart die deutschen Partizipien für diese Stelle entlehnt hat. Wenn man die Angaben im Wörterbuch mit Fischarts Worthäufung vergleicht, lässt sich zum einen rekonstruieren, dass das Wortmaterial in der Reihenfolge seines Eintrags im Wörterbuch ausgewählt worden ist.³⁶⁵ Zum anderen fällt auch auf, dass hierfür überwiegend niederländische Substantive ausgewählt wurden – und zwar auch dann, wenn bei Junius deutsche Begriffe zur Verfügung stünden (bspw. *gebodemet* zu nl. *Bodem* anstatt das transparentere *gebodenet* zu dt. *Boden*). Das könnte man damit

³⁶² Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 16.

³⁶³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 147.

³⁶⁴ Zum *Nomenclator omnium rerum* als Quelle des Romans vgl. Karl Weidmann: Hadrianus Junius als Quelle für Johann Fischart. Ein Beitrag zur Erforschung des Fischartschen Wortschatzes. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 13 (1911), S. 116–124, zu der Stelle insb. S. 117–120. Vgl. auch Heinrich Adam Rausch: Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ (Gargantua). Straßburg 1908, S. XX.

³⁶⁵ Vgl. Weidmann, Hadrianus Junius als Quelle für Johann Fischart, S. 117–120.

erklären, dass das Niederländische auch zu den germanischen Sprachen zählt und folglich für die *copia dicendi germanorum* Rohmaterial liefern kann. Nur: An anderen Stellen bedient sich der Text ebenso emsig bei romanischen Sprachen, insbesondere beim Französisch der Vorlage.³⁶⁶ Einige der niederländischen Wortstämme wurden an die deutsche Lautung angepasst (z. B. *pompen* – *pfompfen*; *taeckelen* – *zackelen*), was auf die Rekonstruktionspraktiken verweist, mit denen die frühneuzeitliche Sprachforschung operierte (vgl. dazu Kap. 7.4.). Zum Teil wurden aber auch für ein und dasselbe Schiffsteil die deutsche *und* die niederländische Entsprechung verwertet (z. B. *vergurbelt* zu dt. *Gurben* und *begordet* zu nl. *Gorden*). Einmal scheint das in Textura-Schriften schwer von einem *f* zu unterscheidende *ſ* dazu inspiriert zu haben, aus einer niederländischen Bezeichnung (*Besane*, ‚Besansegel‘) zwei neue Wörter zu generieren (*besanet* und *befanet*). Es wurden hier also durch unterschiedliche Verfahren der Derivation Wörter generiert, wobei das zugrunde liegende Wortmaterial von seiner Bedeutung im Wörterbuch so weit entleert ist, dass es mit neuen, konativen Bedeutungen aufgeladen werden kann,³⁶⁷ ohne aber über die Reihe hinweg den Bezug zu Schiffsteilen gänzlich zu verlieren (die Benennungsmotive von bspw. *beanckert* und *becompasset* bleiben durchsichtig). Damit bleibt der Bezug, den die Reihe zum ‚aller dings geladenen‘ Schiff hat, erhalten und das generative Verfahren lässt sich auf den Punkt bringen: *dings* in *aller dings geladen* wird durch alle möglichen Wörter konkretisiert, die sich im Wörterbuch unter den ‚Dingen des Schiffs‘ (*res navali*) finden lassen. Anders gewendet: Hier werden – man möchte sagen: wörtlich – *res* zu *verba*. Dieses generative Verfahren ließe sich nachgerade beliebig fortsetzen, indem man sich im polyglotten *Nomenclator* beispielsweise noch bei den Bezeichnungen anderer Sprachen bediente. Weil die Reihe entsprechend der Ordnung ihres Wortmaterials im *Nomenclator* von den grundlegenden Bestandteilen eines Schiffs zu den speziellen geht, lässt sich über die einzelnen Wörter hinweg zudem auch ein sprachlicher Schiffsbau nachzeichnen: Erst erhält das Schiff einen Boden (*gebodemet*), dann hölzerne Rippen (*vergurbet*, *begordet*), darauf wird das Bretterwerk des Decks (*verdennet*) gebaut, auf das wiederum das Hinterdeck (*beschnarret*) errichtet wird usw.

Mit der *Geschichtklitterung* wird, wie das Beispiel zeigt, Erasmus’ Proteus nicht nur auf einen deutschen Text angewendet, sondern dabei wird die lateinische *copia dicendi*, die Erasmus vorführt, übertrumpft: *proteo mutabilior*. Es entsteht ein Text, der sich wendiger als der lateinische Proteus zeigt, weil er seine Gestalten nicht auf das beschränken muss, was sich in der römisch-antiken Literatur und dem reglementierten Lexikon der goldenen Stufe einer Sprache finden lässt. Er kann auf einen ungleich tieferen Fundus an Wendungen und Wörtern zurückgreifen, weil ihm als Ausgangsmaterial prinzipiell die hohen und niederen Literaturen und Wörterbücher

³⁶⁶ Fortlaufend werden Wörter aus der Vorlage nicht übersetzt, sondern entlehnt (der deutschen Lautung angepasst), vgl. hierzu Trösch, Wildes Übersetzen, S. 258–259.

³⁶⁷ Zur sexuellen Konnotation der Stelle vgl. Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, S. 386–387.

aller Sprachen offenstehen. Auf diesen Zug macht der Text mit einem Bild vom symbolischen Fang wendiger Wassertiere an prominentester Stelle aufmerksam. Die *Geschichtsklitterung* setzt sich mit ihrem fingierten Signet folglich auch in ein übergeordnetes Programm, dem es darum geht, eine nachgerade omnipotente *copia dicendi* auszubilden. Dieses Programm lässt sich nur bedingt innerhalb des oberrheinischen Kulturpatriotismus des 16. Jahrhunderts verorten, weil diese *copia dicendi* nur zu den Bedingungen eines ‚barbarischen‘ *MutterLallens* zu haben ist (vgl. Kap. 3.3.) und nicht zu den Bedingungen einer reinen, von den Einflüssen anderer Sprachen unberührten deutschen Einzelsprache.

Dass dieser ‚barbarische‘ Proteus zu einem Prinzip tendiert, mit dem der Text zwischen verschiedenen Sprachen Zeichenmaterial in neue Formen wandelt, könnte ferner auf eine bemerkenswert gewagte Allegorese des Proteus-Mythos verweisen, die sich in den *Origines Antwerpianae* findet.³⁶⁸ Die *fabula* von Proteus erzählt nämlich laut Goropius Becanus von nichts Geringerem als dem Ursprung des Universums: Die Welt war einst formlos und schlammig, eine formlose *prima materia*, bevor ein formendes Prinzip eingegriffen habe. Diese *prima materia* werde in der Geschichte durch Proteus symbolisiert, während dessen Tochter Idotea, mit deren Hilfe Menelaos bei Homer den Meeresgott zu fassen bekommt, das formende Prinzip verkörpere.³⁶⁹ Dieser Form-Materie-Dualismus wird dann weiter ausdifferenziert, was nicht wenig dem Umstand geschuldet scheint, dass die Materie, wie an der Stelle immer wieder verhandelt wird, in der aristotelischen Tradition weiblich und die Form männlich gedacht wird – und eben nicht, wie in dieser eigenwilligen Mythendeutung, umgekehrt. Goropius Becanus löst das Problem des ‚Bildbruchs‘ in seiner Allegorie, indem er in Proteus nicht einfach die Materie festmacht, sondern den Geist Gottes, der die Materie so ordnet, dass sie bereit ist, jede beliebige Form anzunehmen.³⁷⁰ Proteus ist folglich die wirkende Macht, welche die Materie und ihre Formen trennt und verbindet (*numen illud, quod materiam formis dinstinguit, et iis alligat*).³⁷¹ Proteus steht ferner als *prima materia* und göttliches Prinzip auch für die Wahrheit selbst und das, was überhaupt erkannt werden kann. Das erlaubt es Goropius Becanus schließlich, einen Erkenntnisweg aus dem Mythos herzuleiten, der auch für jene Methode des Sprachvergleichens eine einschlägige Begründung leistet, die er in demselben Werk exzessiv

368 Vgl. Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae*, 1569, S. 252–260.

369 Vgl. ebd., S. 252: *nimvero haec fabula primogeniam universi originem constituit, qua omnes mundi partes confirmatae illam, quam nunc videmus, speciem effecerunt. Erat enim olim mundus informis et coenosus, nondum discretis rerum notis integritatem suae formae adeptus*. Sowie ebd., S. 253: *Proinde convenit informem materiam Proteum appellari, Idothean providentiam quae singulis formam effigiemque suam addidit, et universam molem, ab utrisque discretam, in continuas sibi et perficientes mundum partes divisam esse*.

370 Vgl. ebd., S. 254: *Spiritus igitur Dei materiam sic disponens, ut apta sit ad quasvis vicissim formas recipiendas, Proteus nominatur, qui se tot in species transformat, quot in omni generatorum varietate queunt inveniri*.

371 Ebd.

anwendet: Proteus, die *essentia sive natura rerum*, ist weder *materia* noch *forma*, sondern das Prinzip ihres fortwährenden Wandels. Dieses ursprüngliche Prinzip lässt sich daher nur über die Wandlungen der Formen hinweg erfassen und begreifen.³⁷²

Die Allegorese zeigt sich mit Blick auf die Karriere, die Proteus im naturkundlichen Diskurs des 17. Jahrhunderts etwa bei Francis Bacon als Reflexionsfigur der Natur beschieden sein wird,³⁷³ erstaunlicherweise weniger bizarr, als sie auf den ersten Blick wirkt. Da man der *Geschichtklitterung* gerade in ihren Verfahren des wilden Etymologisierens und durch zahlreiche Anspielungen auf Goropius Becanus durchaus eine Vollrezeption der *Origines Antwerpianae* unterstellen darf, scheint das Konzept der proteischen *prima materia*, das Goropius Becanus vorstellt, auch für das eigenwillige generative Prinzip bezeichnend, mit dem der Roman sich in seiner omnipotenten *copia dicendi* übt. Während bei Goropius Becanus Proteus das kosmologische Prinzip darstellt, das, wie oben bereits beschrieben, die Materie so ordnet, dass sie bereit ist, jede beliebige Form anzunehmen, zeigt sich in der *Geschichtklitterung* ein Prinzip, das Sprachmaterial so ordnet, dass es bereit ist, jede beliebige Form anzunehmen und die Sprache zu wechseln. Wie der Blick auf die *Origines Antwerpianae* nahelegt, schafft sich der Roman mit seinem Er-Finden von Wörtern und Wendungen vor diesem Hintergrund weniger eine *copia verborum germanorum*; es geht ihm vielmehr um eine sprachliche *prima materia*, die nicht als sprachliche Ursubstanz oder Ursprache zu haben ist, sondern – so Goropius Becanus – im Wandel der Sprachen erkannt und folglich – so die *Geschichtklitterung* – im Text durch forcierten Wandel der Sprachen auch generiert werden kann.

In den folgenden Unterkapiteln zeige ich, mit welchen Sprachübungen diese *prima materia* weitergeformt wird. Sie zeigen erstaunliche Parallelen zu den Unterrichtsmethoden und Übungsformen am Straßburger Gymnasium, was die Vermutung nahelegt, dass der Roman den auf die Formung des Lateinischen ausgelegten Übungsapparat auf eigensinnige Weise auf sich selbst anwendet. Deshalb wird im Folgenden erst einmal dieser Übungsapparat vorgestellt, bevor drei unterschiedliche ‚barbarische‘ Aneignungen desselbigen vorgestellt werden.

372 Vgl. ebd., S. 258: *Sed quae via est, aut quod medium ad cognoscendum? Quod aliud, quam si consideretur ex uno fieri aliud, et quod nunc est aqua, mox aerem fieri, atque inde ignem et aerem rursus in aquam transire, ac hanc quoque in terram, atque id non in simplicibus modo elementis, sed in compositis etiam corporibus evenire? Hic enim, cum nihil in nihilum corrumpatur, necesse est aliquid semper unum manere, quod omnem hanc formarum varietatem accipiat. Quod ubi quis intellexerit, et cogitatione omnes hanc diversitatem perviderit, tum apud Proteus sive materia prima eluctari non potest, quin comprehendatur, non corporeis quidem vinculis, sed iis, quibus mens nostra capit atque comprehendit rerum sive essentiam sive naturam. Proteus igitur in varias sese formas vertit, et tantisper id facit, dum tandem a constante mentis consideratione capiatur.*

373 Vgl. hierzu William E. Burns: „A Proverb of Versatile Mutability“. Proteus and Natural Knowledge in Early Modern Britain. In: *The Sixteenth Century Journal* 32,4 (2001), S. 969–980.

4.2 Sprachspektakel am Straßburger Gymnasium

Die Vorstellung einer kulturell breit verankerten lateinischen Mündlichkeit wurde wohl nirgends mit so viel Emphase und Aufwand in konkrete lebensweltliche Praxis übersetzt wie am Straßburger Gymnasium. Mit diesem Anliegen aufs engste verbunden ist eine der schillerndsten Figuren des deutschen Humanismus: Johannes Sturm (1507–1589). Er gilt mitunter als direkter Vorläufer des Ramismus³⁷⁴ und der Einfluss seines Netzwerks reichte bis an den französischen, englischen und dänischen Königshof.³⁷⁵ Sturms Hauptwerk ist allerdings weniger schriftlicher als institutioneller Natur, denn mit dem von ihm begründeten und jahrzehntelang geführten Straßburger Gymnasium hat der Humanismus in Deutschland Schule gemacht.³⁷⁶ Unter seiner Ägide wurde das *Gymnasium Argentoratis* zur Eliteschmiede und Modellschule einer humanistisch-protestantischen Pädagogik, die die Statuten und Programme zahlreicher anderer Schulen bis weit ins 17. Jahrhundert hinein prägte.³⁷⁷ Um 1546, also nicht einmal zehn Jahre nach seiner Gründung, besuchten rund 600 Schüler aus ganz Europa das Straßburger Gymnasium.³⁷⁸ Johann Fischart gehörte vermutlich ab 1553 zu den Schülern des Gymnasiums und hat folglich bis zu seinem Wechsel nach Worms 1563 nicht nur das komplette neunjährige Curriculum durchlaufen, sondern im Anschluss wohl auch für einige Zeit die propädeutischen öffentlichen Vorlesungen besucht.³⁷⁹ Auch außerhalb des Schulkontextes gibt es zwischen Fischart und Sturm

374 Vgl. Thomas Leinkauf: Grundriss. Philosophie des Humanismus und der Renaissance (1350–1600). Bd. 1 von 2. Hamburg 2017, S. 162.

375 Vgl. Eugenio Garin: Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik. Bd. 3: Von der Reformation bis John Locke. Reinbek bei Hamburg 1967 (rowohlts deutsche enzyklopädie. 252/253), S. 14–17; Bernd Schröder: Leben und Werk Johannes Sturms. In: Johannes Sturm (1507–1589). Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages. Hrsg. von dems. Jena 2009 (Arbeiten zur historischen Religionspädagogik. 7), S. 9–64, insb. S. 14–21.

376 Vgl. Matthieu Arnold (Hrsg.): Jean Sturm. Quand l'humanisme fait école. Catalogue. Straßburg 2007.

377 Vgl. die Beiträge in Ruxandra Irina Vulcan, Monique Vénuat (Hrsg.): La naissance des académies protestantes et la diffusion du modèle (Lausanne, 1537 – Strasbourg, 1538). Clermont-Ferrand 2017.

378 So liest man in den Akademiestatuten von 1568: *Und hat solliche von newem angerichte schul [...] biss hieher den glücklichen segen und fürgang gehapt, das man allenthalben aus Teutsch und Welsch Landen, als Franckreich, Denmarck, Polen, Engelland und andern nationen, viler ehrlicher leuth kinder, von hoher geburt, fürstlichen und gräflichen stands [...] inn stattlicher anzal hieher geschickt hatt* – abgedruckt bei Anton Schindling: Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Strassburg 1538–1621. Wiesbaden 1977 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz. 77), S. XV. Vgl. auch Louis Kückelhahn: Johannes Sturm. Strassburg's erster Schulrektor, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Paedagogik. Leipzig 1872, S. 33, Fn. 2.

379 Die Matrikel des Gymnasiums sind nicht erhalten. Fischart wurde 1546 oder 1547 geboren, das ideale Einschulungsalter war von Sturm auf sechs Jahre festgesetzt worden, was ein Eintritt Fischarts ins Gymnasium 1552/53 nahelegt, vgl. zu den Daten auch Seelbach, Johann Fischart, S. 358–383.

Berührungspunkte, denn in der Offizin von Bernhard Jobin, wo Fischart arbeitete, wurden zahlreiche Lehrwerke, Schulbücher und Schriften von Sturm gedruckt.³⁸⁰

Weniger über den tatsächlichen historischen Schulalltag als über die ideale Einrichtung einer humanistisch-protestantischen Schule informieren zahlreiche pädagogische Schriften aus Sturms Feder. Ein erster und für den Humanismus durchaus einschlägiger Zug von Sturms Pädagogik zeigt sich im Bestreben, mittels Bildung die gegenüber der Antike als defizitär empfundene kulturelle Leistung zu verbessern. In *De literarum ludis recte aperiendis* spitzt Sturm dieses Defizit zu, indem er seiner Zeit die kulturelle Größe Ciceros gegenüberstellt und fragt, wieso jene kein vergleichbares Talent hervorzubringen vermag. Seine einschlägige Antwort lautet:

At neque libri nobis desunt neque ingenio carent homines nostri, labore fortassis etiam non cedunt, duo tantum desunt, Romanus sermo et recta ratio vetusque disciplina, quorum utrunque comparandum est, antequam perfectum aliquid expectemus.³⁸¹

Es mangelt laut Sturm weder an Buchwissen noch an begabten und eifrigen Menschen, sondern an der Sprache der Römer und der richtigen Methode. Damit sind die beiden zentralen Ansatzpunkte der Sturm'schen Pädagogik benannt. Mit dem „sermo Romanus“ meint Sturm gerade keine ‚tote‘ lateinische *lingua*, sondern die lebendige, mündliche Umgangssprache der Römer.³⁸² Das Bestreben, diesen *sermo Romanus* wieder zum Leben zu erwecken, führte unter anderem dazu, dass der Schulalltag an Sturms Gymnasium durch ein radikales Lateingebot geprägt war. Nicht nur der Unterricht fand in lateinischer Sprache statt, sondern auch außerhalb des Unterrichts in kollegialen Gesprächen, Spielen oder auf dem Heimweg galt für die Schüler – unter Androhung von Strafe – das Grundgebot des *latine loqui*. Sturm, der auch den Beinamen *promotor eloquentiae* erhielt, sah das Ziel der Ausbildung ferner in einer ‚weisen und beredten Frömm-

³⁸⁰ Vgl. beispielsweise die Rhetoriklehrbücher: Johannes Sturm: Ioannis Sturmii De Imitatione Oratoria libri tres [...], Straßburg: B. Jobin, 1574 (zweite Auflage 1576) und ders.: Ioannis Sturmii De Universa Ratione Elocutionis Rhetoricae, libri IIII, [Straßburg]: B. Jobin, 1576.

³⁸¹ Johannes Sturm: *De literarum ludis recte aperiendis*. Übers. von Hans-Christoph Schröter. In: Johannes Sturm (1507–1589). Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages. Hrsg. von Bernd Schröder. Jena 2009 (Arbeiten zur historischen Religionspädagogik. 7), S. 75–230, hier: S. XIII, 1,2 (S. 129): „Es mangelt uns doch nicht an Büchern, und es haben unsere Leute auch Verstand und strengen sich vielleicht genauso an, doch es fehlen zwei Dinge: zum ersten die Sprache der Römer, zum zweiten das richtige System und die alte Lehre. Beides muss man sich aneignen bevor wir etwas Vollkommenes erwarten können“.

³⁸² Deutlich bringt Sturm das in seinen zwanzig Jahre später erscheinenden *Epistolae Classicae* auf den Punkt, vgl. Johannes Sturm: *Classical Letters*. In: Johannes Sturm on Education. The Reformation and Humanist Learning. Hrsg. und übers. von Lewis William Spitz, Barbara Sher Tinsley. Saint Louis 1995, S. 267 (Brief IV): „This method of learning no longer exists in our period and for your youth. There are no parents in our houses, no servants, friends, citizens, or magistrates speaking Latin. This public and widespread calamity must be corrected by the inventiveness of schoolteachers and by the method I have just been urging [...]“.

migkeit‘ (*sapiens atque eloquens pietas*).³⁸³ Er wertete, wie Anton Schindling nachgewiesen hat, die Rhetorik zu einem „universellen Erkenntnisinstrument“ auf, mit dem sich System und Didaktik der Wissenschaften erfassen lässt.³⁸⁴ Unter der *recta ratio vetusque disciplina*, der richtigen Methode und den alten Lehren, versteht Sturm also primär die antike Rhetorik. *Eloquentia* meint daher bei Sturm nicht nur schriftliche und mündliche Sprachkompetenzen auf muttersprachlichem Niveau, sondern – ganz nach humanistischem Ideal – eine oratorische Kunstfertigkeit nach dem Vorbild der antiken Rhetoren, insbesondere Ciceros. Der Schulalltag war durch das Bestreben nach einer umfassenden Erneuerung dieser verloren geglaubten rhetorischen Kunst des Unterrichtens, Redens, Diskutierens, Schreibens und Sprechens geprägt.³⁸⁵ Um sein Ziel zu erreichen, propagierte Sturm eine Unterrichtsmethode nach altrömischem Vorbild mit Schwerpunkt auf praktischen Gebrauch und Übung.³⁸⁶ Grundlage der Methode ist die Simulation einer lebendigen lateinischen Mündlichkeit mit allen nur denkbaren Mitteln. Das Ausmaß dieses Projektes zeigt sich etwa daran, dass das Gymnasium institutionell nach dem Vorbild einer römischen Republik strukturiert wurde: mit einem *dictator* (Sturm), Senat, Volkstribunen, Decurien und in Klassen aufgeteilten Bürgern.³⁸⁷ Um den *sermo romanus* wiederauferstehen zu lassen, wurde Latein nicht nur zur Amts- und Umgangssprache erhoben, sondern die ganze Institution und Administration nach römischem Vorbild umstrukturiert. Mit anderen Worten: im Gymnasium wurde Römische Republik gespielt.

Das Ausmaß dieser Simulation zeigt sich auch im Unterricht. Nebst täglichen Schreibübungen wurden im Schulalltag unterschiedliche Redegelegenheiten geschaffen, um Latein (und in den oberen Klassen auch Griechisch) zu sprechen. Sturm zählt eine ganze Palette an Exerzitien auf, bei denen die Schüler in Rollen zu schlüpfen hatten. An erster Stelle fallen hier die dramatischen Schulaufführungen ins Auge, die in ihrer hohen Frequenz – Sturm spricht gar von wöchentlichen Aufführungen – ein Unikum des Straßburger Gymnasiums darstellen.³⁸⁸ Außer lateinischen und griechischen Tragödien und Komödien wurden auch Reden von Cicero und Demosthenes

383 Sturm, *De literarum ludis recte aperiendis*, X,1, S. 120: *Propositum a nobis est, sapientem atque eloquentem pietatem finem esse studiorum*.

384 Schindling, *Humanistische Hochschule und Freie Reichsstadt*, S. 176.

385 Vgl. Sturm, *Classical Letters*, 1995, S. 268 (Brief V), wo Sturm angibt, das Ziel sei „to rediscover the art (lost by us) of ancient Greeks and Latins in teaching, oration, discussion, writing, and speaking“.

386 Vgl. Manfred Kraus: Art. *Exercitatio*. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 3. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1996, Sp. 71–123, hier: Sp. 95: „Sturm (‘De amissa dicendi ratione’ 1538) fordert unter Berufung auf die Crassusrede in Ciceros ‘De oratore’ die Rückkehr zu altrömischer Methode mit ihrem Schwergewicht auf *usus* und *E[xercitatio]*“.

387 Vgl. Sturm, *De literarum ludis recte aperiendis*, XIII (2–3), S. 128: *Delectatio vero in eo est, quod quasi imaginem exprimat civitatis et integrae rei publicae*. Vgl. dazu auch Garin, *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik*. Bd. 3, S. 16.

388 Die Forderung, das Theater solle keine Woche unbenutzt bleiben, dürfte allerdings praktisch nicht umzusetzen gewesen sein, was sich etwa daran zeigt, dass Sturm an anderer Stelle von monatlichen Aufführungen spricht, vgl. August Jundt: *Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu*

aufgeführt, wozu nebst Ankläger und Angeklagtem auch die Rollen von Richter, Konsuln und Volk verteilt und Gegenreden sowie Urteilssprüche verfasst und vorgetragen wurden. Ferner gehörten zum Straßburger Lateinspektakel regelmäßig abgehaltene Deklamationen und Disputationen sowie Tutoren, die die Schülergespräche außerhalb des Unterrichts begleiteten, um sie in strukturierte Lehrdialoge zu verwandeln. Und schließlich diente auch der Schulsport der Simulation einer lebendigen römischen Kultur, insofern Sturm als *ludi* die Nachahmung römischer Heeresmanöver und das Marschieren in Schlachtordnung empfiehlt.³⁸⁹ Wenn Sturm also in den *Classicarum Epistolarum Libri III* schreibt, dass er Plautus, Terenz und Cicero wiederauferstehen lassen habe, um den Schülern die mündlichen Fähigkeiten, das *latine loqui* zu vermitteln,³⁹⁰ hat die Behauptung mit Blick auf den extensiven Übungsapparat durchaus Substanz. Sturm behauptet gar, dass am Gymnasium dank seiner simulativen Unterrichtsmethode dasselbe Leistungsniveau zustande gebracht werde wie in den goldenen Tagen der römischen Latinität. Man solle daher nicht über ihn lachen, sondern ihn das „spectaculum et theatrum“ dieser ganzen Mühen und Übungen genießen lassen.³⁹¹

Wie ich im Folgenden zeige, übt die *Geschichtsklitterung* nicht nur mit Sturms Sammelmethode, sondern sie ahmt auch jene Praktiken aus dem Lateinunterricht nach, die mit dem emphatischen Anliegen verbunden sind, innerhalb der Schule eine lebendige lateinische Mündlichkeit zu reinstitutionalisieren. Das Mittel, zu dem Sturm hierfür greift, ist die umfassende Simulation. Wie wir gesehen haben, geht das so weit, dass die ganze Schule Römische Republik spielt. Auch in der *Geschichtsklitterung* geht es um die Simulation mündlicher Rede, allerdings um keinen *sermo romanus*, sondern um einen *sermo barbarus*. Ganz ähnlich wie Sturm mit seiner Schule die Amme simulieren will, die dem römischen Säugling mit der Milch die lateinische Sprache einflößte,³⁹² wird bei Fischart in der fiktiven Kommunikationssituation ein poetisches Lallen in durstige Ohren eingeträufelt. Mittel zur Simulation des *sermo barbarus* im Text ist nicht nur die Poetik des Weins. Daneben werden auch konkrete

Strassburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas im XVI. und XVII. Jahrhundert. In: Schulprogramm des Protestantischen Gymnasium zu Strassburg. Schuljahr 1881–1882. Strassburg 1881, S. 3–68, insb. S. 23–24.

389 Vgl. Johannes Sturm: *Scholae Lauinganae*. Übers. von Ernst Eckel. In: Johannes Sturm (1507–1589). Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages. Hrsg. von Bernd Schröder. Jena 2009 (Arbeiten zur historischen Religionspädagogik. 7), S. 235–370, hier: S. 353–354.

390 Vgl. Johannes Sturm: *Ioannis Sturmii Classicarum Epistolarum Libri III*. Straßburg: J. Rihel, 1565, [Brief 13 an Johann Marbach], fol. 30^r.

391 Ebd.: *Si rides, quaeso patiaris me sperare: quid dico sperare: frui me patiaris spectaculo et theatro magnae industriae atque exercitationis*.

392 Sturm führt die Ammen mehrfach an, wenn er seine Unterrichtsmethoden als Simulation des Spracherwerbs in der römischen Alltagskultur beschreibt, vgl. bspw. Sturm, *Classicarum Epistolarum Libri III*, 1565, fol. 5^r: *Domi prope in cunis ad matrum papillas lallare condocesiebant: balbutientes dum*

Unterrichtspraktiken im Text nachgebildet, wie sie Sturm in seinen Schriften für die Simulation lateinischer Mündlichkeit beschreibt.

4.3 Marktplatz für Wörter

Bachtin hat hervorgehoben, dass man bei Rabelais „von der ersten Zeile des Buches an“ in die „eigenartige sprachliche Atmosphäre des Marktplatzes“ eintritt:³⁹³ Rabelais' Erzählrede ist geprägt vom marktschreierischen Stil werbender Händler, folgt einem niederen Register und inszeniert eine zwanglose Mündlichkeit, die sich mit komischen Wetten und Schwüren, redensartlichen Formeln und derben Verwünschungen spickt. In Bachtins Theorie der karnevalesken Volkskultur kommt der Marktplatzrede eine zentrale Rolle zu, da sie deren ‚Sitz im Leben‘ verbürgt. Einerseits versteht Bachtin den Marktplatz als historischen Ort: der städtische Platz, wo in Mittelalter und Renaissance Markt gehalten wird. Andererseits spricht er metaphorisch vom Marktplatz als dem „Zentrum alles Nichtoffiziellen“, ein utopischer Ort, an dem eine „Atmosphäre von Freiheit, Offenheit, Familiarität“ herrscht und sich eine Volkskultur als karnevaleske Gegenkultur artikuliert.³⁹⁴ Die Brücke von historischem und idealem Ort bildet die Sprache des Marktplatzes – Bachtin nennt die Marktplatzrede auch einen „ideal-realen“ Kommunikationstyp.³⁹⁵ Die Annahme, dass es eine karnevaleske Volkskultur gab, die auf dem Marktplatz *tatsächlich* in einen „zwanglose[n] familiäre-[n] Kontakt“³⁹⁶ trat und sich „eine Welt für sich mit eigenen Gesetzen“³⁹⁷ schuf, stützt er mit Belegen, die, wie die im 16. Jahrhundert gesammelten *Crie de Paris*, teils einem historischen Marktplatz zugeschrieben werden können, größtenteils aber aus der komischen Literatur stammen. Es sind vor allem Rabelais' Prologe, an denen die zentralen Verfahren der Marktplatzrede entwickelt werden, die für Bachtin Ausdruck einer sich artikulierenden karnevalesken Lachkultur sind: eine Familiarität, die keine Distanz zwischen Sprechendem und Publikum kennt; eine ambivalente Hyperbolik, bei der Lob und Verwünschung zwei Seiten derselben Medaille darstellen; ein niederes Register, das sich insbesondere in der materiell-leiblichen Motivik zeigt. Weil es Bachtin um diese Synthese geht, zu deren „theoretische[m] Pathos“ er auch nachdrücklich steht,³⁹⁸ interessiert ihn die Frage kaum, inwiefern die Marktplatzrede auch mit den sozioökonomischen Zwecken und praktischen Bedingungen eines Marktplatz-

etas tulit ferebant nutrices: crescentibus viribus corrigebant: vocabula suggerebant domestici: iidem coludebant: non solum ut recrearent: sed etiam instruerent sermonis Latini facultate.

393 Bachtin, Rabelais und seine Welt, S. 199–200.

394 Ebd., S. 194.

395 Ebd., S. 65.

396 Ebd.

397 Ebd., S. 395.

398 Ebd., S. 105.

zes zusammenhängt, an dem nicht nur gelacht, sondern auch getauscht und gehandelt wird.

In diesem Kapitel soll die Marktplatzrede dagegen in einer prosaischen Funktion betrachtet werden: als Rede, der es vor allem darum geht, etwas an den Mann zu bringen. Nimmt man Bachtin beim Wort, ist dieser Blickwinkel für Fischart eigentlich nur konsequent. Fischart baut nämlich zum einen gerade die Marktplatzkomponente seiner Vorlage beträchtlich aus, wie Bachtin hervorhebt, wenn er Fischart attestiert, dass bei ihm „[i]m Vergleich mit dem Original [...] die Hyperbolik der materiell-leiblichen Motive, besonders der vom Essen und Trinken, eher noch krasser“ ausfalle.³⁹⁹ Damit wird gerade das „verbale Schlaraffenland“ und das „üppige akustische Bankett“ weiter ausgedehnt, das laut Bachtin zentral für die Marktplatzrede ist.⁴⁰⁰ Zum anderen sieht Bachtin die *Geschichtklitterung* aber auch als grobianische Einhegung der Vorlage, in der die bei Rabelais zentrale Teilhabe an der volkstümlichen Lachkultur nurmehr in den Dienst satirischer Moraldidaxe gestellt werde.⁴⁰¹ Die Marktplatzrede bei Fischart lässt sich durchaus einer bestimmten Absicht unterordnen, allerdings will sie keine Moral, sondern andere Ware an den Mann bringen. Um was es sich dabei handeln könnte, deuten bereits die ersten Worte des Romans an:

Großmächtige, Hoch vnd Wolgevexirte tieff vnd außgelärte, eitele, orenfeste, orenfeiste, allerbeifeiste, ährenhaffte vnd hafftären, orenhafen, vnnd hafenoren oder hasenasinorige insondere liebe Herrn, gönner vnd freund.⁴⁰²

Wie oben gezeigt (vgl. Kap. 3.2.), werden hier dicke, aber leere Ohren adressiert, wobei die Rede nicht nur marktschreierisch verfährt, sondern mit den leeren Ohren auch Bedürfnis und Nachfrage für ihr Angebot evoziert. Die Ware, die an leere Ohren vermarktet werden will, ist ein sprachliches Bankett, weshalb hier in einer hyperbolisch steigernden Reihe von Wortneuschöpfungen das Publikum mit Häppchen gelockt wird. Die Ware, die bei Fischart vermarktet wird, ist sprachlicher Natur: ein verbales Schlaraffenland. Die Erzählrede inszeniert einen Marktplatz der Wörter und Wendungen. Die Operationen (Ambivalenz, materiell-leibliche Motivik, Familiarität, Exzentrizität usw.), die Bachtin für die karnevaleske Marktplatzrede beschreibt, sind dabei recht exakt die sprach- und textgenerierenden Grundprinzipien. Dass ließe sich an der Publikumsapostrophe des Prologs (*Ein vnd Vor Ritt*) anschaulich zeigen,⁴⁰³ Beispiele für die Redegattungen des Marktplatzes findet man aber auf jeder Seite von Fischarts Buch: auf morphologischer Ebene etwa als Word-Crossing von Hohem mit

³⁹⁹ Ebd., S. 115.

⁴⁰⁰ Ebd., S. 224 u. S. 225.

⁴⁰¹ Vgl. ebd., S. 114–115.

⁴⁰² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3.

⁴⁰³ Dass die gut zwei Seiten lange Liste an unterschiedlichen Apostrophen in Fischarts *Ein vnd Vor Ritt* eine wilde Übersetzung von Rabelais' knapper Ansprache *Beuveurs tresillustres, et vous Verolez tresprecieux* darstellt, hat Jodok Trösch argumentiert, vgl. ders., *Wildes Übersetzen*, S. 233–241.

Niederem oder Abstrakt-Ideellem mit Materiell-Leiblichem, oder auf kompositioneller Ebene etwa durch das Inserieren eines skatologisch konnotierten Schwanks mitten in ein philosophisches Gleichnis.⁴⁰⁴

Im Folgenden zeige ich, dass es in der *Geschichtklitterung* nicht nur darum geht, mit den Operationen der Marktplatzrede Wörter und Wendungen zu generieren, sondern diese simultan auch gleich zu vermarkten. Diese These lässt sich mit einigen Praktiken aus dem Lateinunterricht der Zeit stützen. Johannes Sturm gab dem Lehrer Heinrich Schirner beispielsweise ganz präzise Anweisungen, wie er das Vokabellernen im Klassenzimmer zu gestalten hat: Die zu lernenden Vokabeln sollen so aufgeteilt werden, dass jeder Schüler nur einen Teil der Wörter erhält. Ein kollaborativ-kompetitives Setting, das denjenigen belohnt, der im Gespräch über das breiteste Vokabular verfügt, soll dann dazu führen, dass die Schüler untereinander mit ihren Wörtern handeln: *Ut enim mercium et pecuniam inter cives: ita verborum et nominum sit in scholis conmutatio* (Wie bei den Waren und dem Geld unter den Bürgern sollte auch in der Schule ein Tausch von Verben und Substantiven stattfinden.).⁴⁰⁵ Die merkantile Logik dieser Unterrichtsmethode wird im Schulprogramm der *Scholae Lauinganae* noch deutlicher akzentuiert, wenn das Lernen von Wörtern als Erwerb guter Waren (*merces bonas*) aus dem Kontor (*propolium*) beschrieben und dem Lehrer die Rolle eines Kaufmanns zugeordnet wird.⁴⁰⁶ Die Redemaske der *Geschichtklitterung* scheint diese Anleitung umzusetzen und Ware aus dem unerschöpflichen Kontor ihrer ‚barbarischen‘ Sprache zu verkaufen. Eine Stelle, wo dieser merkantile Zug thematisch wird, findet sich direkt im Anschluss an die oben zitierte Apostrophe. Erzählt wird von einem *offene[n] platz*, auf dem die Spartaner vor den Augen ihrer Kinder

404 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 32–33, wo im Prolog das philosophische, mit Plato begründete Hunde-Gleichnis von einer kleinen Schwankerzählung unterbrochen wird (*dem Vlmischen Schwaben*). Karnevaleske Exzentrizität findet sich beispielsweise, um ein willkürlich gewähltes Beispiel aus dem 40. Kapitel anzuführen, wenn die sprichwörtliche Weisheit, *daß man dem glück nachstell, allweil es getreulich mit vns hält*, nicht nur mit dem bereits in der Vorlage thematisierten nackten Hintern der *Occasio* (*Frau Gelegenheit*) ergänzt wird, sondern dem Ganzen auch noch die deutlich volkstümlichere Regel hinzugegestellt wird: *Wann kompt Hanß Fug, so sehe vnnd lug, vnnd thu jhm gnug, Kommet aber Fritz Regenspat, so dörrt rhat vnd that* (ebd., S. 462).

405 Sturm, *Classicarum Epistolarum Libri III*, 1565, fol. B vj^r. Die Stelle in der Übersetzung von Spitz und Tinsley, Sturm, *Classical Letters*, 1995, S. 266: „Every day you will give every pupil a set number of words, all different, all pertaining however to the same category of objects. It is not necessary that a student knows all the words on the same day; but that the whole class knows all the words, and every individual knows his own list. Just as with respect to commodities and money amongst citizens, there ought to be at school an exchange of verbs and nouns. We'll get to that point if you ask questions, as you've seen me do, if the pupils ask questions amongst themselves, if you proceed as I have done, if you review frequently with them what has been already learned, especially the difficult things [...]“.

406 Sturm, *Scholae Lauinganae*, übers. von Eckel, 2009, S. 287: „Wird dieses Vorgehen beibehalten und dauert der Eifer wenige Tage an, werden an einem einzigen Tag die zehn Klassen gute Waren aller Art liefern, die beim Kaufmann, dem Lehrer, gekauft wurden, dessen Kontor gesetzlich zugelassen ist“.

ihre Sklaven sich betrinken ließen, damit der Nachwuchs das betrunkene Gebaren der Sklaven sehe:

[...] auff daß so sie die also hirntobig vnd schellhörnig vnnd hirschöllig von Wein rasen, balgen, walgen, schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schrien, gölern, prellen, wüten, sincken, hincken, speien vnd vnflätig genug sein sehen [...].⁴⁰⁷

Das Exempel soll das Verfahren abschreckender Gegenbildlichkeit veranschaulichen.⁴⁰⁸ Blickt man aber auf das, was auf Ebene der Textperformanz geschieht, wird augenscheinlich, dass es mit dem Marktplatz auch mindestens ebenso sehr darum geht, die eben adressierten leeren Ohren des Publikums mit Wörtern zu füllen, gibt das Beispiel doch vor allem Anlass dazu, eine Vielzahl von Verben für betrunkenes Verhalten zu exponieren. Dass diese Wörter marktschreierisch dargeboten werden, zeigt sich etwa an der steigenden Rhythmisierung, den Binnenreimen oder den durchsichtig motivierten und dadurch besonders anschaulichen Ad-hoc-Schöpfungen (*hirntobig vnd schellhörnig vnnd hirschöllig*).

Fischarts Marktplatz der Wörter bietet besonders viele Wörter für Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs. Auch dieser Zug lässt sich auf die Sturm'sche Unterrichtspraxis zurückführen. Die Schüler des Straßburger Gymnasiums sollten, wie oben beschrieben, auch außerhalb des Unterrichts möglichst nur noch Latein sprechen. Dafür ist es notwendig, dass sie die Wörter für die Dinge des täglichen Bedarfs kennen. Sturm weist Heinrich Schirner deshalb an, besonderen Wert auf die Wörter alltäglicher Dinge zu legen. Alles, was den menschlichen Sinnen nur begegnen kann, muss lateinisch bezeichnet werden können:

[...] it is necessary to strive ceaselessly to get them to expand their vocabularies of everyday objects that impinge upon human awareness. Let nothing that can be seen in the human body, nothing of cattle, nothing that is in the kitchen, in the wine cellar, in the granary, or that can be brought to the daily meal, nothing that can be seen in the garden, no fruit or tree, nothing in school that is of any utility, nor in the library, or used in church, or having to do with the weather – nothing that does not affect the human senses in daily life be something your pupils cannot say in Latin, at least in so far as the Latin words exist.⁴⁰⁹

⁴⁰⁷ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3.

⁴⁰⁸ Das Exempel der Spartaner findet sich in dieser ‚satiretheoretischen‘ Funktion auch in Caspar Scheidts *Grobianus* (vgl. dazu auch Bachtin, Rabelais und seine Welt, S. 114) und in Leonhard Lycius' Ausgabe von Theophrasts Charakteren (Leipzig 1561), vgl. Katie Ebner-Landy: *Moral Instruction by Bad Example. The First Latin Translations of Theophrastus' 'Characters'*. In: *Renaissance Studies* 36,5 (2022), S. 668–685.

⁴⁰⁹ Sturm, *Classical Letters*, 1995, S. 266. Im lateinischen Wortlaut vgl. Johannes Sturm: Ioannis Sturmi Classicarum Epistolarum Libri III, 1565, fol. B vj^r: *Sed praeter hoc tuum inflectendi officium: illud alterum tibi etiam atque etiam diligenter faciendum est: ut copiam sibi atque facultatem vocabulorum comparent: rerum earum omnium: quae in quotidiano versantur usu: quae sensibus hominum sunt explicatae. Nihil videatur in corpore hominis: nihil in pecudibus: nihil sit in culina: in cella vinaria: in*

Die Kategorien, die Sturm hier auflistet – der menschliche Körper, Vieh, Küche, Weinkeller, Kornspeicher, tägliche Mahlzeiten – sind nicht von ungefähr genau die *loci*, an denen Fischarts Roman exzessiv Wörter lexikographiert und er-findet.⁴¹⁰ Kapitel drei und vier bieten hierfür reichlich Belege, bestehen sie doch zum Großteil aus Bezeichnungen für all die Dinge, die man in Küche, Kasten und Keller finden kann, und sind entweder aus unterschiedlichen Nachschlagewerken abgeschrieben oder ad hoc geschöpft.

Aber auch später im Text wird selten eine Gelegenheit ausgelassen, Vokabeln an die Leute zu bringen. Dieser formative Zug tritt besonders augenfällig im 26. Kapitel hervor. Weil darin von Gargantuas nach humanistischen Ansätzen strukturiertem Tagesprogramm erzählt wird, könnte man versucht sein, in diesem Kapitel ein Kippmoment in der Tendenz des Textes festzumachen, und vermuten, dass sich mit dem Protagonisten auch die Erzählrede zu disziplinieren beginnt. Allerdings findet sich mitten im Kapitel ein fünfzehnseitiges onomastisches Wörterbuch zum Thema Sport, das nur schon im Umfang die Schilderungen von Gargantuas neuen Studien völlig überlagert (vgl. hierzu auch Kap. 1.1.). Auch wenn das Karnevalsfest in diesem Kapitel für Gargantua endet, läuft der Marktplatz der Wörter mit seinen Exzessen munter weiter. Dieser Marktplatz prägt das ganze Kapitel, benennt die Erzählrede doch fortlaufend in copióser Fülle die Dinge in Gargantuas effizient durchstrukturiertem und diszipliniertem Studienalltag. Beispielsweise werden die Bezeichnungen für 16 Musikinstrumente geboten, darunter *Teutsche[] Zwerckpfeiff, Polnische[] Sackpfeifflein vnd Braunschweiger Hermele*.⁴¹¹ Die letzten beiden Bezeichnungen wurden in der Ausgabe von 1582 hinzugefügt, wie auch das Vokabular für Schreibutensilien und Schriftformen, das sich auf derselben Seite findet, was das Ausmaß solcher lexikographischen Übungen nochmals hervorhebt, da sie sich gleich in mehreren Durchläufen vollziehen. Im 26. Kapitel verselbstständigt sich diese Funktion ‚Wörterbuch‘ bei der Schilderung von Gargantuas körperlicher Ertüchtigung und der Text gleicht sich auch strukturell einem Onomastikon an. Die Stelle beginnt damit, dass erzählt wird, wie die Schüler nach dem Mittagessen von Gymnastes in ritterlichen Fertigkeiten unterwiesen werden:

Auff diß alles giengen sie auß, vnnd mit jnen der offtedachte Kammerjung Kampkeib, sonst genant Gymnastes, ein guter Federfechter, der vnderwiß jhne in allen Ritterlichen vbungen sehr kunstfertig. Da schickten sie sich inn ein andern bossen, verwechselten die Kleider, hingen den

cella frumentaria: ad coenam quotidianam nihil adferatur: nihil in hortis conspiciatur herbarum, fruticum, arborum: nihil in scholis sit usurpatum: nihil in bibliotheca: nihil in frequentatum: nihil in coelo sensus quotidie hominum moveat: quod pueri tui, quo ad eius fieri poterit, non queant latino nominare nomine.

⁴¹⁰ Auch für diverse andere Wortfelder finden sich in der *Geschichtklitterung* reichlich Belege, vgl. Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, insb. S. 433–448 sowie ders., Epistemische Kontingenz und ihre literarische Aktivierung, S. 364–389.

⁴¹¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 340.

Schulsack an ein nagel, da schwang er sich zu Pferd, da saß er auff ein vngesattelts, ein gesattelts, mit sporen, ohnsporen, auff ein licht Roß, ein küriß Pferd, ein Hartraber, ein Hochheber, ein Hochstampffer, ein Sanfftzeltner: ein Jungfraudiener: ein Rennroß: da stach ers an: da muß es traben: treischlagen: Rennen, gengen: anhalten: Passen: Schreiten: heben: Hässiren: Zabelen: Galopen: Lufftspringen: Außspringen, auflänen: Schweiffen: hacken, vber den graben vnnd wider herüber, durchs Wasser vnd wider dadurch setzen: Schwimmen: Klimmen: vber den Pfal: vber die Schrancken: vber Eppelins Häuwagen: Albrecht von Rosenberg hat ein Rösslein, das kann wol reuten vnnd traben etc. Eng in eim ring lincks vnd rechts vmbkehren: sich Zäumen: Sperren: Prangen: feldschreyen: Feldmütig: Forstrutig: Vnd was dergleichen geradigkeit mit Pferden zu treiben ist.⁴¹²

Die onomastische Struktur tritt in dem Moment deutlich hervor, in dem nicht mehr erzählt wird, dass Gargantua sich auf *ein* Pferd schwang, sondern dieses Pferd einmal durch alle Pferdearten substituiert wird, für die sich deutsche Bezeichnungen finden oder erfinden lassen (*Hartraber*, *Hochheber* usw. sind Ad-hoc-Schöpfungen des Textes). Dann wird erzählt, dass *ers* in Bewegung versetzte, um aus der syntagmatischen Struktur gleich wieder ins Onomastikon zu wechseln und die Bezeichnungen für alle möglichen Gangarten und Reitmanöver anzuführen. Die Bewegungsverbren werden zudem auch noch in Relation zur Umgebung gesetzt, was weitere Gelegenheit gibt, Vokabeln anzubieten für alle möglichen Hindernisse, über die ein Pferd springen könnte. Dass sich hier ein regelrechtes Feilbieten inszeniert, zeigt sich spätestens, wenn mit *Eppelins Häuwagen* und dem Reiterlied *Albrecht von Rosenberg hat ein Rösslein, das kann wol reuten vnnd traben etc.* Gassenhauer angestimmt werden, um die Vokabelliste aufzulockern und an einen eingängigen Rhythmus zu knüpfen.⁴¹³ Dass es diesem Feilbieten um eine attraktive Präsentation geht, zeigt sich auch darin, wie die onomastische Struktur sich mit der narrativen verbindet. Gargantua reitet alle Pferdearten in allen Manövern und vollführt auf ihnen alle Waffenübungen, für die sich Wörter finden oder erfinden lassen. Das impliziert eine Kombinatorik, die Gargantuas Turnübungen potenziert, da sie mit jeder hinzugefügten Bezeichnung exponentiell anwachsen (ungesattelt alle acht Pferdearten reiten, gesattelt alle acht Pferde reiten, ungesattelt mit Sporen alle acht Pferde reiten, gesattelt mit Sporen alle Pferde reiten usw.). Nimmt man ernst, was hier erzählt wird, dann evoziert das Kapitel eine unglaubliche Zeitspanne, in der Gargantua sich in einer Art Dauerschleife von sich vervielfachenden Tätigkeiten aufhält, mit der die Zeit zwischen Mittagessen und Nachmittagsstudien *ad infinitum* gedehnt wird.⁴¹⁴

⁴¹² Ebd., S. 341.

⁴¹³ Das ist der Anfang der 6. Strophe des Lieds *Was wollen wir aber heben an*, vgl. Anonym: Ein schön Neu Liedt/ von einem frenckischen Edelman/ Albrecht von Rosenberg genandt. [s. l. s. n.] 1560, n. pag. – (Digitalisat: <http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB0000E0E200010000> [Zugriff: 01.09.24]).

⁴¹⁴ Die eigenartige Zeitlichkeit der Dauerschleife und kombinatorischen Raffung wird am Ende der Turnübungen bei Fischart, Geschichtklitterung, S. 356 wie folgt kommentiert: *Mit dieser weiß gewöhnet er sich, daß er nicht alleine stárcker ward, sondern mit der stárcke auch jünger.*

Die Funktion Onomastikon, die das Wortfeld ‚Sport‘ durchschreitet und fortlaufend weitere Ober- und Unterbegriffe generiert, minimiert die narrative Struktur zwar zu ‚Gargantua tut irgendetwas‘, erlaubt es aber auch, die dargebotenen Vokabeln mit der lebhaften Bildlichkeit eines reitenden, turnenden und allerlei Kunststücke aufführenden Riesenkörpers zu verknüpfen. Auch für diesen mnemotechnischen Aspekt lässt sich ein praktischer Bezugspunkt im Unterricht am Straßburger Gymnasium finden. Sturm schlägt nämlich für ein besonders gedächtnisfreundliches Vokabellernen vor, das Klassenzimmer zur Bühne eines unterhaltsamen Schauspiels werden zu lassen und mithilfe von auftretenden Handwerkern ganze Wortfelder zur Anschauung zu bringen:

Vt si in ludum egrediatur e culina coquus cum suis administris: et sua adferat instrumenta: suosque victus atque cibos venum exponat: et nominatim quanti singula aestimet promulget. Architectus si prodeat cum sua copia instrumentorum, lapidum, lignorum, rudrum, calcis, arenae, formis aedificiorum: an non ludus literarum quasi proscenium erit iucundi spectaculi?⁴¹⁵

Ein seine Ware anpreisender Koch und ein Baumeister, der eine Fülle seiner Werkzeuge vorführt – das sind die theatralischen Mittel, mit denen Sturm den Wortschatz der lateinischen Sprache vermitteln möchte. Augenfällig ist, wie zur Vokabelvermittlung einerseits die Marktrede instrumentalisiert wird, wie andererseits aber auch die *copia verborum* mittels einer korrespondierenden greifbaren Fülle an anschaulichen Dingen (*copia instrumentorum*) vermittelt werden soll. Mit dieser Methode können, so die Verheißung, alle zum jeweiligen Feld passenden Wörter miteinander verknüpft und an unterhaltsame Vorstellungsbilder gehaftet werden. Fischarts Erzählrede scheint ganz ähnliche *iucundi spectaculi* zu bieten, wenn sie entlang der Vorstellung eines turnenden Riesen das ganze Wortfeld Sport marktschreierisch anpreist: mit Binnenreimen, Gassenhauern und Kommentaren, die unterhaltsamen Spott einflechten.⁴¹⁶ Auf diese *spectaculi* reflektiert auch der Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*), wenn der Gang auf den Marktplatz mit der philosophischen Haltung der Erzählinstanz verknüpft wird: *Ich thu wie die Griechischen Philosophi, die zogen auff alle Kirchweihen, Mess vnd Märckte, nicht daß sie kaufften, sondern alles, wie es zugienß, begafften, waren Gaffleut für Kaufleut.*⁴¹⁷ Die vielen auf dem Marktplatz angehäuften Dinge sollen gemäß dieser Haltung nicht gekauft, sondern *begafft* werden. Gaffen meint im

⁴¹⁵ Sturm, Scholae Lavinganae, 1565, Fij^r (‚Wenn zum Beispiel ein Koch mit seinen Gehilfen aus der Küche käme und seine Werkzeuge mitbrächte, und die von ihm zubereiteten Gerichte und Lebensmittel zum Verkauf anböte, wobei er ausdrücklich verkündete, welchen Preis er für jedes einzelne Stück veranschlagen würde; oder wenn ein Baumeister mit einer Fülle seiner Ausrüstung erschiene; mit Steinen, Holz, Bruchsteinen, Kalk, Sand und Bauplänen – wäre dann nicht die Schule gleichsam die Bühne eines unterhaltsamen Schauspiels?‘, Übers. K. K.).

⁴¹⁶ Im Anschluss an die oben zitierte Stelle wird beispielsweise das Tjostieren verspottet, vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 342: *Es ist die größte Narrheit die man erdencken mag, wan ainer kompt vnd sagt: Ich hab im Thurnier: oder Scharmützel zehen Rennsper erprohen: ein Schreiner kónds auch thun.*

⁴¹⁷ Ebd., S. 5.

Frühneuhochdeutschen so viel wie: etwas mit vor Erstaunen oder Begierde offenem Mund anzusehen. Das entspricht doch recht genau der Haltung, auf die Sturm mit seinen *iucundi spectaculi* und Fischarts Erzählrede mit ihren am turnenden Riesenkörper veranschaulichten Vokabeln zielen. Man könnte den Vergleich zwischen *Kaufleut* und *Gaffleut* hier daher auch so verstehen, dass es der Marktplatzrede um die in der anpreisenden Rede dargebotenen *verba* geht und weniger um die damit verbundenen und erzählten Waren (*res*).

Eine mit Blick auf Sturms Handwerker-Spektakel besonders einschlägige Stelle findet sich im 27. Kapitel. Dort wird erzählt, auf was für eine humanistisch-sinnvolle Weise sich Gargantua während seiner Ausbildung in Paris bei Regenwetter die Zeit vertreibt: Die Schüler fahren *herumb etliche künstliche Werck vnd fünd zu beschawen*, gehen also auf Handwerksschau. Das bietet der Erzählrede in diesem Kapitel ausgiebig Anlass, das ganze Vokabular feilzubieten, das sich mit den unterschiedlichen Handwerkskünsten verknüpfen lässt, beispielsweise die Alchemie, die Metallurgie oder das Bergwerk mit seinen zig Instrumenten, Vorrichtungen und Pumpen (wie *Schelmanpompn*, *Jochergebaw*, *Vnetilpompn*, *Scherpompn*, *Hundzeug*, *Kimpompn*, *Schauffelpompn*, *vnderlegt Pompn*, *Troghespel*, *viel gerinnpompn*, *Klammerpompn*, *Taschenpompn*).⁴¹⁸ Ferner besuchen die Schüler an Regentagen, wie erzählt wird, auch Pflanzenkundler und Pharmakologen – Gargantua besucht also die Marktplätze! An dieser Stelle werden die feilgebotenen Waren mit der zunehmenden Länge ihrer korrespondierenden onomastischen Vokabel-Inventur immer dubioser, bis nur noch Betrügereien von *wortbeutelige[n]* *Landfarer[n]* aneinandergereiht werden. Das Ganze endet mit einer Sammlung von Marktschreien:

Hola herbey, zu vnserem Prey: Kaufft in der noht: so habt jhrs im tod, ein wurtzel inn dem mund: so ist er gesund: hie rauch Bibergeil vnnd Frauwenkut für den Krampff gut: diß Kirsenuß mit Tericas vermengt ist gut mithridat: stileoswurtz fürs Podagram: ein pfund Victrill für würm, gepraten Speck für Ratten, hie disen Zucker von Himmel gebracht: O gut Cristier mit Birkengerten für Weiber: Für den Sot Johans Prot: Für den Schweiß, Harn von einer Geiß: den Glockenklang, vnd was heur der Guckgauch sang, das Plo vom Himmel, vnnd deß bösen gelts schimmel, von der Prucken das getümmel, das gelb von einer besengten Mor, der Affenschwanz vnnd Sneckenor, vnnd das Hirn von der Mucken, gut zum Schlaff, die Schläff damit gerucknet.⁴¹⁹

Damit wird, wie ich abschließend argumentieren möchte, das Vokabularspektakel des 27. Kapitels, die Marktplatzrede der Erzählung, reflektiert. Bei Rabelais werden die Werbetricks der Schwindler und Wundermittelverkäufer in einem kurzen Absatz lediglich kategorisch benannt (*leurs gestes*, *leurs ruses*, *leurs sobressaulx*, *et beau parler*).⁴²⁰ Fischart konkretisiert, indem er die zu den Kategorien gehörigen werbenden

⁴¹⁸ Ebd., S. 363.

⁴¹⁹ Ebd., S. 373.

⁴²⁰ Vgl. Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 72: *Alloit veoir les basteleur, trejectaires et theriacleurs, et consideroit leurs gestes, leurs ruses, leurs sobressaulx, et beau parler: singulierement de ceux de Chauny en*

Gesten und Sprüche der Quacksalber (frz. *theriacleurs* – Theriakverkäufer) versammelt. Dabei bildet der Text die Klanglandschaft eines Marktplatzes nach, auf dem sich die Schüler medizinische Betrugereien *für die langweil* anhören. Das erinnert auffällig an das kurzweilige Programm des Romans. Bereits in der Zueignung (dem Widmungsgedicht) wird *kurtzweyl vnd freud* als *Gemüts artzney vor leid* vorgestellt.⁴²¹ In der Widmungsvorrede wird der Topos von der komischen Literatur als Mittel gegen Melancholie ebenfalls aufgegriffen, indem Medizin und Komik poetisch eng miteinander verschränkt werden: Rabelais, der dort primär als *Doctor der Artzeney* vorgestellt wird, habe mit dem *Gargantua* das Ziel verfolgt, die Leute von ihrer Melancholie zu heilen. Zu diesem Zweck darf der Arzt zu eben den Gaukeleien und Überredungskünsten greifen, von denen auch die oben zitierte Quacksalber-Klanglandschaft geprägt ist:

Derwegen wil er [Rabelais, Anm. K.K.], dz ein Artzt nit allein mit kreutern, salben, trāncken, vnd confecten gerüst sein sol, [...] sonder auch wolgeberdig, holdselig, freindlich gesprächig, kurtzweilig, bossenreissig, der eim schwachen etwan, wans not thut, ein Mut einschwetzen, vnd eingaukeln kann, jn lachen machen, wenn er schon gern weint, jn vberreden er seye gesund, dieweil man doch einen vberredt er sey kranck, er sey rotprecht, wann er todt färbig sicht: Oder vber zwerch felds mit eim schalen Bossen daher kommen, der, wie man sagt, einen todten möchte lachend machen [...].⁴²²

Die Überredungskünste der Marktschreier, wie sie sich in der Klanglandschaft im 27. Kapitel finden, werden bei Fischart nicht nur zur unterhaltsamen Kurzweil verwendet, sondern auch, um die darin enthaltenen deutschen Vokabeln mit möglichst viel Anschaulichkeit und Merkwert an die Leute zu bringen. Die Lizenzen, die sich die Rede dafür löst, sind dieselben, wie sie in der Widmungsvorrede dem Arzt zugeschrieben werden, der *einschwetzen vnd eingaukeln* darf. Die Vokabeln werden zu diesem Zweck durch Assonanzen, Alliterationen und Reime in den kleinen ‚unterhaltsamen Schaubildern‘, die sich entlang der Geschichte ergeben, zu anschaulichen Wortfeldern verbunden und mit möglichst vielen (derben) Konkreta präsentiert.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Fischarts *Geschichtklitterung* die karnevaleske Marktplatzrede, die Bachtin bei Rabelais beschrieben hat, nicht nur als literarische Technik, sondern in einer instrumentellen Funktion nutzt, nämlich als Mittel, um Wörter und Wendungen zu vermarkten. Anders als bei Bachtin, der den Marktplatz als utopischen Ort einer freien Lachkultur sieht, lassen sich hinter Fischarts Marktplatzrede Sprachübungen ausmachen, die auf konkrete Praktiken des Lateinunterrichts zurückgreifen, insbesondere auf Sturms pädagogische Methode, Sprache als Ware auf einem metaphorischen Marktplatz zu vermitteln. Sturm verlangte von

Picardie, car ilz sont de nature grands jaseurs et beaulx bailleurs de baillivernes en matiere de cinges verds.

⁴²¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 2.

⁴²² Ebd., S. 12f.

den Schülern, dass sie Wörter wie Handelsgüter tauschen und in spielerisch-theatralischen Darbietungen erlernen sollten. Genau diese didaktisch-merkantile Strategie prägt auch die inszenierte Mündlichkeit von Fischarts Roman, dessen Erzählrede Vokabeln als begehrte Waren präsentiert und dabei ein ganzes Onomastikon entlang der unterhaltsamen Schauplätze von Gargantuas Geschichte vermarktet.

4.4 Dehnkunst

Das Habitualisieren einer sammelnden Lektüre war zentraler Bestandteil der humanistischen Ausbildung. Die Methode, die dafür vermittelt wurde, ist topisch und fußt auf einem System von Gemeinplätzen. Melanchthon setzt beispielsweise für das systematische Abernten bei einem dialektischen Verständnis von Topik an: Mithilfe der Dialektik lassen sich alle *materiae* auf *causae* oder *loci communes* zurückführen. Er empfiehlt in seinen *De rhetorica libri tres* (1519) beispielsweise, dass die Studierenden bei der Lektüre ihre sorgfältig aufgezeichneten Listen der *loci communes* in den Händen halten sollen, damit sie das, was auch immer sie exzerpieren möchten, mithilfe dieser Listen an seinen spezifischen *locus* einordnen können.⁴²³ Sturms Pädagogik zeichnet sich durch eine selbst angesichts der Verbreitung und zentralen Stellung des ‚Common-Placings‘ außergewöhnliche Emphase auf die richtige Methode und das richtige System aus. Am Straßburger Gymnasium wurde man bereits mit dem Eintritt in die erste Klasse im systematischen Sammeln gedrillt. Gesammelt wurde alles, was für eigene Texte genutzt werden konnte. Jeder Text sollte von den Schülern bei der Lektüre verwertet werden, indem sie ihn als Materialspeicher für Ausdrücke, Dinge oder rhetorische Figuren betrachten und die Materialien auf ihren jeweiligen *locus* zurückführen, um sie dann in ihren Sammelheften entsprechend zu verbuchen.⁴²⁴ Das Gewicht, das dem Anlegen solcher Sammelhefte beigemessen wurde, bezeugen die unterschiedlichen Schriften Sturms. Ausführlich behandelt hat Sturm die dahinterstehende Methode in seiner Vorlesung *Linguae latinae resolvendae ratio* (gehalten 1573, gedruckt 1581).⁴²⁵ Die Methode beschreibt er dort anschaulich: *Resolutio est veluti collectio frugum, vini, siliginis, tritici, avenae, hordei: est collectio frugum et fructuum*.⁴²⁶ Ökonomisch ist allerdings nicht nur die Metaphorik, in der Sturm die Me-

⁴²³ Philipp Melanchthon: *De rhetorica libri tres*. Basel: J. Froben, 1519, hier: CR 1, Sp. 65: *Ad hoc plurimum conducet, formas locorum communium diligenter notatas in minibus habere, ut si quam sententiam, si quod adagium [...] quod in tabulas referatur, excerpere, suo recondas loco*. Vgl. hierzu auch Barbara Mahlmann-Bauer: *Jesuitische ‚ars rhetorica‘ im Zeitalter der Glaubenskämpfe*. Frankfurt a. M. 1986 (Mikrokosmos. 18), S. 125–126.

⁴²⁴ Vgl. Sturm, *De literarum ludis recte aperiendis*, insb. S. 160–161.

⁴²⁵ Vgl. Johannes Sturm: *Johannis Sturmii linguae latinae resolvendae ratio tradita in celebri reipublicae Argentorensis Academia anno septuagesimo tertio et nunc primum in lucem edita, studio Johannis Lobarti Borussi iuris utriusque icentati*. Straßburg: N. Wyriot, 1581.

⁴²⁶ Ebd., S. 7 (fol. A 4^r).

thode beschreibt, nach der man sich zu richten hat, sondern diese folgt auch dem Prinzip der mehrfachen Buchführung.⁴²⁷ Zum einen waren die Materialien in einem Heft in der diffusen Ordnung ihres Eingangs zu verzeichnen und zum anderen parallel dazu in einem anderen Heft in eine dauerhafte Ordnung zu überführen. Durch die Verbindung von topisch-analytischer Methode mit extensiver Lektüre und einem kontinuierlich wachsenden Materialspeicher übte der Unterricht die Schüler einerseits in die praktischen Grundlagen frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit ein.⁴²⁸ Andererseits wurden die Schüler mit einer regelrechten *accumulatio*-Maschine ausgerüstet, mit der das gesammelte Material in Fülle über jeden beliebigen Text ausgegossen werden konnte. Vor allem die extensive Art und Weise, mit der Fischarts Roman den *litterarischen* Hausrat der Zeit verwertet, lässt vermuten, dass hier eine solche *accumulatio*-Maschine auf die vernakuläre Literatur losgelassen wurde.⁴²⁹ Damit zieht der Roman sozusagen die Konsequenzen aus Sturms Bewerbung der Methode, denn der preist seine *ratio resolvendae linguae* als Universalinstrument für die Arbeit an jeder Sprache an (und nennt das Deutsche an erster Stelle).⁴³⁰

Eine drastische Kritik aus den eigenen Reihen gibt einen Einblick, zu was die Sturm'sche Habitualisierung im Sammeln von Wörtern und Sentenzen im Unterricht tatsächlich geführt haben mag. Der Dialektlehrer Leonhard Hertel hat sich 1565 in einem Brief darüber beschwert, dass die Schüler bei den Stilübungen trotz sorgfältigs-

427 Ebd., S. 47 (fol. C 8^r): *Alterum volumen, quod dixi esse bibliotheca et custodiae, est perfectius. habet enim accepta et expensa distincta locis, temporibus, personis, generibus rerum. Vectigalia, quae accipiuntur ex portu, seorsim ponit: quae ex decimis seorsim: quae ex scriptura seorsim: omnia denique quae de nostro expendimus, aut aliunde accipimus, seorsim.*

428 Zu Sturms Unterweisung im Verwalten von *loci*-Sammlungen vgl. Ann Moss: *Printed Common-place-Books and the Structuring of Renaissance Thought*. Oxford 1996, S. 147–155.

429 Darauf hat die Forschung am Rande auch schon hingewiesen, so schreibt etwa Florence Weinberg: *Fischart's Geschichtklitterung: A Questionable Reception of Gargantua*. In: *The Sixteenth Century Journal* 13,3 (1982), S. 23–35, hier: S. 29: „Fischart exemplifies in the extreme the effect of Johann Sturm's humanist education: pupils at the Strassburg gymnasium were expected to embroider set themes with as many exempla as they could find in the available collections of commonplaces. Fischart clearly learned his lessons well“. Vgl. auch die Anmerkung bei Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 270: „Auch die *copia verborum*, aus der sich der eigentliche Stil der Geschichtklitterung ergibt, wäre dann schon Resultat der humanistischen Erziehung und ihre parodistische Übersteigerung in einem, war doch das Lernen am Gymnasium des Johannes Sturm vor allem ein Versuch, 'ciceronianische Eloquentia' durch extensives Wortsammeln zu erreichen“.

430 Vgl. Sturm, *Linguae latinae resolvendae ratio*, 1581, S. 1 (fol. A 1^r): *Constitui per dies aliquot vobis tradere rationem [...] resolvendi linguam quamcunque cuius quispiam cupidus sit et studiosus: et cuius sibi velit comparare copiam, varietatem, proprietatem, societatem etiam et communionem inter se verborum et formularum. Et quoniam hae linguae, ut pote Germanica, gallica, Italica, Hispanica, et caeterae, nativae sunt: ideoque simul cum aetate comparantur, usuque confirmantur: Graecae vero cel etiam Hebraicae, ad imitatione resolutionis linguae latinae facillime institui poterit: nos omnibus aliis praetermissis, de latina tantum agemus*. Vgl. auch dieselbe Emphase in der Widmungsvorrede von Johannes Lobartus Borussus, ebd., fol. * iij^r.

ter Anleitung *monstra orationes* produzieren würden.⁴³¹ Diese unförmigen Gebilde würden, so Hertel, in ihrer Schwerfälligkeit, ihren grimmigen Gesichtern und verstümmelten Gliedern dem Körper von monströsen Riesen ähneln, womit Hertel den Vergleich pointiert auf den berühmten Anfang von Horaz' *Ars Poetica* bezieht, was die Schülerreden zum Inbegriff der Kunstlosigkeit macht. Schuld an diesen wunderlichen Geistesgeburten (*foetus prodigiosi*) sei, dass die Schüler falsch trainiert werden, nämlich darin, Masse zu liefern anstatt Qualität: *Ita enim accedimus ad fabricandam orationem: quasi sola magnitudine ponderanda sit, non aestimatione virtutis*. Obwohl kein Goldschmied das Gold nach bloßem Gewicht messe, sondern die Qualität prüfe, brächten sie, die Lehrer, den Schülern bei, ihre Reden nach bloßem Umfang zu messen, anstatt mit *iudicium*. Gebe man den Schülern ein Thema zum Ausführen, würden sie einfach anhäufen, was sie alles dazu an Wörtern und Sätzen aus dem tradierten Kanon der *scriptores* aufbieten können. Das führe dazu, dass die Schüler *compilationes* anhäufen und sich mit diesen gestohlenen Federn schmücken.

Anhand von Hertels Kritik scheint der Zusammenhang zwischen Sturms Übungsapparat und Fischarts Roman offen zutage zu treten: Auch die *Geschichtklitterung* zeichnet sich über weite Teile hinweg als Kompilation aus, bezeichnet sich im Titel ausdrücklich als schlechtes Flickwerk, und zerstört rhetorische Stringenz durch das fortlaufende Anhäufen all der Dinge, Wörter, Exempel und Sentenzen, die sich zu einem bestimmten Thema erfinden lassen.⁴³² Auch die von Hertel den Schülerreden attestierte ‚Gigantographie‘ erhält in Fischarts Roman ihre Zuspitzung, weil hier die von Hertel kritisierte copiöse Unmenge sich ja tatsächlich gerade in den ersten Kapiteln entlang des Erzählens von den Körpern und den körperlichen Bedürfnissen der Riesen im Text kristallisiert. Seine maximale Aufblähung erfährt der Text mit dem achten Kapitel. Weil dort die Klanglandschaft eines Geschehens nachgebildet wird, das sich parallel zur Wundergeburt von Gargantua ereignet, gebiert der Roman mit

431 Vgl. den mitabgedruckten Brief von Leonhard Hertel in: Johannes Sturm: *De exercitationibus rhetoricis liber academicus*. Straßburg: N. Wyriot, 1575, fol. A iij^r–A iij^r: *Iam tamet si in spatio constituto permanemus: et ad acuendum stylum tantum temporis sumimus, quantum requiri videtur ad ingenium expoliendum, et ad elaborandum id, quod proposuimus: tamen nescio, quid tandem currente rota (ut ait Horatius) monstri orationis prodeat. Certe non dissimile illud esse, fatendum est corpori alicui vasto: quod propter molem incessu tardum est, et motu ridiculum: quod facie tetra formidabile est: quod membris aliis mutilatum est, aliis redundat. cui nihil denique inest aspectu dignum, nihil elegans, nihil laudabile. Ego quo rem mecum perpendo diligentius: eo magis mirari desino hos quasi foetus prodigiosos nostros. Ita enim accedimus ad fabricandam orationem: quasi sola magnitudine ponderanda sit, non aestimatione virtutis. Solent aurifices indice probare aurum: nos non indice, hoc est, iudicio prudenti et limato aestimandam putamus orationem, sed appendendam. Re aliqua ad commentandum proposita: illico congerimus tanquam acervos quosdam verborum et sententiarum: cumulamur quicquid uspiam extat apud Scriptores, quod in eam rem dictum putatur. Sic orationem refercimus furtis et compilationibus. non secus ac corvus ille Aesopicus: qui speciosarum avium plumis sese depictum ostentabat. Variorum authorum scripta cognoscenda esse quis neget?*

432 Zur „Obstruktion rhetorischer Virtuosität“ vgl. Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 368–369.

seinen *compilationes* folglich recht wörtlich einen *fetus prodigiosus*. Allerdings geht es dem Roman dabei um mehr als eine pointierte Satire auf die *monstra orationis*. Mit der riesenhaften Größe von Text und Held wird auch eine Argumentation aufgegriffen, in der es um Größe im Sinne kultureller *maiestas* geht. In den Kapiteln drei und vier wird die Diätetik der Riesen ausführlich beschrieben, indem die Dinge und Gelegenheiten des Schmausens und Trinkens geradezu *ad nauseam* aneinandergereiht werden. Interessanterweise schließen die beiden Kapitel damit direkt an eine Frage an, die im ersten Kapitel ins Bild gesetzt wird. Dort wird die allegorische ‚Schulter eines Riesen‘ ausgegraben und damit die Frage aufgeworfen: Wie schließt man an die vergangene kulturelle Größe, die *maiestas veterum*, an, wenn man sich nicht mehr auf den Riesen stellen kann oder will?⁴³³ Die Antwort, die im dritten und vierten Kapitel entwickelt wird, setzt bei der Diätetik an: Die Riesen der Vergangenheit seien so groß gewachsen, weil sie mehr gegessen hätten. Die Konsequenz, die daraus gezogen wird, ist, dass man wieder richtig speisen und trinken müsse, um die *heutige[] vnvollkommenheit* zu überwinden und zu *rechtzeitiger grösse* zu gelangen.⁴³⁴ Dazu müsse man, so die bemerkenswerte Anweisung, den Magen Stück für Stück ausdehnen.

Die Dehnkunst, mit der dies zu erreichen ist, wird in den beiden Kapiteln ausgebildet und vorgeführt, indem sich mit der Fülle an aufgeführten Gelegenheiten und Dingen des Essens und Trinkens auch der Text aufbläht. Dabei wird der Rückbezug zum gigantologischen Diskurs des ersten Kapitels zu Beginn deutlich, denn das dritte Kapitel zitiert mit *Genesis 6.4 (Gigantes autem erant super terram in diebus illis)*⁴³⁵ den Bibelbeleg dafür, dass es einmal Riesen gab: *VOrzeiten in die illa, da treizehenelenboge reysende oder reissende Risen, Recken, Giganten oder Wiganten waren [...]*.⁴³⁶ Mit einem eineinhalbseitigen Katalog von Geschichten, die sich die sagenhaften „Giganten“ erzählt haben sollen, wird eine Vergangenheit konstruiert, die die biblische Zeit der *gigantes* recht eigenwillig mit der Zeit der deutschen Heldenepik und des Ritterromans (*Amadis*) kurzschließt. Damit wird weniger die Antike als das – aus humanistischer Sicht dunkle und barbarische – Mittelalter als vergangene Blütezeit imaginiert. Gegenüber dessen riesenhafter Größe erscheint die Gegenwart als defizitär (die Rede ist von *heutiger vnvollkommenheit*).⁴³⁷ Um wieder zu *rechtzeitiger grösse* zu gelangen, lautet also die diätetische Antwort:⁴³⁸ Man soll seinen Magen *auff die Rackbanck* legen und strecken, denn der ist nicht *wie vngeleimt Lotringisch Papier*, sondern *stercker als*

433 Vgl. zur umgekehrten Allegorie Kapitel 7.3. in dieser Arbeit.

434 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 71.

435 Vgl. Hieronymus: *Biblia Sacra Vulgata*. Bd. 1: Genesis – Exodus – Leviticus – Numeri – Deuteronomium. Hrsg. von Michael Fieger, Widu-Wolfgang Ehlers, Andreas Beriger. Berlin [u. a.] 2018 (Edition Tusculum), S. 40 (Gen. 6,4): *Gigantes autem erant super terram in diebus illis [...]*.

436 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 69.

437 Ebd., S. 71.

438 Ebd.

das Pergamen.⁴³⁹ Der Magen erhält in diesem Vergleich mit Papier und Pergament eine eigenartige (schrift-)sprachliche Konnotation: es geht dieser Dehnkunst offenbar darum, sich auf das Papier zu bringen. Diese Schriftlichkeit wird in den anschließenden Anführungen aufgegriffen:

Wann jr disem rhat folgt, so werd jr sehen, daß jhr schöne auffgeschissene grosse Buben solt werden, die auff eim Treifuß inn Hafen gucken können: vnnd werdet also ewer Vrvrâne Gurgelstrozza, Gargantzus, vnd Durstpanthel fein Modelmessig außstrucken, erstatten, ersetzen, exprimiren vnnd representiren, daß jr, so bald ihr auß der schalen schlieffet, werd nit wissen, wie jr euch breit genug machen sollet, vnnd kein Teufel gleich mit euch wird naher kommen können.⁴⁴⁰

Hier wird eine eigenwillige *imitatio veterum* ins Bild gesetzt: die riesenhaften Urahnen sollen restituiert (*erstatten, ersetzen*), ausgeformt (*außtrucken, exprimiren*) und vergegenwärtigt (*representiren*) werden, wobei mit *fein Modelmessig außstrucken* auch insofern eine sprachliche Formung mitschwingt, als der Roman mit derselben Metaphorik (Flüssigkeiten werden im Frnhd. *ausgedruckt*) auf der Titelseite als *inn einen Teutschen Model vergossen* angepriesen wird. Während die Riesen zu ihrer Größe kommen, indem sie eine Fülle an Nahrungsmitteln verspeisen, muss das apostrophierte Publikum anscheinend zu *rechtzeitiger grösse* kommen, indem es die dargebotenen Kataloge an Wörtern aufnimmt.⁴⁴¹

Für beide Kapitel gibt es in der Vorlage lediglich einen kurzen Absatz als Entsprechung.⁴⁴² Grandgousier ist, wie dort zu lesen ist, ein trink- und essfreudiger Geselle, der sich einen reichlichen Vorrat an unterschiedlichen Fleischsorten hält. Die üppige Vorratshaltung (*bonne munition*), die bei Rabelais nur anhand einiger ausgewählter Delikatessen veranschaulicht wird, erfährt bei Fischart eine – zwei eigenständige Kapitel umfassende – Konkretisierung. Kapitel drei behandelt nach einer recht eigentümlichen Einleitung Grandgousiers Diätetik (*[v]on dem ordentlichen Kosten oder Diät, welche Grandgoschier mit essen vnd trincken halten thât*). Bei dieser Diät geht es allerdings weniger um die Grundsätze, nach denen Grandgousier sich richtet, als vielmehr darum, von welchen diätetischen Regeln er nichts hält. Unter diese negative Diätetik fallen etwa kompliziertes Besteck, Höflichkeitsfloskeln sowie sämtliche Formen der Mäßigung. Ferner wird die mangelnde Hygiene zu Hof und in Garküchen thematisiert, womit die Gepflogenheiten an beiden Enden der ständischen Ordnung diffa-

⁴³⁹ Ebd., S. 74f.

⁴⁴⁰ Ebd., S. 75.

⁴⁴¹ Ebd., S. 71.

⁴⁴² Vgl. Rabelais, Œuvres complètes, S. 14: *Grandgousier estoit bon raillard en son temps, aymant à boyre net autant que homme qui pour lors fust au monde, et mangeoit voluntiers salé. À ceste fin avoit ordinairement bonne munition de jambons de Magence et de Baionne, force langues de beuf fumées, abondance de andouilles en la saison et beuf sallé à la moustarde. Renfort de boutargues, provision de saulcisses, non de Bouloigne (car il craignoit ly boucon de Lombarde) mais de Bigorre, de lonquaulnay, de la Brene, et de Rouargue.*

miert werden. Bereits die Kritik neigt zur Reihenbildung und listet auf, von was Grandgousier wenig hält. Bei der positiven Beschreibung seiner Diätetik im anschließenden vierten Kapitel nimmt das Prinzip der Reihung dann gänzlich überhand. Es werden nicht nur die Bräuche und Anlässe aufgelistet, bei denen der Riese festlich speist, sondern in langen Listen wird auch eine Inventur von Grandgousiers Vorräten angelegt. Interessant ist hierbei nicht nur der Umfang der Listen, sondern auch die daneben geradezu minimalistischen Kategorien, die diese Vorratslisten strukturieren. Es sind ihrer nämlich lediglich acht: Fleischstücke nach Zubereitungsart (geräuchert, eingesalzen, gebraten usw.), Wurstwaren, Käse, Fische (jeweils separate Listen für eingesalzene und frische Fische), Brot und Gebäck, Wein, Essig und Bier.⁴⁴³ Gewürze, Konfekt, Obst und Gemüse, Getreide oder Geflügel werden nicht verzeichnet.

Genau diese Beobachtung führt nun zu Sturms Methode zurück. Besonders augenfällig hinsichtlich dessen, was Fischart mit seiner Textvorlage – Rabelais' *Gargantua* – anstellt, ist der Bildbereich, mit dem Sturm das Zerlegen und Einspeisen von Textmaterial in eine Sammlung illustriert:

Alterum quod spectandum est in Analysis, est reductio collectarum frugum ad suas cellas: quas varias et distinctas esse oportet, propter varia frugum atque fructuum genera. Quemadmodum enim poma, suam requirunt cellam pomariam: vina, vinariam: frumenta, frumentariam: Sit etiam hae fruges, et hi fructus huius analyseos opus habent suis cellis, quibus reponantur: opus habent, inquam, suis locis, cum naturae, tum etiam artis.⁴⁴⁴

Sturm benutzt die Vorratshaltung zur Veranschaulichung des Einsortierens der Lese-früchte in das von ihm vorgeschlagene *loci*-System. Gerade mit Blick auf das dritte und vierte Kapitel, die gegenüber der Vorlage zu den im Umfang gewichtigsten Zusätzen Fischarts gehören, könnte man sagen, dass bei Fischart Sturms Anweisungen wörtlich auf Rabelais' Roman angewendet werden. Für alle nur denkbaren Nahrungsmittel der Zeit – Bier, Wurst, Speisefische, Käse u. v. a. m. – werden im Text *loci* inseriert, indem auf Ebene des Erzählens ein ziemlich wörtlicher *cella* mit dem gargantuesken Haushalt der Riesen geschaffen wird. Anstatt die Vorlage zu zerlegen, um sie für die eigene Sammlung zu verwerten, dreht der Roman also die Methode um: Er wendet die *resolutio* an, um die Vorlage nach möglichen *loci* zu analysieren, und lagert an diesen dann Material an. Dergestalt wird die französische Vorlage zum *cella frugum* eines deutschen Wörterbuchs. Dass der Text durch die Verschränkung einer Fülle an Nahrungsmitteln mit einer Fülle von Wörtern zum Wirtshaus wird, in dem man großzügig ausschenkt, thematisieren die Paratexte. Dort wird das Befüllen von

⁴⁴³ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 95–108.

⁴⁴⁴ Sturm, *Linguae latinae resolvendae ratio*, 1581, S. 8–9 (fol. A 4^v) – „Das andere, was bei der Analyse zu beachten ist, ist die Rückführung der gesammelten Früchte in ihre jeweiligen Lagerräume. Diese müssen unterschieden werden nach Art der Früchte und nach Erträgen, genau wie Äpfel einen Apfelkeller, Weine einen Weinkeller, Getreide einen Getreideschrank benötigen. Auch die Früchte und Erträge der Analyse benötigen zur Aufbewahrung solche Vorratslager. Sie benötigen, sage ich, ihre Orte (*locis*), sowohl in der Natur, als auch in der Kunst“ (Übers. K. K.).

dicken, leeren Ohren als adäquate Methode reflektiert, um das ‚barbarische‘ Publikum zu unterweisen: die Trunkenbolde werden nicht lehrmeisterlich unterrichtet, sondern eben abgefüllt (vgl. Kap. 3.2. und 3.3.). Für diese Bewirtung findet sich auch eine erstaunliche Entsprechung in Sturms Beschreibung der richtigen Methoden für den Lateinunterricht. Zu Beginn der *Linguae latinae resolvendae ratio* geht es Sturm darum, das von ihm vorgeschlagene topische System gegenüber der formal-dialektischen Topik zu profilieren. Während die Dialektiker mit ihren Suchformeln nur leere Orte bereitstellen (bspw. *a toto, a partibus, a definitione*) würden, fülle seine Topik diese Orte auf und stelle der Armut (*inopia*) der Dialektik eine großzügige Fülle (*copia*) gegenüber. Die Vorteile des Sturm’schen Topikkonzepts werden als reiche und großzügige Bewirtung veranschaulicht:

Quantum itaque discriminis est inter cauponem divitem et pauperem, tantum est discriminis inter nos et Dialecticos. Caupo dives, hospitem deducens in cubiculum, non solum ei ostendit insigne cubiculi: solis, bovis, piscis, cervi etc. quemadmodum in diversorii cubacula nominare solent: sed simul ostendit ei cubiculum, i[n]structum lectis: instructum lintheis ex cannabo et lino: focum ei ostendit luculentum: et res omnes suppeditat necessarias: omnia habet applicata: dat hospitii, quaecunque cupit, liberaliter.⁴⁴⁵

Ähnlich wie ein zuvorkommender Gastwirt seinem Gast nicht bloß die Zimmernummer zeigt, sondern das Zimmer gemütlich herrichtet und ihm dessen Ausstattung ausführlich präsentiert, soll nach Sturm die materielle Topik – im Unterschied zur dialektischen – den Schülern großzügig all das darbieten, was sie wünschen. Eine solche freigiebige Bewirtung mit *res et verba* ist bei Fischart Programm. Während der reiche Wirt bei Sturm zur Veranschaulichung des Topikkonzeptes dient, wird er bei Fischart im Text inszeniert, indem die Redemaske die Rolle des *caupo dives* übernimmt: *Euch ist der Schilt außgehenckt, kehrt hie ein, hie würd gut Wein geschenckt*, heißt es im Prolog.⁴⁴⁶ Allerdings wird bei Fischart nicht lateinisches oder griechisches Vokabular geboten, sondern vorrangig deutsches. Das Publikum von Fischarts Text wird aus den Vorratsschränken und Kellern der Riesen nicht nur reichlich mit allgemeinen Begriffen von Art und Gattung der darin gelagerten Nahrungsmittel bewirtschaftet; sondern es werden auch die deutschen Benennungen aller möglichen Wein-, Bier- und Käsesorten aufgelistet.

Fischarts Listen sind dabei weniger durch Exotisches als durch Dinge des praktischen Lebens mit ihren dialektalen Bezeichnungen geprägt. Fischart, der für diese Listen diverse Quellen heranzog, hätte sich zwar durchaus bei der Reiseliteratur der Zeit bedienen können, die Köstlichkeiten in den Vorratslagern der Riesen sind jedoch erstaunlich regional. Beispielsweise finden sich unter den im vierten Kapitel aufgelisteten delikaten Fleischstücken Spezialitäten wie *Hammelebug von Franckfort, kaltgepra-*

⁴⁴⁵ Sturm, *Linguae latinae resolvendae ratio*, 1581, S. 10 (fol. A v^v).

⁴⁴⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 24.

tens von Wittenberg,⁴⁴⁷ Hirschleber auß dem Schonbach oder Bütten voll geplotzter Rettich vnnd gekotzter Mörrettich auß dem Elsaß.⁴⁴⁸ Dieser Regionalismus wird in der Erzählung auch reflektiert und begründet. Im Anschluss an einen Katalog von Würsten wird beispielsweise erzählt, dass Grandgousier aus nationalstereotypem Vorbehalt – die italienischen Würste könnten voller Schminke und Schmiere sein, wie die italienischen Frauen – seine Ware nicht aus der Toskana oder der Lombardei bezieht, [s]onder von Dingelfingen: von Filtzhofen, auß Bauren Baierland: auß der Eifel, vnd wo der Saurtreck eycheln gibt, vnd die Eicheln wider saurteck machen.⁴⁴⁹ Damit werden der betont künstlichen, geschmierten und geschminkten Ware aus Italien Erzeugnisse entgegengestellt, die auf einer zirkulären Produktion von Aufnahme und Ausscheidung fußen: auf dem Mist der Säue wachsen Eicheln, die wiederum den Schweinen verfüttert, ausgeschieden und neuen Mist ergeben werden. Das lässt sich zum einen auf die Produktivität der ‚barbarischen‘ Sprachfähigkeit beziehen, um die es dem Text geht: Fischarts ‚deutscher Barbar‘ frisst sich durch die körperlich-affektiven Schichten der Sprache(n), scheidet aus und frisst von neuem, was daraus erwächst.⁴⁵⁰ Dass der Text auf diese Weise nicht nur seine Riesen mästet, sondern auch sich selbst zu einer riesenhaften Größe, zielt auf einen pointiert ‚barbarischen‘ Gegenvorschlag, wie man das kulturelle Defizit gegenüber der *maiestas veterum* aufholen könnte. Dieser Zug kann aber auch auf Sturms Handreichung für den Lateinunterricht zurückgeführt werden. Sturm legt fest, was alles wert ist, in die analytische Sammlung aufgenommen zu werden. Der wahre Reichtum des Ausdrucks liege, so Sturm, nicht darin, die Bezeichnungen von Edelsteinen, Edelhölzern und anderen luxuriösen und seltenen Dingen zu kennen, sondern darin, die Bezeichnungen von denjenigen *res* zu kennen, die tatsächlich im täglichen Gebrauch sind. Das wären, so Sturm, eben nicht nur Blumen wie ‚Hyazinthen, Rosen und Veilchen‘, sondern auch Gemüsearten wie ‚Lattich, Rettich, Wirsing und Weisskohl‘.⁴⁵¹ An dieser Stelle wird die Verschränkung

447 Vgl. ebd., S. 96: *Item ferner im text, verschantz mit Hammen, hinderviertheiln vom Schöps, Hammelebug von Franckfort, Geschnätel von Kalbfleyschtigen Hammen, Gänßmeuen, Schenckel, Castrauenfleysch, Schützenprätlin, Kaltgepratens vom Wittenberg. Pans in der Sultz, Hammelschlegel, Stockfischpláwige eingemachte Lumel: gerollte Wammen, Spallen, Kalbspraten, Nirpraten, ein gethonnet Fleyschmauen, Zemmer vnd Knóppf von Hirtzen, Rechschlegel, hinderlauff, Bug vom Rách, Hirschenlumel, Lámmpraten.*

448 Ebd., S. 96f.

449 Ebd., S. 97.

450 Zum sich selbst ruminierenden Text vgl. auch Yvonne Al-Taie: Poetik der Unverständlichkeit. Schreibweisen der ‚obscuritas‘ als problematisiertes Weltverhältnis bei Johann Fischart, Johann Georg Hamann, Franz Kafka und Paul Celan. Paderborn 2022, S. 67–70.

451 Sturm, *Linguae latinae resolvendae ratio*, 1581, S. 25 (fol. B v^r): *Sic etiam non debetis locos vestros complere solum floribus odoriferis, hyacintho. violis, rofis, et quicquid huius generis est: sed olera saepenumero, ut lactuca, betae, brassica, caules etc. magis sunt necessaria. Sic bellaria, aromata, et quicquid similum rerum est, praeclara ista quidem sunt, insignia, eximia, et singularia: sed panis meliorem succum parit, et est utilior corporibus humanis. Quemadmodum igitur non solum res accersendae sunt ex India et Aethiopia: non solum peregrina et exotica conuchenda: sed horrea nostra sunt implenda*

des Reichtums im Ausdruck (um den es Sturm mit seiner *resolutio* letztlich geht) mit einem materiellen Reichtum wieder aufgegriffen und differenziert: Es gilt, die Dinge in Fülle benennen zu können, die auch tatsächlich verbreitet sind. Das Kriterium ist hier der Sprachgebrauch (*consuetudo*). Die Sammlung solle durch den ‚Mund des Volkes‘ (*ex ore populi*) gefüllt werden, denn kein Wort sei zu gewöhnlich, gemein oder oft gebraucht, dass es nicht eine scharfsinnige und gelehrte Behandlung erfahren könnte.⁴⁵² Nur: der ‚Mund des Volkes‘ spricht im 16. Jahrhundert kein Latein mehr, sondern der Sprachgebrauch im deutschen Raum ist geprägt durch verschiedene Varietäten einer über weite Strecken nicht normierten deutschen Sprache. Genau hier kann man daher den Ansatzpunkt für die Dehnkunst des Romans vermuten, da der Text seine *copia verborum* recht wörtlich durch den unersättlichen Mund eines ‚barbarischen‘ Riesenvorfahren füllt, der sich die regionale Vielgestaltigkeit der deutschen Küchen einverleibt.

Wie eng die Reflexion einer sich in körperlicher Größe manifestierenden kulturellen *maiestas* mit ihrer performativen Umsetzung im Text einhergeht, möchte ich an einem abschließenden Beispiel illustrieren. Am Anfang des vierten Kapitels werden unterschiedliche Schwelgereien angeführt, an denen Grandgousier gerne teilnahm. Dabei kommt auch das Klosterleben mit seinen im konfessionspolemischen Bild der Zeit üppigen Gelagen zur Sprache. Dass es sich im Kloster gut lebt, wird zuerst in einem eingerückten Spruch zugespitzt, bevor gefolgert wird, dass *auf diesem streich* noch viele weitere Stücke folgen, was *vnser Dánkunst* anregen würde.⁴⁵³ Dass diese Dehnkunst darin besteht, zu einem *loci* alle möglichen Ausdrücke zu erfinden und dergestalt Text aufzuschwellen, wird direkt im Anschluss vorgeführt. Beim Stichwort der klerikalen Schwelgereien werden nach einem den Wechsel anzeigenden *Holla probetur, daß man sing* nämlich über zwei Seiten hinweg unterschiedliche

nostro quoque frumento, ut pote tritico, siligine, hordeo, avena etc. / ,Ebenso solltet ihr eure *loci* nicht nur mit duftenden Blumen wie Hyazinthen, Veilchen, Rosen und ähnlichen Dingen füllen, sondern noch wichtiger sind Gemüse wie Lattich, Rettich, Wirsing und Weißkohl. So sind Gewürze, Aromen und ähnliche Dinge zwar hervorragend, hervorstechend, außergewöhnlich und einzigartig, aber Brot liefert besseren Saft und ist für den menschlichen Körper nützlicher. Also sollten nicht nur fremde und exotische Dinge aus Indien und Äthiopien beschafft werden, sondern unsere Speicher sollten auch mit unserem eigenen Korn gefüllt werden, wie zum Beispiel Weizen, Winterweizen, Gerste und Hafer‘ (Übers. K. K.).

452 Ebd., S. 25–26. (fol. B v^r–B v^v): *Ita etiam analytici libri debent impleri ex consuetudine: debent impleri ex ore ipsius populi: de consuetudine, inquam, verba sunt conquaerenda. horum enim copia, horum varietas, horum distinctio facit orationem laudabilem, sanam atque salubrem: Et nullum verbum est tam vulgatum, tam commune, tam crebro usurpatum, quod aliquando non habeat acutam et eruditam tractationem.*

453 Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 86: *Auß diesem streich gehn noch viel stück, als die Christliche Klöstercolätzlin, wann der Herr Abt Würffel auflegt, vnnd sich der Culullus regt, da glüen die Julier treibatzner ins Granalirers Ofen, da regt sich vnser Dánkunst. Dann die Kutt ist weit, vnd die Hosen vber dem Peterman sind preit. Holla probetur, daß man sing. Ein Abt den wöllen wir weihen [...].*

Liedanfänge und Liedstrophen in den Text eingefügt.⁴⁵⁴ Die Stelle ist zudem intratextuell eng mit der im achten Kapitel dargestellten *Truncken Litanei* verknüpft: Auch dort folgt der Wechsel vom Erzählen in die direkte Rede und das Zitieren von Liedanfängen und -strophen auf das Signalwort *holla*, ebenso wie sich dort weitere Teile desselben Lieds (*Ist Hunds*) mitsamt der rätselhaften Abkürzung *R.S.M.* finden (*Ist hunds: lichter dann ein Kachelofen, hat sie ein klaren schein, R.S.M. Ist Hunds [...]*).⁴⁵⁵

4.5 How to Drink with Words

Im achten Kapitel vollführt Fischarts Dehnkunst ihr Meisterstück, was sich mitunter daran zeigt, dass hier der Textumfang des Romans auf das gut 10-fache der Vorlage aufgeschwellt wird. Das Kapitel, das in der Überschrift als *Truncken Gespräch, oder die gesprächig Trunckenzech, ja die Truncken Litanei* gerahmt wird, liest sich wie eine virtuos komponierte Klanglandschaft. Zu Beginn wird erzählt, wie Grandgousiers Hochzeitsgesellschaft sich nach nachmittäglichen Vergnügungen im Grünen auf derselben *Walstatt* zur Abendzeche begibt.⁴⁵⁶ Da geht es dann ordentlich zur Sache: allerlei Trinkgeschirr wird ausgepackt, gefüllt und überschwänglich herumgeschwenkt, bevor der Text mit einem *Holla* ziemlich unvermittelt vom narrativen in den dramatischen Modus wechselt:

Da klangen die Gläser, da Funckelten die Krausen. Holla schenck ein, Wirtsknecht: gib, reych, hol, lang, biet, zeig: weiß: stürtzs vmb: streichs: klopfss nägelin, machts voll, so werden wir voll, nach dem Streichholtz: den Willkomm her [...].⁴⁵⁷

Die Interjektion *holla* findet sich in der *Geschichtklitterung* immer wieder als Signalwort, das den Wechsel vom Erzählen in eine Rede anzeigt, die der kulturellen Mündlichkeit einen Klangraum öffnet und sich aus Liedern, Sprichwörtern, Redewendungen, Flüchen, Schwänken und Scherzen montiert.⁴⁵⁸ Im achten Kapitel, in dem die Interjektion insgesamt achtmal auftaucht, ist sie insofern programmatisch, als man

⁴⁵⁴ Vgl. ebd., S. 86–89.

⁴⁵⁵ Ebd., S. 88. Zum engen Bezug dieser beiden Stellen vgl. auch Trösch, Cento, Quodlibet or Compilation, S. 276–278. Das rätselhafte *R.S.M.* könnte vielleicht ein Autorschaftsakronym aus der Konfessionspolemik sein, vgl. die mit *R.S.M.* unterzeichnete Streitschrift von Anonym: Ein warnung an den Bock Emser. [Wittenberg: J. Rhau-Grunenberg, 1521].

⁴⁵⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 155.

⁴⁵⁷ Ebd., S. 156f.

⁴⁵⁸ Auf die Interjektion kann ein einzelner Ausspruch folgen, wie zu Beginn des dritten Kapitels, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 70–71. In der Regel folgen aber mehrseitige Soundscape-Passagen, wie beispielsweise im vierten Kapitel, wo vor allem Liedanfänge zur Klanglandschaft montiert werden (vgl. ebd., S. 86–89), oder im 27. Kapitel, wo Marktschreie wiedergegeben werden (vgl. ebd., S. 373).

holla „namentlich um gehört zu werden, wenn niemand zu sehen ist“, ruft.⁴⁵⁹ Genau dies bietet der Text im Anschluss an die Interjektion über knapp 40 Seiten hinweg: eine im Sekundenstil verzeichnete Registratur all dessen, was während eines Trinkgelages gehört werden kann. Dabei wird eine ‚sehende‘ Außenperspektive vorenthalten, insofern weder Sprecherwechsel durch Inquit-Formeln oder typographische Absetzungen markiert werden, noch sich (bis auf eine Ausnahme) eine narrative Instanz beschreibend dazwischenschaltet. Das hat den Effekt, dass man einen allfälligen *plot* über die Apostrophen, Redegesten und Themen in den einzelnen Äußerungen erschließen muss. Hier am Anfang werden beispielsweise bei einem Wirtsknecht Getränke bestellt. Ob man sich aber hinter den einzelnen Aufforderungen an den Wirt (*gib, reych, hol, lang, biet, zeig*) dieselbe oder unterschiedliche Stimmen vorzustellen hat, ob mehrere Stimmen nacheinander bestellen oder gleichzeitig durcheinanderrufen, bleibt offen. Es stellt sich daher die Frage, inwiefern das Zuordnen von Äußerungen zu fiktiven Instanzen überhaupt eine Rolle spielt, scheint das Kapitel doch vor allem darauf angelegt zu sein, für die unterschiedlichen sprachlichen Handlungen, die ein Trinkgelage prägen, möglichst viele Varianten aufzulisten: Getränke bestellen, sich gegenseitig scherzhaft beleidigen, Rollenspiele initiieren, Lieder singen, fluchen, Fragen aufwerfen und scherzhaft mit Trinkerweisheiten beantworten usw. Besonders prägnant sind die Gesten des Zutrinkens und Bescheid-Gebens, deren Dynamik das Kapitel bis zum Ende strukturell prägen. Vor diesem Hintergrund liest sich das Kapitel nicht nur als virtuose Klanglandschaft eines eskalierenden Gelages, sondern auch als Anleitung ‚How to Drink with Words‘.

Gerade in diesem vordergründig überbordend-manieristischen Zug zeigt sich aber auch eine gelehrte Praktik, die ihre Ursprünge im Grammatikunterricht der Zeit hat: das Sammeln von Wendungen (*formulae*). Die Lateinschüler wurden, wie oben gesehen, im 16. Jahrhundert angewiesen, eigene Sammlungen von vorbildhaften Versen und Sentenzen aus der lateinischen Literatur anzulegen, damit diese beim eigenen Schreiben als Autoritätsbelege oder Formulierungshilfen zur Verfügung stehen. Die *Truncken Litanei* trägt einige augenfällige Züge einer solchen *formulae*-Sammlung. Mit anderen Worten: Fischarts Kapitel legt es mit dem inszenierten Zechgespräch darauf an, den phraseologischen Bestand der deutschen Sprache rund um das Trinken zu versammeln sowie ihn durch Neuschöpfungen und Übersetzungen weiter zu mehren. Allerdings handelt es sich dabei, jedenfalls größtenteils, nicht wie bei den *formulae*-Sammlungen um Verse und Sentenzen aus dem antiken Kanon, sondern um Trinklieder und Trinksprüche. Das kann als sprachpatriotische Geste gedeutet werden, setzt das Thema von Fischarts Sammlung doch damit gerade beim Bild der saufenden deutschen Barbaren an; er stellt somit dem antiken Bestand an Versen und Sentenzen einen regelrechten Schwall an deutschen Trinkliedern und Trinksprüchen entgegen. Damit erhält zum einen das Pro-

⁴⁵⁹ Art. ‚holla‘. In: DWB, Bd. 10, Sp. 1743, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H11511> [Zugriff: 01.09.24].

gramm, das im Prolog durch Verschränkung von Trunkenheit und dichterischem Vermögen als ‚potant-potente‘ Poesie entwickelt wird, seine performative Umsetzung.⁴⁶⁰ Zum anderen stellt die *Truncken Litanei* auch die augenfälligste Inszenierung des auf der Titelseite versprochenen *MutterLallens* dar, da es mit dem Sammeln von Wendungen sozusagen die ersten syntagmatischen Gehversuche beim Erlernen der Sprache vorführt und diese zugleich mit der Fiktion trunkenen Lallens verbindet. Das ganze achte Kapitel lässt sich als eigenwilliges *Reclaiming* des Trunksucht-Klischees verstehen, wie es sich beispielsweise in Teofilo Folengos *Baldus* findet. Dort wird lakonisch betont, dass die Deutschen mit zunehmendem Rausch immer eloquenter werden, da ab einem bestimmten Zeitpunkt das Thema ihrer Gespräche nur noch der Wein sei. Überhaupt denke, spreche und träume der Deutsche immer vom Wein und versetze dafür nicht nur seine Pike, sein Schwert und seine Hosen, sondern zuletzt auch sich selbst.⁴⁶¹

Dass dieses Kapitel sich nicht nur in eine Schänke, sondern auch in den Grammatikunterricht imaginiert, zeigt sich auch an den Gesprächsthemen. Beispielsweise wird folgendes Lied ausgerechnet von „zwen Schreiber“ gesungen:

Vinum *quae* pars verstehst du das, ist auß Latin gezogen, ja nur gar wol, ich bin es voll, Ich bin jm oft nachzogen, inn dem Donat, der Reyflin hat, hab ich es oft gelesen, *quod nomen sit*, das fällt mir nit, Man trinckt jhn auß den Gläsern, Vinum *quâ* pars, vnnd hast kein Glaß, so sauff mir auß dem etc. a: Nims Glaß zu dir, *declina* mir, Vinum laß Glåklin sincken, Nominatiff hoc winum, Ist mächtig gut zutrincken, welcher gesell, etz weiter wöll, Vinum auß declinieren, Pluraliter, den bring man her, Ein maß drey oder viere.⁴⁶²

Für dieses weinselige, deutsch-lateinische Deklinieren wurde auf ein Lied zurückgegriffen, das in unterschiedlichen Liederbüchern überliefert ist.⁴⁶³ Im ganzen Kapitel finden sich rund fünfzig Lieder⁴⁶⁴ – so wie überhaupt ein beträchtlicher Teil des Kapitels aus Zitaten unterschiedlicher Texte besteht. Man kann, wie jüngst Trösch argu-

⁴⁶⁰ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 36–37.

⁴⁶¹ Vgl. Folengo, *Baldo*, Bd. 2, V. 351–353: *Semper enim vinum pensat loquiturque Todescus, somniat et piccam, dagam bragasque frapatas pro vino impegnat, vendit semetque pisonat.*

⁴⁶² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 171.

⁴⁶³ Fischart bietet allerdings eine neue und stark gekürzte Fassung, die lediglich die erste Strophe und jeweils die Hälfte der mittleren (je nach Fassung 3. oder 4. Strophe) und der letzten Strophe enthält. Der obszöne Vers *Vinum quae pars, vnnd hast kein Glaß, so sauff mir auß dem etc. a:* findet sich nicht in den gedruckten Fassungen und scheint ein Zusatz aus Fischarts Feder darzustellen, vgl. Caspar Glanner: *Der Erste Theil Newer Teutscher Geistlicher vnd Weltlicher Liedlin [...]*. Tenor. München: A. Berg, 1578, fol. ij^r. Acht Strophen finden sich im sog. Ambraser Liederbuch, vgl. Anonym: *Lieder-Büchlein*, Darinn begriffen sind Zwei hundert und sechzig Allerhand schöner weltlicher Lieder [...]. [Frankfurt a. M., s. n.] 1582, Lied XCVI. Im Liederbuch von Johannes Eccard steht nur die erste Strophe, vgl. ders.: *Newe Lieder Mit fünff und vier Stimmen/ gantz lieblich zu singen vnd auff allerley Instrumenten zugebrauchen: Durch Iohannem Eccardum Mulhursinum [...]*. Königsberg: G. Osterberger, 1589.

⁴⁶⁴ Vgl. C. A. Williams: Zur Liederpoesie in Fischarts *Gargantua*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 35 (1909), S. 395–464, hier: S. 458.

mentiert hat, den Umgang mit Zitaten in diesem Kapitel zwar mit den Verfahren des Centos (Flickengedicht⁴⁶⁵) vergleichen, Fischarts Umgang bleibt aber höchst idiosynkratisch.⁴⁶⁵ Während das Cento im engeren Sinne ausschließlich aus den zerlegten und neu zusammengefügteten Versen einer (bekannten) Vorlage besteht,⁴⁶⁶ greift Fischart beispielsweise teils stark in das rezyklierte Textmaterial ein. Zudem kalkuliert das Cento damit, dass die Herkunft der zitierten Verse erkannt wird, so dass ihre Re-Funktionalisierung im neuen Kontext überraschende und unterhaltsame Effekte hat. Dies ist in Fischarts Text nur stellenweise gegeben, und zwar bemerkenswerterweise dort, wo tatsächlich Versatzstücke aus der lateinischen Literatur aufgenommen werden. Das folgende Beispiel findet sich ziemlich zu Beginn des Kapitels:

Herr Prior, welchs war am ersten, durst oder tranck? durst. Dann warumb wolt man sonst gessen haben? warumb wolt man zur zeit der vnschuld on durst getruncken haben? durst kommet vom dürr vnd dürrersten. Non, Non Schwester, tranck: dann *privatio praesupponit habitum*. wa man gelescht hat, da muß es geprent haben. Ich bin ein Cleric vnd Jan von Löwen, ich bin ein *Magister* von des Mathesij drei *Magis* von Cöln, *Foecundi calices quem non fecere disertum?* Das müßt ein vngeschlachter Wein sein, der eim nicht giset Latein ein.⁴⁶⁷

An dieser Stelle, die im Kern auf Rabelais zurückgeht, kann man sich ein scherzhaftes Frage-Antwort-Spiel vorstellen, das in etwa wie folgt funktionieren könnte: Zu Beginn wird jemandem die Sprecherrolle eines Priors zugewiesen und die Frage gestellt, ob zuerst der Durst oder der Trank gewesen sei. Dieser Sprecher erfüllt seine Rolle bei der Beantwortung der Frage allerdings nur ungenügend. Deshalb spricht jemand anderes dazwischen und übernimmt die Rolle des Priors, indem er den ersten Sprecher in die Rolle einer Nonne drängt (*Non, Non Schwester*). Als der zweite Sprecher den ersten überbieten möchte, wird deutlich, was für Erwartungen in diesem Spiel an die Rolle des Priors gestellt werden: Er muss die Rolle eines scholastischen Haarspalters spielen, der mit der Aristotelischen Metaphysik (*privatio praesupponit habitum*) argumentiert und sich mit Leuven und Köln – beides berühmte Hochburgen der Scholastik – eine eindeutige geistige Herkunft gibt (bei Rabelais steht nur: *Je suis Clerc*). Das Aristoteles-Zitat funktioniert in diesem Spiel als ein Autoritätsbeleg, mit dem zugleich auch die Redegattung scholastischen Sprechens markiert wird.

Das lateinische Zitat macht aber auch auf ein weiteres Spiel aufmerksam, das hier nachgebildet wird: auf das gelehrte Gesellschaftsspiel. Das Sammeln und Memorieren von ‚Merksprüchen‘ – Sentenzen und Versen aus dem antiken Kanon – hat eine lange Tradition. Sie werden gesammelt, geordnet und auswendig gelernt, damit man sie aus dem Stegreif verfügbar hat. Sie gehören traditionell seit der Antike zum gebildeten Habitus, weshalb sich auch allerlei „philologische Gesellschaftsspiele“ aus

⁴⁶⁵ Trösch, Cento, Quodlibet, or Compilation, S. 285.

⁴⁶⁶ Vgl. Christoph Hoch, Franz Kunzmann: Art. Cento. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 2. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1994, Sp. 148–157.

⁴⁶⁷ Fischart, Geschichtklitterung, S. 158.

dem Memorieren von Merkversen entwickelten (Luther und Melanchthon sollen sich damit beispielsweise auf einer Reise die Zeit vertrieben haben).⁴⁶⁸ Dass sich hier ein solches Gesellschaftsspiel in den Text schreibt, wird in dem Zitat deutlich, mit dem der zweite Prior-Sprecher auf das Aristoteles-Zitat reagiert: *Foecundi calices quem non fecere disertum*. Dieser Horaz-Vers gehört nämlich zum Standardinventar jeder *formulae*-Sammlung.⁴⁶⁹ Die deutsche Deutung, die dem Zitat im Spiel hintangestellt wird, ist programmatisch. Bei Horaz führen üppig gefüllte Kelche zu mehr Eloquenz, bei Fischart führt Wein hingegen zum Sprachenwechsel (er *giset Latein ein*). Das weist zum einen auf die als weinseliges Lallen reflektierte Entdifferenzierung hin, die die Grenze zwischen Einzelsprachen einebnet (vgl. Kap. 3.3.). Zugleich wird durch den Sprachenwechsel und das Zitieren lateinischer Merkverse zum anderen ein philologisches Gesellschaftsspiel besonders augenfällig, das sich auch vor und nach diesem Beispiel im mehrheitlich deutschen Text erkennen lässt, da sich fortlaufend unterschiedliche Redemasken wechselseitig in ihrem Vorrat an deutschen ‚Merkversen‘ zu übertrumpfen suchen. Ein prominent platziertes Beispiel hierfür findet sich am Ende des Kapitels:

Hehem: dem: schlemm: recht: eh dich der Schelm schlecht. Der Wein ist genug außgeruffen, man wöll jhn dann gar vber die Cantzel abwerffen: So kommen wir auff die Hochzeit: *Claudite* nun Ruff vs *Pueri, sat prota biberunt*.⁴⁷⁰

Wird zu Beginn des Zechergesprächs noch erzählt, bevor recht unvermittelt in den dramatischen Modus gewechselt wird, lässt sich hier am Ende die rückwärtige Bewegung vermuten – von der direkten Rede der Trinkenden, die noch lange nicht genug zu haben scheinen, da sie sich immer noch emsig wechselseitig zum Trinken ermutigen,⁴⁷¹ zurück in eine rahmende Narration, die das Ganze beschließt. Zu diesem Zweck wird der letzte Vers aus Vergils 3. Ekloge anzitiert, der im Original *Claudite iam rivos, pueri; sat prata biberunt* („Knaben, schließt die Kanäle; die Wiesen haben

468 Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, S. 68f.

469 Der Vers findet sich beispielsweise in Lehrdialogen, vgl. Jean Morisot: *Colloquiorum libri quatuor, ad Constantinum filium* [...]. Basel: J. Oporinus, 1549, K4^v; oder als Beispielsatz in Grammatiken, vgl. Johannes Spauter: *Iohannis Despavterii Niniuitae Commentarii Grammatici* [...]. Paris: R. Stephanus, 1537, S. 399; ferner in Erasmus Adagien (*LXX Ad vinum disertum*), vgl. Desiderius Erasmus: *Adagiorum Chiliades* Des. Erasmi Roterodami Qvatvor cum dimidia ex postrema autoris recognitione [...]. Basel: H. Froben und N. Episcopus, 1551, S. 1024; sowie auch in Johannes Sturms druckfertigen Sammlungen zur Verwendung im Unterricht, vgl. Johannes Sturm: *Poeticum Tertium volumen Cum lemmatibus Iannis Sturmij* [...]. Straßburg: J. Rihel, 1577, S. 18.

470 Fischart, Geschichtklitterung, S. 194.

471 Vgl. ebd., S. 193–194, wo zuerst die Aufforderung zum Trinken erfolgt (*Lesch da, mein Freund, fülls recht: vnnd krön mir den Wein: Ich bitt dich*), dann eine Beleidigung, weil zu wenig getrunken wird (*Könt jr auch sagen, das hie ein Muck darauß getrungen het. Ein Pomerischen schlurck* [...]), worauf eine erneute Aufforderung zum Trinken folgt: *Nemm ein diß Pillulen: schicks hinab: Es ist Kraut: Es sticht nicht. Hehem: demm: schlemm: recht: eh dich der Schelm schlecht*.

genug getrunken') lautet.⁴⁷² Bei Fischart wird daraus durch Verfahren der Klangähnlichkeit eine Mischung aus Latein, Deutsch und wohl auch Griechisch, die man etwa so übersetzen könnte: ‚Schließt! Und du verkünde nun laut: Knaben, es wurde vorerst (*prota* zu grch. *prota* ‚zuerst‘?) genug getrunken!‘ Bei Vergil ist der Vers Teil eines Schiedsspruchs, mit dem am Ende der Ekloge der Sängerstreit zwischen zwei Hirten geschlichtet wird. Bei Fischart erhält der metaphorische Sinn von Vergils Versen eine Wendung ins Konkrete, da hier nicht nur das Strömen des Wortflusses, sondern auch das mit ihm aufs engste verbundene Strömen des Weines adressiert wird.

Durch den anzitierten Schiedsspruch wird vor allem aber die ganze *Truncken Litanei* recht ausdrücklich in den Kontext eines Sängerstreits gesetzt. Dafür spricht auch, dass es bei Fischart nicht etwa heißt, dass genügend Wein *getrunken* worden sei, sondern, dass der Wein genügend *außgeruffen* worden sei. Die *Truncken Litanei* findet im gelehrten Gesellschaftsspiel ihre Vorlage, allerdings wird in Fischarts eigenwilligem Sängerstreit mit Merksprüchen zu den Bedingungen des ‚barbarischen‘ deutschen Zutrinkens gespielt. Denn Trinken ist zum einen das übergeordnete Thema, zu dem es ‚Merksprüche‘ zu bringen gilt. Zum anderen ähnelt die kompetitive Struktur derjenigen des Zutrinkens – man muss dem Vorredner mindestens im gleichen Maß sprachlich ‚Bescheid‘ geben, was jeweils auch unterschiedliche Optionen des Um- und Weiterdichtens eröffnet. Und schließlich steht im Zentrum keine humanistische *eloquentia*, die sich aus einem festen Bestand kanonischer Autoritäten speist, sondern ein *sermo barbarus*, der seinen endlosen Fundus nicht nur aus einem reichen Bestand an Trinkliedern und -sprüchen schöpft, sondern dabei auch an keine einzelsprachlichen Einschränkungen gebunden ist.

Es sind dabei gerade die lateinischen Sprachbrocken, die gleichsam als Marker darauf hinweisen, dass in diesem Sängerstreit auch Übungen gelehrter Geselligkeit nachgeahmt werden, weil sie augenfällig aus ebendem Grundstock an lateinischen Sentenzen und Versen stammen, mit dem die Schüler im Grammatikunterricht der Zeit ihre Hefte zu füllen hatten.⁴⁷³ Insbesondere am Straßburger Gymnasium wurde die Habitualisierung der gelehrten Heftführung im Unterricht vorangetrieben, überdies gab Johannes Sturm auch druckfertige Sammlungen für den Unterricht in den Klassen mit Auszügen aus der antiken Dichtung heraus. Diese Sammlungen zeigen, dass man die jeweiligen Texte durchaus nicht vollständig gelesen haben musste, um über einzelne Stellen aus dem Stegreif verfügen zu können. Aus dem Kontext des Straßburger Gymnasiums hat sich kein handschriftliches Schülerheft erhalten, wes-

⁴⁷² Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 316.

⁴⁷³ Zum Bildungshorizont, mit dem Fischarts Roman hantiert, vgl. ebd., S. 280–283. Allerdings wird hier die Rolle der im Unterricht verwendeten Sammlungen von einzelnen Versen, Epigrammen und kürzeren Ausschnitten aus dem Kanon antiker Dichtung nicht berücksichtigt. Auch Sturm brachte mehrere *Poeticum Volumina* für den Unterricht in den jeweiligen Klassen heraus. Ein Schüler des Straßburger Gymnasiums hätte folglich durchaus nicht die jeweiligen Werke vollständig kennen müssen, um Stellen daraus rezitieren zu können.

halb hier auf ein anderes Beispiel ausgewichen werden muss, um die im Unterricht habitualisierte Sammelpraxis zu veranschaulichen. Die Bibliothèque de la Ville de Paris hat ein Schülerheft aus dem 16. Jahrhundert in ihrem Bestand, das von einem anonymen flämischen Schüler geführt wurde.⁴⁷⁴ Es mag einen Eindruck geben, wie auch die handschriftlichen Hefte ausgesehen haben mögen, die an anderen humanistisch ausgerichteten Schulen anzulegen waren. Als erstes fällt in diesem Heft auf, dass die Autoren und Werke in der Sammlung querbeet durcheinander zitiert werden. Auch in den vorgedruckten Sammlungen, die Sturm für den Unterricht herausgab, zeigt sich eine solche de-kontextualisierte Zerlegung antiker Texte sowie ihre willkürliche Neuordnung eindrucklich; so werden beispielsweise die Zeitalter aus Ovids *Metamorphosen* in umgekehrter Reihenfolge angeordnet, mit eingestreuten Versen von Tibull.⁴⁷⁵ Im flämischen Schülerheft stammen die ersten Verse der Sammlung beispielsweise von Ovid, auf die dann Verse von Horaz, Seneca, Plautus und nochmals Horaz folgen. Da jeweils der Name des Dichters ohne weitere Angaben vor dem Vers steht, ähnelt die Sammlung formal stark einem dramatischen Text. Folgt man dieser unkonventionellen formalen Gebrauchsmöglichkeit und liest das Heft nicht als Sammlung einzelner Verse, sondern als zusammenhängender, quasi-dramatischer Text, würde sich ein Cento bilden, in dem die *auctores* in einen höchst merkwürdigen Dialog miteinander treten. Dieser Gedanke ist spekulativ, scheint aber doch einen Blick auf die Schreib-Szene zu ermöglichen, die man sich zu Fischarts *Truncken Litanei* vorzustellen hat. Bei dieser Sammlung werden die lateinischen *auctores* allerdings nicht miteinander in einen Dialog, sondern einen Wettkampf gestellt, mit dem eloquenten Fundus einer niederen ‚barbarischen‘ Dichtung, die sich aus Liedern, Trinksprüchen, Scherzen, Schwänken, Flüchen und Reimspielen speist.

Im 27. Kapitel findet sich eine Stelle, die den poetischen Wettkampf der *Truncken Litanei* noch einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten erlaubt. Dort wird erzählt, womit Gargantua sich in Paris an der Hohen Schule während der unterrichtsbefreiten Tage die Zeit vertrieb. Auch diese ‚freien‘ Stunden stehen ganz im Dienst der humanistischen Selbstformung:

Wiewol nun also derselb Tag ohn Bücher vnnd Lectur hingiang, gieng er gleichwol nicht on Frucht ab: Dann sie erinnerten sich inn dieser lustigen Wissen, etlicher schöner Verß oder sprüch vom Feldbaw, auß dem Vergilio, Hesiodo, Rustico, Politiano: Clemente Affrico: machten vnnd schriben inn jhre Schreibtäflin etliche kurtze lustige Epigrammata zu Latin, vnnd vbersetzen sie darnach inn Rondeo vnd Ballade gestalt auff Frantzösisch oder Teutsch, Reimeten vmb die wett, dichteten Lieder, auff allerley melodei, erfunden neue bünd, neue dantz, neue sprüng, neue

474 Vgl. Jean-Claude Margolin, Jan Pendergrass, Marc Van der Poel: *Images et lieux de mémoire d'un étudiant du XVIe siècle. Étude, transcription et commentaire d'un cahier de latin d'un étudiant néerlandais*. Paris 1991.

475 Vgl. Johannes Sturm: *Poeticvm Primum volumen* [...]. Straßburg: J. Rihel, 1565, S. 60.

Passa repassa, neue hoppeltantz, machten neue Wissartische Reimen von gemengten trey hüpffen vnd zwen schritten.⁴⁷⁶

Wie in der *Truncken Litanei* findet hier poetische Produktion im Freien statt und ist an Geselligkeit gebunden. Man reimt und dichtet an beiden Stellen im Grünen um die Wette – hier allerdings nicht, wie im Wettkampf des achten Kapitels, in der ‚barbarischen‘ Dynamik von Zutrinken und Bescheid-Geben, sondern entlang der kunstgerecht aufeinander aufbauenden Schritte von *interpretari*, *imitari* und *aemulari*.⁴⁷⁷ Sie führen zur Schaffung von Neuem, nämlich von *neue bünd*, *neue dantz*, *neue sprüng*, *neue Passa repassa*, *neue hoppeltantz*, [...] *neue Wissartische Reimen*. Diese Produktivität beginnt damit, dass in einem ersten Schritt *Verß oder spruch* antiker Autoren vorgetragen (*interpretari*) werden, bevor diese im zweiten Schritt in eigenen lateinischen Sprüchen nachgeahmt werden (*imitari*). Schließlich werden die Sprüche im dritten Schritt in andere Versformen (*Rondeo vnd Ballade gestalt*) transponiert sowie in die Volkssprachen übertragen, wobei *vmb die wett* gereimt wird (*aemulari*). Es scheint aber insbesondere das Dichten von Liedern *auff allerley melodei* zu sein, was zum Erfinden von Neuem führt, nämlich zu neuen metrischen Mustern und Tänzen. Dergestalt erreichen Gargantua und seine Freunde schließlich mit den *Wissartische[n] Reimen* jene poetische Produktivität, die auch dem Roman insgesamt zuzuschreiben ist, verweist *Wissart*, ein Pseudonym Fischarts, doch auf dieselbe Autorschaft, und dichtet der Roman an anderer Stelle selbst mit *sechssprüngige Verkers* und *Sechstrabende[] vnd fünfftelterige[] Reimen* insofern ‚neue‘ Formen, als er sich damit als einer der ersten an deutschen Hexametern und Distichen versucht.⁴⁷⁸ Die poetische Produktion, die hier skizziert wird, führt über die Trias von *interpretari* – *imitari* – *aemulari* hin zu einem Dichten nach Klangereignissen. In der *Truncken Litanei* hingegen wird dieser Weg programmatisch andersherum imaginiert. Zuerst wird, wie noch im siebten Kapitel erzählt wird, nämlich getanzt (*da dantzten, schupfften, hupfften, lupfften, sprungen, sungen* [...]).⁴⁷⁹ Darauf folgt die über vierzig Seiten hinweg entfaltete Klanglandschaft der *Truncken Litanei*, wo ausgiebig gereimt und gesungen wird. Erst mit fortschreitender Dauer des Gelages finden sich vermehrt Einsprengsel von lateinischen Versen antiker Dichter. Diese werden allerdings weder erinnert, übersetzt noch nachgeahmt, sondern bilden vielmehr den Ausgangspunkt für ein Dichten nach Klang, da sie vor allem über Klangähnlichkeiten mit deutschen Wörtern gemischt und mit neuem Sinn versehen werden.

⁴⁷⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 375.

⁴⁷⁷ Vgl. auch Brockstieger, *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste*, S. 233, die bei dieser Stelle von „mehrfach ineinander verschränkte[n] Folge[n] an imitativ-aemulativen Operationen“ spricht.

⁴⁷⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 66.

⁴⁷⁹ Ebd., S. 154.

4.6 Zwischenfazit

In diesem Kapitel wurde gezeigt, dass bei Fischart auf Ebene der Sprache – Wörter und Wendungen – ganz konkret geübt wird: historische Übungspraktiken werden nachgebildet, die im Zeichen der rhetorischen *copia dicendi* stehen und sich auf den Lateinunterricht des Straßburger Gymnasiums zurückführen lassen.

Hinleitend wurde über die paradigmatische Figur des Proteus in den diskursiven Zusammenhang rund um die *copia dicendi* – das Verfügen über einen großen Vorrat an Wörtern und Wendungen – eingeführt, in den sich Fischarts Buch programmatisch stellt. Während die lateinische Schulrhetorik sich auf einen Wortschatz begrenzt, der sich nicht nur auf eine einzige Sprache, sondern auch auf nur wenige vorbildliche Autoren einer goldenen Latinität stützt, führt Fischarts Text die Potenz eines ‚barbarischen‘ Proteus vor, der seinen Vorrat aus prinzipiell allen Sprachen und Zeiten schöpfen kann.

Im zweiten Schritt wurden über den Kontext des Straßburger Gymnasiums Aspekte des grammatischen Grundlagenunterrichts thematisiert, mit denen das ‚Mündlichkeitsphantasma‘, das im 16. Jahrhundert mit dem Ideal der *copia dicendi* einhergeht, in konkreter Unterrichtspraxis zu verankern gesucht wurde. Am Straßburger Gymnasium wurde zu diesem Zweck, folgt man Johannes Sturms eigenem Anspruch, recht umfassend römische Republik gespielt: von der Organisationsstruktur der Schule über das Aufführen von Gerichtsszenen bis zum Schulsport stand die Institution im Dienst der Schaffung eines künstlichen Alltags für lateinische Mündlichkeit.

Im dritten Schritt wurde exemplarisch gezeigt, wie sich die inszenierte Mündlichkeit von Fischarts Roman mit konkreten Praktiken aus Sturms pädagogischem Apparat in Verbindung bringen lässt, die bei Fischart allerdings nicht in den Dienst der Latinität gestellt werden. Vielmehr wird mit ihnen ein *MutterLallen* simuliert: Wörter werden, erstens, wie Waren marktschreierisch feilgeboten – eine Unterrichtspraktik, die Sturm selbst vorschlägt, was es erlaubt, die ‚Marktplatzkomponente‘ karnevalesker Rede bei Fischart in den Kontext einer übenden Selbstformung zu stellen. Fischarts Erzählen erschafft, zweitens, parallel zur Geburt des Protagonisten eine Art ‚Textgigant‘, indem sich beim Thema Nahrung der Text mit einer Fülle an Vokabeln dehnt. Dieser aufgeblähte Text findet eine bemerkenswerte Entsprechung in den „monstrorationis“, zu denen das am Straßburger Gymnasium habitualisierte extensive Sammeln von Wörtern und Wendungen laut Klage des Lehrpersonals geführt haben soll. Bei Fischart wird dieses Sammeln nicht nur vorgeführt, sondern durch die poetologische Verschränkung von sprachlicher, körperlicher und kultureller Größe auch aufgewertet; eine Strategie, die sich im Sinne einer eigenwilligen *Probarbaries* als performative Replik auf die humanistische Klage über kulturelle Defizienz inszeniert: die sprachliche Dehnung von Text wird als Methode verstanden, um kulturelle Größe (*maiestas*) zurückzugewinnen. Das achte Kapitel der *Geschichtklitterung* (*Truncken*

Litaneï) wurde, drittens, als performativer Höhepunkt dieser Sprachübungen gedeutet: Es versammelt Wendungen rund um das Thema Trinken in Form einer pseudo-dramatischen Klanglandschaft. Dieses Sammeln funktioniert wie ein alternatives *formulae*-Heft, das jedoch nicht aus klassisch-lateinischen Sentenzen, sondern aus deutschen Trinksprüchen, Liedern und Redewendungen besteht.

5 Formübungen

5.1 Einstieg: Progymnasmata Deutsch

In diesem Kapitel steht die Fülle kleiner Formen im Zentrum, aus denen sich die *Geschichtklitterung* zusammensetzt. Zu zeigen gilt es, dass sich diese Formen auf Kompositionsübungen zurückführen lassen, mit denen im zeitgenössischen gymnasialen Curriculum von der Grammatik zur Rhetorik gewechselt wurde. Guy Demerson hat schon vor knapp vierzig Jahren darauf hingewiesen, dass sich Rabelais' Pentalogie wie ein Verzeichnis der unterschiedlichen oratorischen Übungsgattungen der Zeit liest.⁴⁸⁰ In der Rabelais-Forschung wurde in der Folge der strukturelle und thematische Einfluss der sog. Progymnasmata auf einzelne Kapitel herausgearbeitet.⁴⁸¹ Bei den Progymnasmata (dt. ‚Vorübungen‘) handelt es sich um eine „nach wachsendem Schwierigkeitsgrad geordnete Reihe kleinerer, für Anfänger gedachter kompositioneller Vorübungen, die schrittweise vom Grammatik- zum Rhetorikunterricht hinführen und auf die Königsdisziplin des freien mündlichen Deklamierens und Disputierens vorbereiten sollen.“⁴⁸² Es wird also die Fähigkeit zur eigenständigen Komposition eingeübt, indem sie in einzelne Teilkompetenzen zerteilt wird: Nacherzählen (*fabula/narratio*), Beschreiben (*descriptio*), Belegen und Widerlegen (*chreia* und *proverbium*), Aufzeigen oder Auflösen von Widersprüchen (*refutatio* und *confirmatio*), Loben (*encomium*), Tadeln (*vituperatio*), Vergleichen (*comparatio*), eine Redemaske gestalten (*ethopoeia*), eine Frage erörtern (*thesis/positio*).⁴⁸³ Das Ziel der Übungen ist, die Schüler zur Deklamation zu befähigen, also dazu, mit einer Rede *ex tempore* zu einer Frage sowohl die Pro- als auch die Kontraposition kunstvoll zu vertreten. Um die Fähigkeit zum freien Deklamieren zu erlangen, galt es, die Komposition jedes einzelnen Bestandteils deklamierender Rede durch extensives Üben zu automatisieren und das entsprechende Know-how zu inkorporieren. Genau dazu dienten die Progymnasmata: „In this sense, the *progymnasmata* were a gymnastic training for the mind,

480 Guy Demerson: Tradition rhétorique et création littéraire chez Rabelais. In: *Études de lettres* 201,2 (1984), S. 3–23.

481 Vgl. Gerard J. Brault: The Significance of Eudémon's Praise of Gargantua (Rabelais, I, 15). In: *Kentucky Romance Quarterly* 18,3 (1971), S. 307–317; Diane Desrosiers: An muri faciendi. La pratique des progymnasmata dans l'œuvre de François Rabelais. In: *Les progymnasmata en pratique, de l'Antiquité à nos jours. Practicing the Progymnasmata, from Ancient Times to Present Days*. Hrsg. von Pierre Chiron, Benoît Sans. Paris 2020, S. 218–226; dies.: Le Tiers Livre de Rabelais et la tradition des progymnasmata. In: *Inextinguible Rabelais*. Hrsg. von Mireille Huchon, Nicolas Le Cadet, Romain Menini. Paris 2021 (*Les Mondes de Rabelais*. 6), S. 305–315

482 Manfred Kraus: Art. Progymnasmata / Gymnasmata. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 7. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 2005, Sp. 159–191, hier: Sp. 159.

483 Vgl. Donald Lemen Clark: The Rise and Fall of Progymnasmata in Sixteenth and Seventeenth Century Grammar Schools. In: *Speech Monographs* 19,4 (1952), S. 259–263, hier: S. 260.

true to the root sense of the verbe gymnazô, shaping it for certain activities just as athletics shaped the body.“⁴⁸⁴

In der Mitte des 16. Jahrhunderts stellte die Progymnasmata-Sammlung *Aphthonii Sophistae Progymnasmata, partim a Rodolpho Agricola, partim a iohanne maria catanaeo, latinitate donata* eines der weitverbreitetsten Schulbücher des Lateinunterrichts dar.⁴⁸⁵ Die Sammlung enthält nicht nur eine lateinische Fassung der antiken Progymnasmata des Aphthonius, sondern ihre Übersetzer und Bearbeiter (Rudolph Agricola, Johannes Maria Catanaeus, Reinhard Lorichius) haben weitere Modellthemen hinzugefügt sowie Scholien mit Fachterminologie und Erklärungen aus den Rhetoriken von Hermogenes und Quintilian ergänzt.⁴⁸⁶ Wie über 100 Ausgaben belegen, wurde die Sammlung als Schulbuch bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein verwendet, womit die *Aphthonii Sophistae Progymnasmata* die vor allem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts populären *copia*-Handbücher weit überdauerte.⁴⁸⁷ Während der Einfluss Letzterer auf die Literatur der Zeit seit Terence Caves Studie immer wieder hervorgehoben wurde,⁴⁸⁸ fehlen entsprechende Untersuchungen zum Einfluss der Progymnasmata auf die deutsche Literatur der Frühen Neuzeit. Folgt man Manfred Kraus, dann legt bereits die Nähe der Progymnasmata „zu literarischen Elementarformen und Textsorten“ nahe, dass diese in den Schulen der Frühen Neuzeit rege praktizierten Übungsformen eine „Brückenfunktion zwischen Rhetorik und Literatur“ bilden könnten.⁴⁸⁹ Für die Ausbildung des hellenistischen Romans in der zweiten Sophistik wird in der Forschung etwa die These vertreten, dass die Deklamation sowie die zu ihr hinführenden Progymnasmata eine zentrale Rolle bei der Herausbildung der Gattung gespielt haben.⁴⁹⁰ Begründet wird dieser Zusammenhang insbesondere durch thematische Parallelen (etwa einen Hang zum Abenteuerlichen). Die römische

⁴⁸⁴ Ruth Webb: *The Progymnasmata as Practice*. In: *Education in Greek and Roman Antiquity*. Hrsg. von Yun Lee Too. Leiden/Boston/Köln 2001, S. 289–316, hier: S. 292.

⁴⁸⁵ Im Folgenden beziehe ich mich auf die 1589er-Ausgabe: Aphthonius [u. a.]: *Progymnasmata Aphthonii Sophistae, Partim a Rodolpho Agricola, partim a Iohanne Maria Catanaeo latinitate donata* [...]. Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1589.

⁴⁸⁶ Clark, *The Rise and Fall of Progymnasmata*, S. 261 beschreibt die Zusätze wie folgt: „[M]odel themes from Mosellanus, plus the translations of Catanaeus and Agricola, plus whatever was useful in Priscian's Hermogenes and in Quintilian's discussion of the elementary exercises were combined to make the most popular textbook for rhetoric in the grammar schools of the sixteenth and seventeenth centuries“.

⁴⁸⁷ Zur Rezeption vgl. Mahlmann-Bauer, *Jesuitische ‚ars rhetorica‘*, S. 130; vgl. auch dies.: *Aphthonius and the Progymnasmata in Rhetorical Theory and Practice*. In: *Sizing up Rhetoric*. Hrsg. von David Zarefsky, Elizabeth Benacka. Long Grove 2008, S. 52–67.

⁴⁸⁸ Vgl. Cave, *The Cornucopian Text*.

⁴⁸⁹ Kraus, *Progymnasmata / Gymnasmata*, Sp. 160. Vgl. auch ders., *Aphthonius and the Progymnasmata in Rhetorical Theory and Practice*, S. 52–67.

⁴⁹⁰ Vgl. Ruth Webb: *Rhetoric and the Novel. Sex, Lies and Sophistic*. In: *A Companion to Greek Rhetoric*. Hrsg. von Ian Worthington. Malden/Oxford/Carlton 2007, S. 526–541; Traninger, *Erzähler und ‚persona‘*, insb. S. 203–204.

und griechische Literatur zeige sich „von Ovid bis Nonnos“ geprägt von einer Entwicklung der Progymnasmata aus dem schulischen Kontext heraus zu eigenständigen literarischen Formen.⁴⁹¹ Angesichts solcher Befunde liegt die Vermutung nahe, dass die humanistische Wiederbelebung der antiken Rhetorik in der Frühen Neuzeit ein ähnliches Wandern der Formen aus dem Schulunterricht in die Literatur ausgelöst haben dürfte. Dass sich ein solcher Wandel nicht nur in der lateinischen, sondern auch in den vernakularen Literaturen zeigen kann, legen Befunde aus der Rabelais- und Shakespeare-Forschung nahe.⁴⁹² Wenn in der Antike mithilfe der Übungen im Lateinunterricht „jene Techniken eingeprägt [werden], die wesentlich in die Konstitution fiktionaler Erzählliteratur eingehen“, wie Anita Traninger hervorhebt,⁴⁹³ dann wäre in der Frühen Neuzeit ein solcher Einfluss – als einer unter mehreren – auch auf die sich ausbildende (Proto-)Gattung des frühneuhochdeutschen Prosaromans zu vermuten.

Mit Blick auf die *Geschichtsklitterung* könnte man allerdings auf den ersten Blick vermuten, dass die Progymnasmata sich gar nicht im engeren historischen Kontext des Romans, namentlich in der Schulbildung des Autors, finden lassen. Johannes Sturm war zwar der erste Humanist, der die rhetorischen Schriften des Hermogenes vollständig rezipierte und insbesondere eine Übersetzung von dessen Rhetorik herausgab, aber er übersetzte gerade nicht dessen Progymnasmata, noch publizierte er die Version von Priscian oder Aphthonius als Ersatz.⁴⁹⁴ Sturm hat, blickt man auf die Lektürepläne des Gymnasiums, auf keine tradierte Progymnasmata-Sammlung zurückgegriffen. Das heißt aber nicht, dass solche Übungen im Unterricht nicht angewandt worden wären, schließlich wurden gemäß Sturm am Gymnasium in allen Klassen täglich Stilübungen durchgeführt, deren zentrale Bedeutung für die oratorische Kompetenz er in seinen pädagogischen Schriften deshalb auch immer wieder mit Nachdruck hervorhebt.⁴⁹⁵ Ferner geht aus einem Schulbericht hervor, dass am Straßburger Gymnasium regelmäßig deklamiert und disputiert wurde, was es wahrscheinlich macht, dass die speziell für diesen Zweck entwickelten propädeutischen Übungsformen zum Einsatz kamen.⁴⁹⁶ Sturm spricht zudem immer wieder von Stil- und

491 J.-A. Fernandez Delgado: Hexametrische Ethopoiiai auf Papyrus und andere Materialien. In: Proceedings of the 20th International Congress of Papyrologists. Hrsg. von Adam Bülow-Jacobsen. Kopenhagen 1992, S. 299–305, hier: S. 303; vgl. auch Christiane Heusch: Die Ethopoiie in der griechischen und lateinischen Antike. Von der rhetorischen Progymnasmata-Theorie zur literarischen Form. In: *Éthopoiia: la représentation de caractères entre fiction scolaire et réalité vivante à l'époque impériale et tardive*. Hrsg. von Jacques Schamp [u. a.]. Salerno 2005, S. 11–33, insb. S. 30.

492 Vgl. grundlegend Thomas W. Baldwin: William Shakspeare's Small Latine & Lesse Greeke. Bd. 2 von 2. Urbana 1944, insb. S. 239–379.

493 Traninger, Erzähler und ‚persona‘, S. 203.

494 Vgl. Clark, The Rise and Fall of Progymnasmata, insb. S. 261.

495 Zum Umfang der Stilübungen vgl. Loïc Chalmel: Jean Sturm: Renaissance et utopie pédagogique. In: Johannes Sturm (1507–1589). Hrsg. von Matthieu Arnold. Tübingen 2009, S. 181–194.

496 Vgl. Petrus Dasypodius: De schola urbis Argentoratensis. Straßburg: J. und T. Rihel, 1556.

Kompositionsübungen,⁴⁹⁷ scheint diese aber für so selbstredend und bekannt zu halten, dass er beispielsweise in seiner pädagogischen Grundlagenschrift *De literarum ludis recte aperiendis* gar nicht auf die genaue Art der Übungen eingeht. Erst bei den mündlichen Vortragsübungen der höheren Klasse nennt Sturm konkrete Formübungen: „Quales sunt Homeri et Demostheni narrationes, laudes, vituperationes, amplicificationes et loci communes.“⁴⁹⁸

Fischart bietet sich also für eine Probe aufs Exempel an, lässt sich doch die historische Bildung des Autors als Knotenpunkt sehen, über den die rhetorischen Formübungen aus dem Lateinunterricht der Zeit in die Vernakularliteratur gewandert sein dürften. Im Folgenden wird dieser Zusammenhang anhand der längeren eigenständigen Zusätze entwickelt, die sich in der *Geschichtklitterung* neben den oben bereits besprochenen Stellen aus dem dritten, vierten und achten Kapitel des Romans finden. Vergleicht man diese Zusätze mit den Schemata der Progymnasmata, zeigt sich nämlich, wie entlang von Rabelais' *Gargantua* fortlaufend deutsche Entsprechungen für die seit der Antike tradierten kleinen Formen in den Text integriert werden. Zudem lässt sich nachzeichnen, wie der Text in der eigensinnigen Aneignung des Formbestands der Schulrhetorik auch eine eigene Affektrhetorik ausbildet.

5.2 Fabula: Das Scheitern der Schulrhetorik

Für Johannes Sturm beginnt geistreiches Sprechen (*copiosius loqui*) mit dem Erzählen: *Et quid laudabilius esse potest in puero, quam narratio confecta verbis pura, sententiis suavis, intellectu clara?*⁴⁹⁹ Und auch in der Reihenfolge der antiken Progymnasmata bildet das Nacherzählen von Geschichten aus Dichtung und *historia* den ersten Schritt vom Grammatik- zum Rhetorikunterricht. Wie verbreitet diese Übung in der Frühen Neuzeit war, belegen nicht nur Schulbücher und -schriften, sondern auch die Literatur. Poggio Bracciolini rahmt im Vorwort sein *Liber facetiarum* (entstanden zw. 1438–1451) beispielsweise als Stilübung und empfiehlt ausdrücklich anderen, die Geschichten auszuschnücken und zu verfeinern, um das lateinische Sprachvermögen zu bereichern.⁵⁰⁰ Diese Übung findet sich auch bei Fischart. Im 36. Kapitel ist eine Erzählung in die Erzählung inseriert, auf die bei Rabelais lediglich angespielt wird.

⁴⁹⁷ Johannes Sturm weist beispielsweise in den *Epistolae Classicarum* den Lehrer der fünften Klasse an, mit ersten Kompositionsübungen zu beginnen, „just as one let children handle a sword, unsheathe it and walk with it in public in order that the teacher of the next grade, like a good gladiator, not receive them complete novices“, in: Sturm, *Classical Letters*, S. 270 (Brief V).

⁴⁹⁸ Sturm, *De literarum ludis recte aperiendis*, S. 170.

⁴⁹⁹ Vgl. Sturm, *Scholae Lauinganae*, S. 304: „Was kann man bei einem Knaben Lobenswerteres finden als die Schilderung eines Hergangs, die fehlerlos in der Wortwahl, gewinnbringend in ihren Sätzen und klar im Gedankengang ist?“.

⁵⁰⁰ Vgl. Poggio Bracciolini: *Poggii Florentini Oratoris Et Philosophi Opera*. Basel: H. Petri, 1538, S. 420.

Nachdem König Pikrochol und seine Berater sich in ihren Kriegsplänen in einen regelrechten Größenwahn hineingesteigert und in ihren Imaginationen die ganze Welt erobert haben, meldet sich eine Figur mit Namen Echephron zu Wort, die die ganze Unternehmung kritisch hinterfragt. Bei Rabelais liest sich die Stelle wie folgt:

Là present estoit un vieux gentilhomme esprouvé en divers hazars, et vray routier de guerre, nommé Echephron, lequel ouyant ces propous dist. „J'ay grand peur que toute ceste entreprinse sera semblable à la farce du pot au laict, duquel un cordouannier se faisoit riche par resverie: puis le pot cassé n'eut de quoy disner. Que pretendez vous par ces belles conquestes? Quelle sera la fin de tant de travaux et traverses?“⁵⁰¹

Anstatt eine beispielhafte Geschichte wie die *farce du pot au laict* nur im Nebensatz anzuführen, erzählt Fischarts Echephron über drei Seiten hinweg von einem Honigtopf: Ein Einsiedler hat die ihm von der Obrigkeit zugesendeten Honigrationen in einem Krug über dem Bett aufgespart. Eine Teuerung im Honig beflügelt eines Tages den noch im Bett liegenden Mann dazu, sich auszumalen, wie er mit seinem nun erheblich gestiegenen Kapital über unterschiedliche Investitionen und Tauschgeschäfte reich werden, eine Edelfrau heiraten und eine Familie gründen werde. Als er sich lebhaft vorstellt, wie er seinen künftigen Sohn mit der Rute züchtigen wird, affiziert ihn die eigene Imagination dergestalt, dass er die Geste mit einem Stock nachahmt und dabei versehentlich den Honigtopf zerschlägt. Damit ist das Kapital verloren und die imaginäre Spekulationsblase platzt. Mit dieser Erzählung erhalten die größenwahnsinnigen Spekulationen des Kriegsrats bei Fischart zwar nur schon dem Textumfang nach ein klares Gegengewicht. Dennoch läuft Echephrons Intervention auf Handlungsebene ins Leere. Nach dem mehrseitigen Intermezzo fordert Pikrochol völlig unbeeindruckt dazu auf, das Itinerar des Eroberungszugs fortzusetzen: *Nun fortan, sprach Picrochol, was haben wir weiters zum besten.*⁵⁰²

Bereits bei der Einführung der Figur, der die Geschichte in den Mund gelegt wird, zeigt sich, dass ganz im Sinne der Übungsform der *fabula* Bekanntes wiedererzählt wird:

Damals, als sie diß fürprachten, war eben auch zugegen ein alter erfahrener vom Adel, ein rechter nasser Kund vnnd ein Schnautzhan inn Kriegen, genannt Echephron von Hattmut vom geschlecht Cyneæ, deß Epyrischen Königs Pyrrhi wol vertrauwten Rahts, welcher, als er diß traumkriegen angeben höret, sprach er. Ich besorg, das all dieser anschlag wird außschlagen wie dem Einsidel im Buch der alten Weisen: wie war das?⁵⁰³

Echephron erhält bei Fischart eine Abstammung (vom *geschlecht Cyneae*), die keine genealogische, sondern eine *litterarische* ist. *Cyneae* spielt nämlich auf eine Szene aus dem Leben des Pyrrhus an, die Plutarch in seinen *Vitae parallelae* (16. Buch, 14. Kap.)

⁵⁰¹ Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 95.

⁵⁰² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 442.

⁵⁰³ Ebd., S. 438.

wiedergibt.⁵⁰⁴ Dort stachelt der für seine Redegabe berühmte Kineas den Pyrrhus zuerst zu Eroberungsphantasien an, um ihn im Anschluss zu fragen, was er nach all diesen Eroberungen zu tun gedenke. Pyrrhus antwortet, dass er Wein trinken und sein Leben genießen werde, worauf Kineas zu Bedenken gibt, dass man das ebenso gut sofort tun könnte, ohne sich erst umständlich in Gefahr begeben zu müssen. Genau auf diese Trias aus Frage, Antwort und Gegenrede läuft das Gespräch zwischen Pikrochol und Ecephron hinaus.⁵⁰⁵ Bei Fischart wird also durch die vermeintliche genealogische Abstammung von Ecephron das Muster benannt, das dem ganzen Kapitel mit seinem „[T]raumkriegen“ zugrunde liegt. Ferner wird auch die Geschichte vom Honigtopf deutlich als Nacherzählung markiert. Ecephron weiß die Quelle seiner Geschichte nämlich zu benennen (*im Buch der alten Weisheit*).⁵⁰⁶ Dieses Buch der alten Weisheit ist eine populäre Sammlung von Fabeln und Gleichnissen, die auf der altindischen Sammlung *Panchatantra* beruht (rezipiert in der Frühen Neuzeit über Giovanni da Capuas *Directorium humanae vitae*).⁵⁰⁷ Fischart verwendete als Vorlage nicht Capuas *Directorium*, sondern die deutsche Übersetzung von Antonius von Pforr aus dem 15. Jahrhundert (*Buch der Beispiele der alten Weisen*, zuerst gedruckt um 1480). Bezeichnenderweise hat Fischart aber nicht einfach den Text abgeschrieben. Der Satzbau folgt zwar Pforrs Übersetzung bis auf die Zusätze augenfällig genau, weicht aber im Wortlaut fortlaufend ab (*glücksäliger und gotsfürchtiger sun* (A. v. P.) – *holdseligs Sönlín* (J. F.); *hubsch weib, von einem edlen geschlecht* (A. v. P.) – *frisch, from, reich, jung, schön Weib von grosem Geschlecht* (J. F.) usw. Legt man beide Texte nebeneinander, entsteht durchaus der Eindruck, dass es beim Umarbeiten darum gegangen sein könnte, sämtliche Wörter der Vorlage durch bedeutungsäquivalente zu ersetzen. Das entspräche der Übung der *fabula* auf einfachster Stufe, bestand diese doch darin, ausgehend von einer schriftlichen Vorlage die Erzählung in gleich gebauten Sätzen, aber anderer Lexik wiederzugeben.⁵⁰⁸

⁵⁰⁴ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 442 gibt die Geschichte wie folgt wieder: „[D]er Ratgeber reizt Pyrrhos mit immer weiteren Fragen zum Traumkriegen: nach Unterwerfung der Römer soll Italien erobert werden, danach Sizilien, Afrika und Karthago, Makedonien und Griechenland. Danach werde man die Ruhe genießen. Warum man nicht gleich die Ruhe genießen könne, fragt Kineas zum Schluß“.

⁵⁰⁵ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 441–442: *Vnd lieber sagt mir, was wird das end sein solches ziehens vnd bemühens? Das wird's sein, antwort Bittergroll, das wann wir wider kommen, vns zur rhu begeben, vnnd guts muts sein. Darauff fragt Habmut, vnnd wann jhr villeicht nicht wider kämen? Sintemal der weg weit und gefährlich ist: wers nit besser daß wir vns jetzund zur rhu begeben, eh wir vns inn die gefahr wagten?*

⁵⁰⁶ Ebd., S. 439.

⁵⁰⁷ Vgl. Friedmar Geissler: Einleitung. In: *Das Buch der Beispiele der alten Weisen*, Teil 2. Hrsg. von dems. Berlin 1974 (Veröffentlichung / Deutsche Akademie der Wissenschaften. Institut für Orientforschung. 61,2), S. 1–31.

⁵⁰⁸ Sturm empfiehlt beispielsweise als Anfängerübung, eine Vorlage unter dem ‚Amboss des Stils‘ (*sub incudem stili*) nachzuahmen – ebenso wie die *Geschichtklitterung* auf dem Titelblatt angibt, den Text für die Neuauflage noch einmal auf den Amboss gebracht zu haben – d. h. auf Wortebene mit

Bei Fischart bleibt die Übung aber nicht auf dieser Stufe stehen, sondern Pforrs Erzählung wird auch inhaltlich ergänzt. Während bei Aphthonius die Modellthemen ausgesprochen kurz bearbeitet werden, bietet die erweiterte Progymnasmata-Sammlung der Renaissance für ein und dasselbe Thema Mehrfachausführungen (*brevius* oder *fusius*) mit Anweisungen, wie man die Erzählung ausbauen kann.⁵⁰⁹

Narratio consumitur circumstantijs, quae hoc versiculo, comprehenduntur: Quis, quid, vbi, quibus auxilijs, cur, quomodo, quando. Fit enim copiosa, si circumstantijs amplifices atque dilates, et a quo tempore, quoque loco, quo modo, quo instrument, quae denique causa factum aliquid sit diligenter persequaris.⁵¹⁰

Amplifiziert werden können alle Elemente der Handlung, indem man sorgfältig die Fragen des populären Merkwertes beantwortet. Als Stilübung wird diese Art des amplifizierenden Umschreibens gerade für das Nacherzählen von Fabeln empfohlen. Wer seinen Stil üben möchte, soll die *fabula* nicht zu trocken halten, sondern sie „mit dem Saft von Zeiten, Orten und anderen Umständen“ anreichern.⁵¹¹ Genau das leisten Fischarts Zusätze, denn es werden alle möglichen Umstände hinzugefügt. Augenfällig werden etwa die Handlungen stärker motiviert: die Teuerung im Honig, die die Einbildungskraft des Einsiedlers weckt, erhält einen klaren Verursacher (der Papst habe *Waidvergifter* ausgesandt, was mittelbar ein Bienensterben und eine Honignknappheit verursacht hätte). Weiter wird die Sparsamkeit des Einsiedlers bei Fischart durch eine Vision motiviert, während sie in der ursprünglichen Version nicht weiter begründet wird. Beide Präzisierungen dienen zwar augenscheinlich der Konfessionspolemik, führen aber auch die schulbuchmäßige *amplificatio* einer Erzählung vor. Fischarts Nacherzählen beantwortet nicht nur die Frage nach dem Warum, auch die Zeit der Handlung wird ausgestaltet:

In illo tempore, da die Thier redten, ja da die gemalten vnnd Götzen bestelte Wänd Predigten, vnd die Menschen schwigen vnnd die Häuser mit S. Loreto vber Mör flogen, vnnd die Ostien das Wasser hinauff schwamen, da war ein wilder Mönch [...].⁵¹²

Mit dieser erzählten Zeit wird die Gattung *fabula* deutlich markiert (*da die Thier redten*). Die Fabel spielt bei Fischart sozusagen in ‚Fabelzeit‘. Da im gleichen Zug auch Legendarisches unter die Fabeln eingereiht wird, wechselt der Standpunkt der Rede

der Vorlage zu wetteifern, vgl. Sturm, *De exercitationibus rhetoricis liber Academicus*, fol. D ij^v; vgl. auch ebd., fol. C vij^{r-v}, wo als Nutzen der Übung hervorgehoben wird, dass dabei der *calamus* in den Grenzen einer kunstvollen Komposition verbleibe (da die Syntagmen vorgegeben sind).

⁵⁰⁹ Vgl. Aphthonius [u. a.], *Progymnasmata Aphthonii Sophistae*, fol. 18f.

⁵¹⁰ Ebd., fol. 18^r.

⁵¹¹ Vgl. ebd., fol. 7^{r-7^v}: *Porro qui in hoc scribendi genere voluerint stylum exercere, duo potissimum vitabunt. Primo, ne orationem faciant omnino aridam, sed temporum, locorum, aliarumque circumstantiarum velut succo plenam reddant. Deinde ne dum hoc vitant vitium in contrarium incurrant, et immodica descriptionum ambitu fastidium ingerant.*

⁵¹² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 438f.

hier auch recht unvermittelt in die Konfessionspolemik, die zwar nicht so recht zur Figur von Echephron, dafür aber umso besser zur Redemaske des Romans passt (vgl. zu dieser Mehrstimmigkeit Kap. 6). Im Anschluss an oben zitierte Stelle wird zudem auch nicht einfach ein Einsiedler vorgestellt, sondern: *ein Waldbien, ein Waldbruder, aber kein Waldenser: jedoch ein Bruder Clauß in der Clausen, aber ein ásiger, doch kein Háuschreckenásiger, sonder Honigfrásiger*.⁵¹³ Die Hauptfigur wird ausführlich charakterisiert – über ihren Appetit – und konfessionell passend zur Spitze gegen die Legenden ins ‚richtige‘ kirchliche Lager eingeordnet (kein Waldenser, sondern ein Niklaus von Flüe). Auch weitere Umstände werden entfaltet. Das geht so weit, dass sogar die vom Einsiedler projizierten ökonomischen Transaktionen der Inflation des späten 16. Jahrhunderts angepasst werden: der Honigtopf wird für sieben, anstatt für fünf Gulden verkauft; ein Ochse wird für fünf Schafe – und nicht wie bei Capua und Pforr für vier – gekauft usw. Das ist ein bemerkenswert realistischer Zug für eine Erzählung, die ihre Geschichte zu Beginn ausdrücklich *in illo tempore* und im Fabelreich situiert, um dann doch durch Nähe zur ökonomischen Wirklichkeit der Zeit an der eigenen Glaubwürdigkeit zu arbeiten. Um noch einige weitere Beispiele für die Konkretisierung der Umstände der Geschichte anzuführen, wird beispielsweise das Tagträumen als *dichtet wie marcolfus, bawet Schlösser inn Spanien vnnd Stätt inn die lufft* beschrieben oder das Zerschlagen des Krugs deutlich umfangreicher und lebhafter geschildert als bei Pforr:

[...] vnd traff im streich sein vnschuldigs Krüglin daß es zu scherben zerfuhr, vnd jhm der Honig ins angesicht, haar vnd bart floß vnd spritzt, vnd jhm die augen verkleibet vnd das Bett beschiss: Ach, da lag aller anschlag im treck, da lag der Honigträumer im Honig vergult biß vber die Oren, beschiß sich hinden vnd fornen [...].⁵¹⁴

Das Daliegen im beschmutzten Bett wird hier in skatologischer Bildlichkeit präzisiert und die affektive Aufladung des Geschehens durch einen Ausruf erzählerisch gesteigert.⁵¹⁵ Schließlich findet sich in Fischarts Version, anders als bei Pforr, ein ausführliches Epimythion, mit dem die Formübung der *fabula* vollendet wird:

Secht liebe Herren also gerhiet diesem Bruder das Honigwuchern, da er gar reich wolt werden, het er nicht meh zuessen, der jrdin anschlag plib jrdin vnd zerful jrdin. Derhalben habt jhr wol fürzusehen, daß wann jr nach Schne zihet, er villeicht vergeh, eh jr dahin kommet: wann jr nach graß zihet, es schon abgemäiet sei: Oder jhr vergeht eh jhrs secht: Oder eyn Berg steht dazwischen, daß jr nicht ins ander thal sehen könt: Vnnd laßt das stuck Fleysch im maul fallen vnd

⁵¹³ Ebd.

⁵¹⁴ Ebd., S. 440.

⁵¹⁵ Vgl. ebd. auch die durch Ausruf, Adjektive und Deixis gesteigerte Affektivität in der direkten Rede des Einsiedlers: *Aber wann mir daß Cláußle nit folgen wolt, Botz Krisam, so wolt ich jhn so jämmerlich abbören mit diesem Stock (dann er hett eben damals seinen Stecken, damit er das Bett macht, inn der Hand, vnd Fantasirt dran) daß jm nach Gott vnd der welt wee muß sein: zuckt damit den stecken, vnd wolt jm selbs weisen wie er das vngeboren Sónlin so hart schlagen vnd abbören wolt [...]*.

schwimmt nach dem schatten. Gedenckt an Hertzog Lupolds Narren, welcher, da er hört, daß sein Kriegs Råht jm all rhieten wie er in das Schweitzergebirg kâm, sprach er, ich hör wol rhaten, wie man hinein komm, aber keyner sagt wie man wider herauß komm, der Fisch kompt wol ins Reiß, wie in die Fall die Mauß, aber nicht wider herauß. Es gieng auch also: darumb war der Fuchß gescheider, der zum Krancken Löwen nicht inn die Hül wolt: *quia me Vestigia terrent*: sprach Keyer Rudolff von Habsburg, als man jhm rhiet, er solt wie andere Keyser inn Italien ziehen [...].⁵¹⁶

Die Pointe der Geschichte wird nochmals rekapituliert, eine allgemeine Verhaltensregel daraus abgeleitet, veranschaulicht und ganz im Sinne praktischer Moral auf Pikrochols Situation angewendet. Dann werden zur Untermauerung Beispiele angeführt, und zwar gleich in generischer Vielfalt (Schwank, Fabel, historisches Exempel), und das Ganze mit gereimter Gnomik unterlegt (*der jrdin anschlag plib jrdin vnd zerful jrdin; der Fisch kompt wol ins Reiß, wie in die Fall die Mauß, aber nicht wider herauß*). In Anbetracht dessen, wie es sonst über weite Strecken im Roman mit der rhetorischen Stringenz aussieht, zeigt sich Echephrons Erzählung augenfällig pointiert. Die für die *Geschichtklitterung* typische Kommentarebene bleibt zwar durch die konfessionspolemischen Elemente am Erzählanfang durchaus präsent, nimmt aber nicht – wie sonst fortlaufend – überhand und geht nicht auf Exkurs. Auch im Epimythion nicht, das zwar Reihenbildung betreibt, sich aber im Vergleich zu anderen Stellen gemäßigt und funktional zeigt.

Dass Echephrons *fabula* innerhalb ihres fiktiven Kommunikationszusammenhangs scheitert, ist bezeichnend, weil sie im Kern eine ähnliche Wirkabsicht verfolgt, die sich auch die *Geschichtklitterung* im Prolog zum Ziel setzt. Echephron möchte Pikrochol den Spiegel vorhalten, indem er pointiert dessen *traumkriegen* den geplatzten Spekulationstraum des Einsiedlers entgegenhält. Die erzählte Fabel ist folglich in derselben Weise ein *spiegelweißliches beyspiel*,⁵¹⁷ wie es laut Widmungsvorrede der ganze Roman sein will. Offensichtlich funktioniert aber Echephrons form- und kunstgerechte *fabula* nicht, denn Pikrochol setzt im Anschluss seine Träumerei völlig unbeirrt fort. Das lässt sich durchaus poetologisch deuten. Wenn kunstvoll vorgetragene *beyspiele* nicht mehr funktionieren, muss sich die Rhetorik wandeln und sich derselben Mittel bedienen, wie die *verwirrte[] vngestalte[] Welt*,⁵¹⁸ gegen die sie antritt. Dass das nicht nur die Mittel satirischer Verzerrung sind, sondern auch die Mittel einer durchwegs auf *pathos* setzenden Rhetorik, zeigt sich anhand Fischarts Aneignung der Ethopoeia.

⁵¹⁶ Ebd., S. 441.

⁵¹⁷ Ebd., S. 4.

⁵¹⁸ Ebd.

5.3 Ethopoeia: Charakter aus Wasser und Feuer

Bei Fischart wird das Handlungsgerüst vielfach gebrochen und vor allem: unterbrochen. Das liegt, wie oben (vgl. Kap. 2.2.) angesprochen wurde, daran, dass das auf der Titelseite angepriesene *Rhaten* (*dicta*) gegenüber den dort gleichgewichteten *Thaten* (*gesta*) der Riesen überhandnimmt.⁵¹⁹ Nicht nur die Textinstanz räsoniert fortlaufend über alle möglichen Fragen und Gemeinplätze, die sich in mehr oder weniger losem Zusammenhang mit dem Erzählen ergeben. Sondern auch die Figuren der Geschichte neigen dazu, in Reden, Briefen und Gesprächen zu reflektieren und zu räsonieren. In der Textgenese zeigt sich dieser Zug daran, dass jene Kapitel der Vorlage besonders umfangreich erweitert werden, die fast nur aus Figurenreden bestehen. Die Rede, die Janotus von Pragmado in Paris hält, um von Gargantua die gestohlenen Glocken zurückzufordern, nimmt im Vergleich zur Vorlage bei Fischart beispielsweise im Umfang um mehr als das Dreifache zu. Diese Tendenz prägt auch die zweite Hälfte des Romans: das Selbstgespräch von Ulrich Gallet im 33. Kapitel ist dreieinhalb Mal so umfangreich, ebenso wie Bruder Jans Tischreden im 42. Kapitel (und auch seine Reden in den beiden Folgekapiteln) doppelt so umfangreich wie in der Vorlage sind. Die Energie, die bei Fischart in die Weiterarbeit an den Figurenreden fließt, erweckt den Eindruck, als würde der deutsche Text sich regelrecht darin üben, die französische Vorlage zu überbieten und in den Figurenreden den jeweiligen Charaktertyp besser zur Darstellung zu bringen. Sich in eine Figur und Situation hineinzudenken und eine zu beidem passende Rede zu komponieren, wird in der Lateinschule mit der Ethopoeia geübt.⁵²⁰ Bei dieser Übung geht es im Speziellen darum, für eine Figur in einer spezifischen Situation eine Rede auszudenken, die den Charaktertyp (*ethos*) der Figur zur Darstellung bringt.⁵²¹ Der Nutzen der Übung liegt darin, dass man lernt, zum einen die Affektzustände aller möglichen Personen rhetorisch darzustellen und zum anderen die Rede dem darzustellenden Charaktertyp anzupassen.⁵²² Die Ethopoeia gehört zu den fortgeschrittenen Progymnasmata und fächert sich, je nachdem, wem oder was dabei für Worte in den Mund gelegt werden, in unterschiedliche Sub-Genres (Ethopoeia, Eidolopoeia, Prosopopoeia) auf. Was genau man sich unter dieser Übung vorzustellen hat, zeigen die Beispiele in den Progymnasmata-Sammlungen. Es geht in ihnen überwiegend um Figuren in drastischen Situationen wie Kindsmord, Krieg,

519 In Bezug auf die Hauptfiguren spricht Bachorski davon, dass deren „Weltaneignung vor allem auf verbalem Wege“ erfolgt, anstatt dass die Vorzüglichkeit der Helden sich, wie im epischen Muster, „in der Tat“ entfaltet, ders., *Irrsinn und Kolportage*, S. 368f.

520 Vgl. Webb, *The Progymnasmata as Practice*, S. 304.

521 Zur antiken Tradition der Ethopoeia als Übung vgl. auch Hans-Martin Hagen: *Ēthopoia: zur Geschichte eines rhetorischen Begriffs*. Erlangen 1966, S. 56–69.

522 Vgl. Aphthonius [u. a.], *Progymnasmata Aphthonii Sophistae*, fol. 181^r: *Huius enim progymnasmatis usus est, ut exercitii studio personarum omnium affectus imitari, aptasque materiae, sensuum, sententiarum, verborumque formas accomodare coneris*.

Raubüberfall oder Exekution, deren mögliche Reden es zu imaginieren gilt.⁵²³ Die Situationen, in denen sich bei Rabelais und Fischart ausführliche Figurenreden finden, zeigen in ihrer abenteuerlichen Drastik eine auffällige Affinität zu den (meist der antiken Literatur entnommenen) Situationen der Schulübungen: Die Situation des Raubs liegt Janotus' Rede zugrunde, während der Krieg gleich mehrere kapitelfüllende Figurenreden befördert, wie Ulrich Gallets beschwichtigende Rede an Pikrochol oder Gargantuas Rede an die Besiegten am Ende des Romans. Bei Grandgousiers Brief an Gargantua, dem die Situation des drohenden Krieges zugrunde liegt, scheint ferner auch das im rhetorischen Üben seit der Antike prominente Verhältnis von Vater und Sohn durch.⁵²⁴

Würde man nicht vom engeren Verständnis der Ethopoeia innerhalb der Progymnasmata ausgehen, sondern mit Blick auf die rhetorische Figur nach Übungen im Entwerfen distinkter Redemasken fragen, wäre die virtuoseste Übung auf Ebene der Textinstanz („ich“) zu sehen, die über verschiedene Redemasken allerdings kaum ein die Überzeugungskraft der Rede steigerndes *ethos* generiert, sondern die Möglichkeiten fiktiver Autorschaft erkundet (vgl. dazu Kap. 6).⁵²⁵ Mit Blick auf konkrete historische Praktiken, die der Text ühend auf sich selbst anwendet, bietet es sich aber an, zu fragen, was der Text mit der Schulübung der Ethopoeia anstellt. Der Frage gehe ich im Folgenden anhand eines spektakulären Beispiels nach: der größtenwahnsinnigen Rede, die Pikrochols im 36. Kapitel führt. Sie ist bemerkenswert, weil die rhetorische Charakterdarstellung hier bei einem medizinischen Verständnis von dem, was einen Charakter auszeichnet, ansetzt: *ethos* wird zu *humores*. Das greift die in der Renaissance verbreitete Ansicht aus der Temperamentenlehre auf, dass die Körpersäfte cha-

523 Bei Aphthonius: Progymnasmata / Vorübungen. Griechischer Text mit deutscher Übersetzung. Hrsg. von Otto und Eva Schönberger. Würzburg 2019, S. 75 findet sich als Übungsaufgabe mit Musterlösung: „Was würde Niobe sagen, wenn ihre Kinder tot daliegen?“. Die im 16. Jahrhundert verbreiteten *Progymnasmata Aphthonii Sophistae* fügen diesem Beispiel zahlreiche weitere an, die sich überwiegend auf dramatische Situationen in der antiken Literatur beziehen: Was hätte Hekabe nach dem Fall von Troja, Medea vor dem Töten ihrer Söhne, die an die Hörner der Stiere gebundene Antiope sagen können? Nur eine Beispielübung bezieht sich auf eine im engeren Sinn historische Person, nämlich den für seine Milde bekannten Gerhardus Noviomagus (Gerhard Geldenhauer): Was für Worte würde der sprechen, nachdem er ausgeraubt und halbtot im Wald zurückgelassen wurde? Eine weitere bezieht sich auf eine allgemeine Situation: Was würde ein in Armut geratener Reicher sagen? Vgl. Aphthonius [u. a.], *Progymnasmata Aphthonii Sophistae*, fol. 176^v–191^v.

524 Vgl. Martin W. Bloomer: *Schooling in Persona. Imagination and Subordination in Roman Education*. In: *Classical Antiquity* 16,1 (1997), S. 57–78.

525 Vgl. Seitz, Johann Fischarts Geschichtklitterung, S. 172f.: „Die subjektive Perspektive, die mit [dem Erzähler, Anm. K.K.] gegeben ist, und in deren Folge die Willkür in der Verkettung der Gedanken und Motive ist zugleich ein Integrationsfaktor ersten Ranges. Durch die Person des Erzählers sind die Sprünge in der Darstellung motiviert, über ihn wird die Fülle des Wissens und die Fülle der Weltbeobachtung integriert [...]“.

rakterbildend (*êthopoios*) seien.⁵²⁶ Die Inspiration, eine Figur über die für ihre humoralpathologische Komplexion typische Affektlage zur Darstellung zu bringen, liefert die Vorlage. Rabelais' *Picrochole* ist nach einem Übermaß an gelber Galle (*Pikro-chol*: grch. *pikrós*, ‚bitter, feindselig‘, und *cholḗ*, ‚Galle‘) benannt,⁵²⁷ was nach humoralpathologischer Auffassung eine cholerische Komplexion anzeigt. Ein Augsburger Kalender aus dem späten 15. Jahrhundert bringt die charakterliche Komplexion des Cholerikers wie folgt auf den Punkt: *Colericus. Unser complexion ist gar von feüer / Schlagen vnd kriegen ist vnser abenteüer*.⁵²⁸ In weitverbreiteten und bis in die Neuzeit „ad nauseam“ wiederholten Merkversen wird der cholerische Typ als listig, zornig, verschwenderisch, kühn und schlau bezeichnet.⁵²⁹ Aber auch medizinische Werke der Zeit beschreiben die *humores*. Menschen mit cholerischer Komplexion sind beispielsweise laut Ambroise Paré *Chirurgia* erstaunlich schnell von Begriff und kühn, aber auch heimtückisch, sie streben ferner nach Ruhm und sind rachsüchtig. Ihr Schlaf ist kurz und sie träumen von glühenden, zornigen und glänzenden Dingen (*leurs songes sont de choses bruslantes, furieuses, et luisantes*).⁵³⁰ Bei Rabelais steht die Reduktion der Figur auf ihre humoralpathologische Typologie im Dienst der Karikatur. *Picrochole* ist das Gegenbild eines idealen Herrschers, der sich vor allem durch einen Mangel an Affektkontrolle auszeichnet. Indem Gargantua ihn besiegt, vollendet auch der Held des Romans symbolisch seine Formung vom affektgesteuerten Riesenkind zum maßvollen und bedachten Herrscher.

Das in Rabelais' *Picrochole* angelegte Benennungsmotiv wird bei Fischart vielfach variiert, wobei sich sowohl Übertragungen ins Deutsche finden (*Bittergall(ier)*, *Gallbitter*) als auch Varianten, bei denen das Benennungsmotiv merkwürdig verschoben wird. Beispielsweise wird die Galle mit dem Affekt des Zornes (*groll*), den sie im Körper bewirkt, ersetzt (*Bittergroll*, *Grollenkoderer*). Die semantischen Verschiebungen in der Benennung der Figur führen bei Fischart aber auch so weit, dass die damit bezeichnete Komplexion verändert wird. Die Galle wird nämlich immer wieder durch

526 Vgl. Jacques Bos: The Rise and Decline of Character. Humoral Psychology in Ancient and Early Modern Medical Theory. In: *History of the Human Sciences* 22,3 (2009), S. 29–50, hier: S. 35.

527 Vgl. den ausführlichen Stellenkommentar zum Namen in: Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 1131f. (Anm. 7 zu S. 75).

528 Augsburger Kalender, um 1480, zit. n. dem Faksimile in: Raymond Kilbansky, Erwin Panofsky, Fritz Saxl: Saturn und die Melancholie. Studien zur Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und der Kunst. Übers. von Christa Buschendorf. Frankfurt a. M. 1990, Abb. 87.

529 Die Verse stammen vermutlich ursprünglich aus der Sammlung *Regimen sanitatis Salernitanum* (oder: *Flos medicinae*) und lauten: *Hirsutus, fallax, iracundus, prodigus, audax, astutus, gracilis, siccus croceique coloris*, zit. n. Kilbansky/Panofsky/Saxl, Saturn und die Melancholie, S. 114, Anm. 145.

530 Ambroise Paré: Les œuvres d'Ambroise Paré, conseiller et premier chirurgien du Roy. Dixiesme edition, reveue et corrigée en plusieurs endroits, & augmentée d'un fort ample traicté des fièvres [...]. Lyon: C. Prost, 1641 [zuerst Paris: G. Buon, 1585], S. 13: [D]*avantage, ils sont adextres d'entendement, et merueilleusement prompts, et vigilans: ils sont aussi felons, audacieux, convoiteux de gloire, aspres, vengeurs des iniures à eux faictes [...]*.

koder (zäher Schleim) ersetzt, der eigentlich den Phlegmatiker, nicht aber den Choleriker auszeichnet (*Bitterkoder*, *Grollenkoderer*, *Koderbitter*, *Koderkolterer*). Da eine übertragene Bedeutung von *kodern* als ‚zänkeln, gifteln‘ nur für das Schweizerdeutsche überliefert ist,⁵³¹ tritt die Bedeutung ‚Schleim spucken‘ in der stark an der Temperamentenlehre orientierten Benennung der Figur bei Fischart deutlich hervor. Im Denken der Zeit sind die Phlegmatiker so ziemlich das Gegenteil der Choleriker, nämlich: *stumpfes synns vnd schlaffend vil vnd seind trág vnd speu/ wen vil vnd seind grob mit iren synnen vnd seynd faist vnd weich vnder dem antlitz vnd treibent gern saitenspil*.⁵³² Die bereits oben angesprochenen Merkverse attestieren dem phlegmatischen Typ nebst Schläfrigkeit, Trägheit und mangelnder Geistesgegenwart auch ein Übermaß an Speichel.⁵³³ Das führt zurück zu Fischarts Benennung der Figur als *Bitterkoderer*, zeichnet sich der Phlegmatiker doch nicht nur durch zu viel *Koder* im Körper aus, sondern er *kodert* auch nach außen. Paré beschreibt dies in der Einleitung zur *Chirurgia* (1564) recht anschaulich: *ils vomissent beaucoup de phlegme et quositez, et souvent crachent grande quantité de salive, et iettent excemens semblables par les narines*.⁵³⁴ Folglich schleicht sich über die Benennungen der Figur bei Fischart auch eine eigentlich inkompatible Hybridität in die Komplexion der Figur. In den Worten von Fischarts *Ehzuchtbüchlin*: *Dan eyn Cholericus, der hitzig vor der stirn ist, verträgt sich wenig mit eym koderigen Flegmatico*.⁵³⁵ Damit wird die Figur bei Fischart sozusagen ganz wörtlich komplexer, insofern sich durch die Galle und Schleim mischenden Benennungen auch ein innerer Konflikt in sie miteinschreibt: zwischen Feuer und Wasser, Hitze und Kälte, Reaktivität und Passivität, Zorn und Trägheit. Diese Mehrschichtigkeit erhält die Figur aber gerade durch die Reduktion des Charakters auf seine *humores*, also dasselbe karikierende Verfahren, das sie in der Vorlage auf einen bloßen Stereotyp reduziert.

Besonders phlegmatisch zeigt sich Pikrochol auf Handlungsebene allerdings erst einmal nicht. Bei seinem ersten Auftritt im 29. Kapitel berichten ihm einige Untertanen (die Fladenbäcker von Lerne), wie sie von Grandgousiers Hirten verprügelt worden seien. Pikrochol wird daraufhin gemäß der namensgebenden cholerischen Komplexion *gleich unsinnig*, *Gallenbitterig zornig* und ruft *ohn weiteren bedacht oder nachfrag wie oder warumb* zur Heerschau auf, um noch gleichentags in Grandgousiers Reich einzufallen.⁵³⁶ Die starke Affektregung und der plötzliche Entschluss zur Tat zeigen die Figur bei Rabelais wie bei Fischart erst einmal als einen Choleriker wie aus

⁵³¹ Vgl. Lemma ‚chodereⁿ‘, in: Schweizerisches Idiotikon, <https://digital.idiotikon.ch/p/lem/144212> [Zugriff: 01.09.24]; FWB und DWB kennen nur die wörtliche Bedeutung ‚Husten, Spucken‘.

⁵³² Anonym, Deutscher Kalender. Augsburg: J. Blaubirer, 1481, n. pag. [fol. 49^v].

⁵³³ *Hic somnolentus, piger, in sputamine multus, / Huic hebes est sensus, pinguis facies, color albus*, zit. n. Kilbansky/Panofsky/Saxl, Saturn und die Melancholie, S. 114, Anm. 145.

⁵³⁴ Paré, Les Œuvres, S. 14.

⁵³⁵ Fischart, Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin, fol. J 4^v.

⁵³⁶ Fischart, Geschichtklitterung, S. 389.

Parés Handbuch, der ob des Unrechts so rachsüchtig wird, dass das Blut vor Leidenschaft zu kochen beginnt und der davon völlig affizierte Körper in Bewegung kommt.⁵³⁷ Nach den ersten Kriegserfolgen wird aber ein Kriegsrat gehalten, in dem Pikrochols Vasallen ihn dazu bewegen möchten, nicht nur Grandgousiers Reich, sondern die ganze Welt zu erobern. In der Vorlage kommt die cholerische Komplexion der Figur hier kaum zum Vorschein, denn das Kapitel besteht fast durchgängig aus den Reden von Pikrochols Vasallen. Das angewandte formale Mittel, den König zur Weitereroberung zu bewegen, ist dabei nicht, wie es der Rahmen der Beratungssituation vielleicht erwarten ließe, dasjenige der rhetorischen *suasoria*, sondern ein imaginärer Reisebericht. Anstatt rhetorischer Überzeugung erfolgt eine radikalere Manipulation: Pikrochol wird durch die imaginierte Reise nämlich geradezu mit Größenwahn infiziert. Gewissermaßen verhandelt und problematisiert das Kapitel damit auch die affektive Kraft dichterischer Rede.

Das zentrale rhetorische Verfahren, das die Rhetorik der Vasallen prägt, ist die Verlebendigung, denn die Vasallen handeln in ihrer Erzählung die imaginierte Zukunft nicht im Potenzialis ab, sondern greifen fortlaufend zum Indikativ, als würde sich der Eroberungszug gerade ereignen oder als hätte er sich bereits ereignet. Weil der fortlaufende Wechsel vom Konjunktiv zum Indikativ (und vom Futur ins Präsens) in der sich beschleunigenden Reihung der Stationen des Eroberungszuges die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit sprachlich verwischt, wird schon mit den Verbformen der Wahn modelliert, mit dem die Vasallen ihren König anstecken wollen.⁵³⁸ Die Struktur, die der Rede der Vasallen unterliegt, ist jene des Itinerars, das die Stationen des Eroberungszuges aufreihet.⁵³⁹ Die Welt, die erobert wird, ist demnach auch die Welt der antiken Kosmographie, also jene im 16. Jahrhundert merklich veraltete ‚Textwelt‘, die sich in den Reiseberichten der Frühen Neuzeit ungeachtet neuer Kenntnisse über neue Welten weiter tradiert.⁵⁴⁰ Pikrochol erobert in der Imagi-

537 Vgl. Paré, *Les Œuvres*, S. 13: *[I]ls sont [...] vengeurs des iniures à eux faites: de forte, que le sang leur boult d'ardeur, leur face, leur voix, leur geste, leur mouvemens sone changez et muez: aussi sont liberaux, voire souvent prodigues.*

538 Für einen solchen Wechsel der Modi vgl. Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 92: *Coustoyant à gausche, dominerez toute la Gaule Narbonique, Provence, et Allobroges, Genes, Florence, Lucques, et à dieu seas Rome. Le pauvre monsieur du pape meurt desjà de peur.*

539 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 428: *Das ander Hór ziehet dieweil auff Xanton, Angolme, vnnd Gasconien, da gewint sie Stätt vnd Land ohn widerstand: zu Baion, zu Sant Jan von Luc, vnnd Fontarabien nemmet jhr alle Schiff, damit jhr gegen Gallicien vnnd Portugal streiffet, vnnd alle Móránstössig Land biß gen Vlisbona plündert [...].* Ferner wird zur Verlebendigung des zukünftigen Geschehens auch immer wieder ein quasi-deiktisches *seh da* eingefügt, vgl. ebd., S. 430: *So bald jhr vber das Kyklopocolmór seit, seh da, so wird gleich der Barbarossa gelauffen kommen, vnd sich für Leibeigen ergeben.*

540 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 433: *Carien, Lycien, Pamphilien, Cilicien, Lydian, Phrygien, Mysien, Bitinien, Charasien, Satalien, Samagetien, Castamena, Luga, Sauasta.* Fischart übernimmt hier sämtliche Toponyme von Rabelais. Diese stammen ihrerseits größtenteils aus Ptolemäus' *Geographica*, vgl. dazu die Anmerkungen zu S. 93 in Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 1141.

nation seiner Vasallen deshalb nicht nur die gegenwärtige Welt, sondern auch die antike Welt.

Bei Rabelais begrenzt sich Pikrochols Redeanteil an dem Gespräch auf kurze Einwürfe. In der entworfenen Eroberungsgeschichte bringt er sich nicht ein, obwohl er deren Hauptfigur ist. Die wenigen Vorschläge, die er selbst unterbreitet, bezeugen weniger cholerische Kriegslust als eine fromme Gesinnung: er möchte nämlich die Wallfahrtsstätte Loreto besuchen, Salomons Tempel wieder aufbauen und den Berg Sinai sehen. Der König scheint folglich die Geschichte der Vasallen, die strukturell ja durchaus einem Reisebericht gleicht, als Pilgerreise misszuverstehen. Diesem Missverständnis begegnen die Vasallen, indem sie kaum auf Pikrochols Vorschläge eingehen und lediglich auf die Rückreise vertrösten: *Rien, rien, dirent ilz, ce sera au retour*.⁵⁴¹ Da alle Vorschläge auch ein Verweilen an einem Ort implizieren, verkörpert Pikrochol inmitten der von Ort zu Ort springenden Eroberungsfantasie das Prinzip der Trägheit. Selbst als Pikrochol schließlich seiner namensgebenden Komplexion doch noch gerecht wird und das ganze Unterfangen zum Kreuzzug umdeutet und den martialischen Vorschlag macht, alle Heiden zu töten, gehen die Vasallen kaum darauf ein.⁵⁴² Pikrochol ist bei Rabelais folglich im Gespräch vor allem passiver Rezipient und wirkt, da er nicht ganz mitbekommt, dass das Ziel der Unternehmung keine Pilgerreise sein soll, auch ziemlich schwer von Begriff. Diese Züge werden durch den einzigen Einwand, den Pikrochol bei Rabelais vorbringt, noch verstärkt. Der Herrscher sorgt sich nämlich gerade nicht darum, dass die Aufteilung des Heeres mitten in einem schon begonnenen Krieg riskant sein könnte. Was Pikrochol primär beschäftigt, ist die Sorge um sein körperliches Wohlergehen: Gibt es bei der Eroberung von Arabien genügend kühlen Wein zu trinken?

Die Figurenrede in diesem Kapitel entspricht bei Rabelais mithin nicht der namensgebenden Komplexion: Statt eines Cholerikers erscheint im Kriegsrat ein träger, begriffsstutziger und verfressener Phlegmatiker. Genau hier setzt die Ethopoeia-Übung von Fischarts Text ein und verwandelt im Verlauf des Gesprächs Pikrochol vom Phlegmatiker zum Choleriker, weshalb der König bei Fischart auch deutlich mehr Redeanteil erhält. Der Wechsel von der phlegmatischen zur cholerischen Komplexion wird dabei aber nicht einfach vollzogen, sondern das Problem einer hybriden Komplexion wird auch innerhalb der Figurenrede dargestellt. Als die Vasallen den König für ihre Sache zu ködern versuchen, indem sie ihm in Aussicht stellen, dass die Straße von Gibraltar nach der Eroberung umbenannt werde in *das Kyklopolisch Bittergallisch vnnnd Picrochologisch Mör*, unterbricht sie Pikrochol und steigt ins gemeinschaftliche Fantasieren ein – allerdings nicht auf die von den Vasallen gewünschte Art und Weise. Der Köder weckt nämlich nicht cholerische Ruhmessucht, sondern

⁵⁴¹ Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 93.

⁵⁴² Pikrochol fragt in Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 94: *Ne tuerons nous pas tous ces chiens Turcs et Mahumeistes?*, und die Vasallen antworten: *Que diable, dirent ilz, ferons nous doncques?*

statt von der sozialen Welt (*WeltKeyserthumb*)⁵⁴³ fantasiert Pikrochol von einer grundlegenden Form *allgemeiner Erdbeherrschung*,⁵⁴⁴ die primär als Bezwingung der Elemente imaginiert wird:

Wie? Wann ich, sprach der König, daselbst die Gaditanisch Enge des Mõrs wider zuwürffe? Welche Hercules mit grosser mühe außgegraben hat, darmit er daselbst das Mitländisch Mõr herein brächte? So könt man darnach allzeit truckens fuß auß Europa inn Affricam vnnd Asien spacie- ren: vber die andern Mõr machen wir Brucken: oder wolt sich etwa ein Mõr widersetzen, so ge- sseln wir es wie Xerxes, vnnd lassen jhm das Loch voll streichen: Dann jhr wußt, das Hõr der flüchtigen auffrührischen Knecht ward gleich flüchtig, da jre Herren mit handvölligen Peitschen vnd Ruten gegen jhnen zur Schlacht traten: O hett mans im Baurenkrieg gethan, vnnd wer mit Flegeln wider sie außgezogen, viel Bauren weren bei Leben blieben: Aber du Sichelzull sag, wer hat den Baurenkrieg gemacht? Hay, ich meyn die Hafner. Aber, wo schiffen wir auff dem Mõr? Wan aber manchs Mõr, wie ein böses Kind, nicht auff die Ruten gebe? Da müßt mans wie die Venediger mit güte gewinnen, jhm ein Ring darein werffen, vnnd es vns vermählen: thets dann wie ein ander haßstarrig Weib, so öffnet man den verlornen Lauffgraben zum Mon, vnnd laßt es inn den Mon ablaufen. O wie werden da die Türckische Weiber inn dem Mon, inn dem Ma- chometischen Weiberhimmel not ruffen, wann diese Weibersündfluß käme. Der Monsüchtig fluß Nilus inn Egypten wirds auch nit gelachen. Wir wolten alsdann auß dem Egiptischen Δ ein schön Λ machen: wir wöllen auch wie Caligula Berg ins tieffst Mõr setzen, vnd schlösser drauff bawen, damit die müde Vögel, wann sie vber Mõr fliegen, drauff rhuen mögen: vnd die Berg ins Thal ziehen, die Mõr entweder außfüllen oder zusammen graben, die See pflästern, das Mõr durch- ziehen, Brucken von eim Berg zum andern machen, vber das Mõr zugehn vnnd vbers Land zu- schiffen.⁵⁴⁵

Pikrochol bringt aberwitzige Einfälle vor, wie er sich das Meer untertänig machen möchte. Der Vorschlag der Vasallen infiziert ihn also durchaus mit Größenwahn, was sich besonders deutlich am Ende zeigt, wo sich die Einfälle zuspitzen und im Adynaton enden, denn *vber das Mõr zugehn vnnd vbers Land zuschiffen* bringt deren Unmöglichkeit auf den Punkt und verweist auf das Repertoire der vormodernen Unsinnsdichtung. Pikrochol zeigt sich auch insofern als wahnsinnig, dass er nicht zwi- schen dem unterscheidet, was war (*historia*) oder sein kann (*argumentum*), und dem, was nie war und auch nie wird sein können (*fabula*), was gerade im Umgang mit Bei- spielen aus der *historia* deutlich wird.⁵⁴⁶ Dass der König dabei recht wörtlich von Was- ser träumt, macht hingegen das Problem von Pikrochols hybrider Komplexion evident.

543 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 434.

544 Ebd.

545 Ebd., S. 429f.

546 In den Progymnasmata werden Exempel und Sentenzen bei der Ethopoeia selten verwendet, le- diglich einem humanistisch-protestantischen Zeitgenossen (Gerhard Geldenhauer) werden welche in den Mund gelegt, wohl um dessen zeittypische Gelehrsamkeit zum Ausdruck zu bringen, vgl. Aphtho- nius [u. a.], *Aphthonii Sophistae Progymnasmata*, fol. 183^v: *Credebam Horatio, qui scripserat integros vitae scelerisque puros, non egere Mauri iaculis, nec arcu, sive per Syrtes, sive per inhospitalem Cauca- sumiter essent facturi*. Vgl. auch ebd., fol. 184^f: *Utinam in hoc casu Caeneus ille Perrhoeus fuissem, et hoc mihi dnatum, ut nullo ferro sauciari potuissem*.

Wasser ist nämlich das Element, das in der Temperamentenlehre als kalt und nass gilt und den Phlegmatiker konstituiert.⁵⁴⁷ Wie Paré angibt, träumen Phlegmatiker häufig von Wasser (Regen, Schnee) und der Angst, zu ertrinken.⁵⁴⁸ Pikrochol, der bei Fischart immer wieder im Namen mit Schleim assoziiert und folglich phlegmatisch konnotiert wird, scheint in seiner Rede folglich nicht nur das Urelement, sondern auch die ‚Urangst‘ des Phlegmatikes zum Ausdruck zu bringen.

Indem der Text Pikrochol in aller Ausführlichkeit über die Beherrschung des Meeres fantasieren lässt, stellt er auch die Beherrschung und Veränderung der Komplexionen zur Debatte. Damit das Meer *Bittergallisch vnnd Picrocholisch* – also: chole- risch – genannt werden könnte, müsste es, wie aus der Rede hervorgeht, von kalt und nass zu trocken und warm modifiziert werden. Dasselbe gilt auch für die Figur: Will man den König dazu bewegen, zum Eroberungszug aufzubrechen, muss man ihm irgendwie das Motto *Schlahen vnd kriegen ist vnser abenteüer* verlickern.⁵⁴⁹ Genau das versuchen Pikrochols Vasallen im zweiten umfangreichen Zusatz, den Fischart der Vorlage beigefügt. Pikrochols ‚nass-kalte‘ Rede erhält von ihnen ihr ‚heiß-trockenes‘ Komplement, wenn die Vasallen imaginieren, wie der Raum zwischen Schwarzwald und Böhmerwald mit Feuer erobert wird. Man hätte, wie sie erzählen, auf dem imaginären Eroberungszug *wie Attila ein straß durch Straßburg gebrent und alle Danzapffen im Schwartzwald angezünd, daß ein rechte Rontzefallische Pirneische brunst drauß entstanden, welche wie ein lauffend Fewr in die Alpen vnd das Schweitzergebirg kommen vnd mehrtheils stätt verbrent: [...] man zündedt nur den Behmerwald an, so erstickten sie all im Rauch, weil sie doch Ketzer sind.*⁵⁵⁰ Mit dieser Verzahnung von Feuer und Eroberung affizieren die Vasallen schließlich Pikrochol, der nun beginnt, sich für den Krieg zu begeistern und keine Pilgertaten, sondern blutiges Gemetzel vorschlägt. Dass sein Blut zu kochen beginnt, zeigt seine Figurenrede etwa daran, dass Pikrochol sich im Anschluss an die Welteroberung mittels Feuer ein infernalisches Weltgericht ausmalt: *[w]ann wir bald fertig sind, wollen wir wie der Ende Christ zum end ein fewrigen Ofen vmbher führen, vnd all die drein werffen, die es nit mit vns halten.*⁵⁵¹

Die Übungen der Ethopoeia, die mit Pikrochols Rede und der Gegenrede der Vasallen ausgeführt wird, bestätigen zum einen in ihrer eigenwilligen Umbesetzung von *ethos* durch *humores*, dass die Ethopoeia wohl die Übung „with the closest affinity to creative literature“ ist.⁵⁵² Ferner erhält aber die bereits bei Rabelais angelegte Problematisierung der von den Vasallen verwendeten Mittel eine Zuspitzung. Dadurch, dass

547 Vgl. die tabellarische Darstellung bei Paré, *Les Œuvres*, S. 8.

548 Vgl. Paré, *Les Œuvres*, S. 14: *[I]ls songent souvent qu'il pleut, et neige, et pensent nager, et noyer.*

549 Anonym, Augsburger Kalender, um 1480, zit. n. der Darstellung bei Kilbansky/Panofsky/Saxl, *Sa- turn und die Melancholie*, Abb. 87.

550 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 436–437.

551 Ebd., S. 437.

552 Webb, *The Progymnasmata as Practice*, S. 306.

Pikrochol in dieser Episode nicht nur cholerische, sondern auch phlegmatische Züge trägt, wird die Prädisposition der Figur zum Eroberungskrieg abgeschwächt. Das ist bereits bei Rabelais der Fall, wo Pikrochol sich in seinen wenigen Beiträgen zur kollektiven Größenfantasie passiv, träge und begriffsstutzig zeigt. Folglich erweist sich die Rede der Vasallen als umso gewaltiger, da sie nicht nur die Figur affiziert, sondern direkt auf deren Komplexion einwirkt: aus dem Phlegmatiker wird ein Choleriker. Bei Fischart wird diese Manipulation durch die sich ablösenden Imaginationen von Wasser und Feuer innerhalb der Figurenrede dargestellt und zugespitzt. Weil Pikrochol mit den Temperamenten ein ausgesprochen körperlich-materielles Konzept von Charakter zu Grunde gelegt wird, erhält auch die Rede der Vasallen eine nachgerade materielle Gewalt: ihre Rede verändert die Zusammensetzung der Körpersäfte. Damit wird ein Einwirken durch Worte vorgeführt, welches das Vermögen des rhetorischen *movere* bei weitem sprengt. Dass es in diesem Kapitel auch um die unterschiedlichen Wirkungsvermögen von Verfahren und Formen geht, zeigt sich daran, dass der Text die traditionelle Rhetorik gegen die imaginäre Eroberungserzählung antreten lässt und ihr Scheitern vorführt. Die Intervention von Echephron, der bei Fischart mit einer kunstvoll ausgearbeiteten *fabula* die Eroberungsfantasie unterbricht, verfehlt nämlich jede Wirkung auf Pikrochol (vgl. Kap. 5.2.). Auf die wohldosierte (und im Text über mehrere Seiten hinweg ausgearbeitete) Mischung aus *movere* und *docere*, *pathos* und *logos*, reagiert Pikrochol überhaupt nicht. Ganz anders sieht seine Reaktion auf die Rede seines Hauptmanns Merdaille am Ende des Kapitels aus. Merdaille ruft nämlich aus: *Ich sterb vor lust, ich platz an, ich fall an, ich schmeiß, ich zerreiß, ich beiß, ich schiß, spey Fewer, schlag auß, werff mit Steinen, stoß mit Ferssen, schlag tod, ohn genod*. Diese Rede zielt auf reine Pathoserregung: Merdaille führt in der pathetischen *amplificatio* an sich selbst geradezu gestisch die Erregung vor, mit der er Pikrochol anstecken will. Diese ‚Infektion‘ gelingt, Pikrochol stimmt ins Kampfgebrüll ein und verwandelt sich damit vollends in einen feurige Worte speienden Choleriker, der in den Eroberungskrieg davon marschiert:

Auff, auff, rufft Picrochol, truckt, ruckt hernach, vngesaumpt, wer mich lieb hat, folg mir, thu wie ich, der Teuffel hol den letzten, den nächsten beim Kachelofen, [...] Trommenschleger schlag drauff, Trommeter Plaß auff: zuckt, haut, stecht: werfft alle Nuß vnd Holtzöpfel herab [...]: Nun stumpfft, kumpff, rumpff, vnd stumpff: Thut die Augen auff vnnd die hând zu: speiet fornen Fewer vnnd schießt hindenauß funcken: schnurrt, murrst vnd burrt wie dort der Heyden hauff: [...] Dann wie Homerus schreibet, welchs theil vnder den Troianern vnd Griechen am besten hat schreien können, dasselb hats müssen gewinnen. Dann hie gewints *non ordo, sed horror*. Nimm ein jeder ein Strick mit, daß wir sie all hencken, Gott behüt vnsere Hälß.⁵⁵³

Mit dem Verweis auf *Homerus* mündet das Kapitel freilich mit einer merkwürdigen Reflexion, die mit der eben dargestellten Affektlage der Figur bricht. Plötzlich zeigt sich Pikrochol gelehrt, führt eine Autorität an und spricht Latein. Das führt zu einem

553 Fischart, Geschichtklitterung, S. 443f.

performativen Widerspruch, da damit Pikrochols Rede vom *horror* des sich nurmehr nach Klang organisierenden asyndetischen Kampfgeschreis in die *ordo* syntagmatischen Zusammenhangs wechselt, wobei die Argumentation auch recht unvermittelt auf *logos* statt *pathos* setzt, wie Autoritätsbeleg und angeführte Sentenz zeigen. Dieser Wechsel in der Perspektive evoziert den Eindruck einer eigenartigen Mehrstimmigkeit: Die Aussage bleibt ihrem propositionalen Gehalt nach innerhalb der Rede kohärent und liest sich als Reflexion auf die Art und Weise der Kriegsführung. Gleichzeitig lässt sie sich aber auch durch den offensichtlichen Einschnitt in der Figurenrede auf eine ganz andere Aussageebene beziehen: nämlich als Reflexion auf das ganze Kapitel, in dem der *furor* der dichterisch entfalteten Affekte gegenüber der rhetorischen Ermahnung zur *ordo* gewonnen hat.

5.4 Positio: Silenisches Disputieren

Eindrücklich belegt das fünfte Kapitel die eigentümliche Mischung aus formaler und materieller Rhetorik, die in Fischarts ‚Progymnasmata Teutsch‘ durchscheint. Der Überschrift nach geht es darum, *mit was wichtigem bedencken* Grandgousier zu der *Ehe hab gegriffen*.⁵⁵⁴ Im 16. Jahrhundert haben die Ehetraktate vor dem Horizont humanistischer und protestantischer Ehe-Reform Konjunktur, weshalb die Topoi, die sich bei Fischart im fünften Kapitel finden, bei den Lesenden einen „Déjà-vu-Effekt“⁵⁵⁵ ausgelöst haben dürften. Dieses Wiedererkennen von Wohlbekanntem bezieht sich aber nicht nur auf die frühneuzeitliche Traktatliteratur, sondern vor allem auf die eigene Schulzeit. Denn die Frage, ob es weise sei zu heiraten, ist das Modellthema schlechthin, an dem das rhetorische Erörtern (*Thesis*) im Lateinunterricht geübt wurde. Auf diese Verbindung zum Bereich schulischer Übung weist etwa Albrecht von Eyb in seinem berühmten Ehetraktat (zuerst 1472) prominent hin, wenn er seine Schrift mit dem Hinweis eröffnet: „*DJe natürlichen maister habend in jhrer schül vnd übung fürgenommen vnd gedisputiert/ ein hübsche gemeine frag. Ob einem manne sey zuonemmen ein Eelich weib oder nicht/ [...]*“.⁵⁵⁶ Bereits in der Antike, etwa bei Quintilian, gilt die sog. „Cato-Frage“,⁵⁵⁷ ob es weise sei, zu heiraten, als Prototyp einer *quaestio deliberativa*. Auch in der breit rezipierten Progymnasmata-Sammlung des Aphthonius (s. o.) stellt An

⁵⁵⁴ Ebd., S. 110.

⁵⁵⁵ Holenstein, Der Ehediskurs der Renaissance, S. 65f.

⁵⁵⁶ Albrecht von Eyb: Ob einem Man gezime zunemen ein Eeweib oder nit, sampt der antwort dar auff [...]. Augsburg: H. Steiner, 1540, fol. Aij^r.

⁵⁵⁷ Vgl. Heinz Otto Burger: Renaissance, Humanismus, Reformation. Deutsche Literatur im europäischen Kontext. Bad Homburg 1969 (Frankfurter Beiträge zur Geschichte. 7), S. 183.

ducenda uxor das Modellthema der *Thesis*-Übung dar,⁵⁵⁸ bei der es darum geht, eine Frage zu erläutern und Stellung zu beziehen (daher heißt die Übung auch lat. *positio*). Sie ist eng mit der Übung des *locus communis* verwandt, geht aber einen Schritt weiter. Es geht bei der *Thesis/Positio* laut Schulbuch nämlich darum, den Übergang vom Deklamieren zum Disputieren zu vollziehen, also von einer auf die Affekte (*pathos*) zielenden *amplificatio* in eine erörternde Beweisführung zu kommen, die primär aufs Überzeugen mittels *logos* zielt.⁵⁵⁹ Hierfür werden im prototypischen Aufbau nach einer kurzen Einleitung zuerst die *loci*, die zur Beweisführung herangezogen werden, mit Blick auf ihre Integrität, Nützlichkeit, Anwendbarkeit und Notwendigkeit dargelegt. Dann werden mögliche Einwände angeführt und entkräftet, um schließlich mit einer kurzen Zusammenfassung und Schlussfolgerung zu enden.⁵⁶⁰

Bei Fischart wird dieses Modell höchst eigenwillig nachgebildet. Einen Überblick über die Struktur des fünften Kapitels sowie analysierende Stellenkommentare bietet Pia Holensteins Untersuchung, weshalb ich im Folgenden nur einige Punkte hervorhebe. Das Kapitel zeigt zum einen eine auffällige Zweiteilung. Der erste Teil kann kaum als Einleitung nach Schulbuch aufgefasst werden. Eingangs wird erzählt, Grandgousier habe sich nach einem ‚Entsteifungsmittel‘ (*Außstracktieff*) umgesehen, das seinen Sexualtrieb stillt (wörtlich: den *auffrührigen geschwollenen Welschhanenhals, vnd auffgelauffener rotblawen Schlangenkål*).⁵⁶¹ Aufgelistet werden dann in für den Roman typischen Paralipsen aber erst einmal alle Mittel, zu denen Grandgousier *nicht* gegriffen habe: Polygamie, unehelicher Geschlechtsverkehr, Vergewaltigung, Bordelle, Homoerotik usw. Der erste Teil besteht folglich aus einer Anhäufung von allen schädlichen Effekten und Missständen, die durch eine sozial und institutionell nicht regulierte Triebhaftigkeit von Männern entstehen können. Der Duktus des Textes ist dabei nicht jener der erörternden *thesis*, sondern jener des amplifizierenden *locus communis*. Mit anderen Worten: Der Text deklamiert, statt zu disputieren.

Das wirft die Frage auf, ob sich im zweiten Teil ein Wechsel von der *amplificatio* in die erörternde Struktur von *pro* und *contra* vollzieht. Dieser Teil wird dadurch

558 Vgl. Aphthonius [u. a.], *Aphthonii Sophistae Progymnasmata*, fol. 207^r–216^v. Es finden sich einige thematische Parallelen zwischen dem fünften Kapitel der *Geschichtklitterung* und der tradierten Modellrede des Aphthonius. Bei beiden wird beispielsweise die göttliche Providenz der Ehe hervorgehoben. Während die antike Musterrede den Olymp im Blick hat, erhebt Fischart allerdings den Ehebund zum Gottesgebot. Ferner findet sich der Topos, dass die Ehe zur Mäßigung (*modestia*) führe, bei beiden: Bei Aphthonius recht kurz, während bei Fischart der Punkt ökonomisch grundiert, d. h. die Ehe zur Grundlage eines funktionierenden bürgerlichen Haushalts erhoben wird.

559 Ebd., fol. 211^r: [...] *sed hoc differunt, quod Locus communis ad amplificandam et augendam assumitur, Thesis ad explicandam et probandam. Et ille quasi certare declamatur: haec disputatur et dissertitur. Deinde ille affectuum, haec considerationis est.*

560 Vgl. ebd., fol. 212^r.

561 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 110.

vom einleitenden ersten Teil abgesetzt, dass die Rede nun einem *Hofmeister Silenus* zugeordnet wird,⁵⁶² was wohl weniger als Textinstanz zu denken als vor dem Hintergrund der im Prolog entfalteten Reflexionsfigur des Silenischen als Signal für eine silenisch-invertierende Aneignung der Gattung *Thesis* zu verstehen ist (auch im Folgekapitel wird nochmals auf *des Schilenden Preceptors Sileni Ehelehren* verwiesen, die Grandgousier dazu bewegt hätten, sich eine Gattin zu suchen).⁵⁶³ Was aber soll Silenus gelehrt haben? Als Übergang vom ersten in den zweiten Teil wird das Argument, dass die Ehe zur Mäßigung beitrage und die vorab angeführten Exzesse reguliere, positiv formuliert und ökonomisch, mit Blick auf den (bürgerlichen) Haushalt, ausgeführt. Es gilt, so wird ausgeführt, *nach ordnung der natur zu einer ordenlichen Ehrennehrlichen, Nachbaurlichen, gesindfolgigen, gemeynnutzlichen, handlichen vnd wonhaftlichen Haußhaltung vnd eygenherd zu streben*.⁵⁶⁴ Die Ehe wird also einleitend über ihre positiven Effekte auf die eigene Haushaltung ausbuchstabiert: sie ordnet den eigenen Haushalt, steigert dessen Ehre, sorgt für stabile soziale Beziehungen und harmonische Nachbarschaft, macht das Gesindel folgsam, den Haushalt fleißig (*handlich*) und befördert die Behaglichkeit. Damit werden genau die Topoi vorgestellt, die über die folgenden 24 Seiten hinweg argumentativ entfaltet werden; so wird beispielsweise die natürliche Anlage der Ehe (*ordnung der natur*) durch sich wechselseitig ergänzende Attribute beider Geschlechter begründet und eine natürliche Zuneigung zwischen beiden konstatiert. Zusätzlich hinzu kommen als Argumente für die Ehe noch die Möglichkeit zu Nachkommen, die unsterblich machen – ein Topos antiken Ursprungs –, und die Freude, die Kinder bereiten (sie sind *der Eltern schönste WinterMeyen*).⁵⁶⁵

Im Vergleich zur Modellrede in den Progymnasmata-Sammlungen behandelt Fischart viel mehr Topoi. Mit Pia Holenstein kann man sagen, dass Fischart ein recht umfassendes Arrangement des topischen Inventars der Frühen Neuzeit zur Ehefrage bietet,⁵⁶⁶ dessen Aufbau sich zudem bis auf antike Anleitungen zum Verfassen eines Ehelobes zurückführen lässt.⁵⁶⁷ Beispielsweise findet sich in Menanders Anleitung zur Erstellung eines Epithalamiums (Hochzeitslied) die Anweisung:

You should start from the very beginning, telling how Marriage (Gamos) was created by Nature right after Chaos was dispelled. [...] Next you should say that the ordering of the entire universe – air, stars, and sea – came about through Marriage, for when this god halted their strife and

⁵⁶² Ebd., S. 116.

⁵⁶³ Ebd., S. 141.

⁵⁶⁴ Ebd., S. 116.

⁵⁶⁵ Ebd., S. 123; vgl. hierzu auch Josef K. Glowa.: ‚Dann dise sind der Eltern schonster WinterMeyen‘: The Life of Children in Johann Fischart’s Geschichtklitterung. In: Neophilologus 95,3 (2011), S. 447–460.

⁵⁶⁶ Vgl. den Überblick über die Topik dieses männlich geprägten Diskurses bei Holenstein, Der Ehediskurs der Renaissance, S. 273–300.

⁵⁶⁷ Vgl. ebd., S. 74.

brought the sky together with the earth through concord and the rite of marriage, everything was sorted out and assumed its proper place.⁵⁶⁸

Menanders Anweisung, die Ehe zu loben, indem man ihre ordnende Kraft aus einer Kosmogonie herleitet und der Ehe das Chaos entgegenstellt, findet bei Fischart eine bemerkenswerte Transposition ins Bürgerliche:

[Ohne Ehe würde] ja die gantze Welt zu grund sincken, vnnd inn jhrer Muter Leib das Chaos, den Kochhafen vnd Bachofen treten: Inn betrachtung daß dieselbige von solcher verfreundungen vnd gemeynschafften allein also gemehret, bewohnt vnd geziert auffkommet [...]. Dann durch zusammenwachsung, vnnd vernachbaurung einer gantzen Freundschaft wird ein gaß besetzt, auß vielen gassen ein Flecken, auß ein Flecken ein Statt, auß Stätten ein Land: auß Landen ein Kónigreich vnd Keyserthumb, auß Keyserthumben die Welt, auß der Welt das Paradiß.⁵⁶⁹

Nicht die Ordnung des Kosmos, sondern die soziale Ordnung der Welt wird bei Fischart auf die Ehe zurückgeführt. Sie wird ganz im Sinne protestantischer Ehepropaganda zur Keimzelle der *gemeynschafft* erklärt, die nicht nur ganze Länder und Königreiche zusammenhalte, sondern – utopisch – die Welt zum Paradies machen soll. Die „ehliche Weltsamung“⁵⁷⁰ ordnet laut Fischart, ausgehend von der geregelten Beziehung von Mann und Frau, die ganze Welt.

Handelt es sich also beim fünften Kapitel um eine kunstvolle Übertragung des Modellthemas der *positio* in die deutsch-protestantische Kultur? Das kann man mit Holenstein durchwegs verneinen, denn es findet sich unter jedem der behandelten Topoi allerlei Widersprüchliches, das die ganze Argumentation unterminiert. Der nächste Topos, der behandelt wird, besteht beispielsweise aus den Vorteilen, die aus der Ehe für den eigenen Haushalt erwachsen. Die Ehe führe, wie an zahlreichen Beispielen veranschaulicht wird, zur Festigung der *häußlichen Herrschafft*, indem sie Ordnung und Prosperität in den *Oikos* bringe: *Dann inn derselbigen erkennt der Haußfürst seines Tachtropffes Reichsgrentzen, [...] seins Ackerlands Marggraffschafft, seins Feldes jährlichen eintrag, Zóll vnd gefell [...]*.⁵⁷¹ Unter die prosperierenden häuslichen Herrschaftsbereiche mischen sich mit fortschreitender Reihung aber augenfällig negative Aspekte, wie Gestank (*Cloacische Löcher*), immerwährendes Kindergeschrei (*táglich vnnd náchtliche Lautgestimpte Kammergeigung*) oder Schmarotzer (*Máuß vnd Fligenschmarrotzer*).⁵⁷² Das geht schließlich so weit, dass die Folgerung, die am Ende aus dem Absatz gezogen wird, das eingangs gemachte Argument widerlegt, weil demonstriert wird, dass die Ehe nicht zum ökonomischen Vorteil gereiche, sondern pri-

568 Meneander of Laodicea: *Ars Rhetorica*. Hrsg. und übers. von William H. Race. Cambridge 2019, S. 229.

569 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 119.

570 Ebd., S. 121.

571 Ebd., S. 116.

572 Ebd., S. 117.

mär den *Seckel* des Hausherrn belasten würde: *Er hat an seim Weib, Kind vnd gesind, genug Mörråber vnnd Schnaphanen im Seckel vnd in der Tåschen.*⁵⁷³

Diese Widersprüchlichkeit zieht sich durch das ganze Kapitel, als wäre es darauf angelegt, Pro- und Kontra reihend zu verbinden, statt Für- und Widerspruch zum jeweiligen Thema erörternd abzuwägen. Statt die Struktur von *contradictio – solutio/dissolutio* einzuhalten, wie sie die Übung im Disputieren eigentlich vorsehen würde, werden Für- und Widerspruch mit einem Verfahren integriert, dass man vielleicht ‚*contradictio in exemplis*‘ nennen könnte, da es bei jedem der argumentativen *loci* Beispiele und Belege inseriert, die die Argumentation gewaltig stören. Das führt nicht immer zur direkten Selbstwiderlegung, sondern kann sich auch in augenfälligen Banalisierungsmitteln Stil- und Bildbrüche zeigen, die der Argumentation zuwiderlaufen. Beispielsweise mischt sich in einen kosmologischen Vergleich – die Gattin sei wie die Sonne – die ökonomische Logik von Nachfrage und Angebot, die mit *Pastetenmangierer[n]* und *Krautfresser[n]* veranschaulicht wird.⁵⁷⁴ Über die verschiedenen *Topoi* hinweg vollzieht sich dergestalt ein Wechsel hin zu einer Argumentation gegen die Ehe, wenn beispielsweise die Ehe als *Ehgejochte* mitsamt den unterschiedlichen Zwängen angeführt wird.⁵⁷⁵ Das scheint allerdings damit zusammenzuhängen, dass mit der Thematisierung der ehelichen Pflichten und dem *Topos* ‚Lob der Frau‘ auch die von Beginn an bereits ausgeprägte Misogynie anfängt, überhandzunehmen. Wenn die Frauen eigentlich blöde, verachtungswürdige Kreaturen sind, wie immer wieder betont wird – die Söhne sind die *zier des Hauses*, die Töchter hingegen *das mißgewächs* –,⁵⁷⁶ scheint auch ein Bund mit ihnen keine besonders lobenswerte Unternehmung zu sein, sind die Frauen doch – die böse Adelheid lässt grüßen – *des Hauses Lucifer*,⁵⁷⁷ die das Gegenteil von dem tun, was der Mann sich wünscht (*jßt ers gern kalt, so macht sie es warm* usw.),⁵⁷⁸ wie sie überhaupt ihre Zuneigung nur heucheln⁵⁷⁹ und hinterlistig agieren (sie hegen gar Mordpläne gegen den Mann).⁵⁸⁰

Bezeichnenderweise werden all diese Einwände gegen die Ehe allerdings nicht in Form einer *contradictio* erörtert, sondern mittels *amplificatio* asyndetisch neben ihre positiven Komplemente und vorgeblich auch in eine Argumentation zum Lob der Ehe (und der Frau) eingereiht. Das erweckt den Eindruck, dass es bei Fischarts eigenwilliger *positio* ebenso darum geht, ein deutsches Modellthema für die Königsübung der Progymnasmata zu entwickeln, wie darum, auch gleich alle denkbaren Argumente

573 Ebd.

574 Ebd., S. 120.

575 Ebd., S. 131.

576 Ebd., S. 123.

577 Ebd., S. 139.

578 Ebd., S. 134.

579 Vgl. ebd., S. 135: *O wie nasse Augen gibt es da, wann es schon Speichel wer oder Zwibelsafft.*

580 Ebd., S. 132: *ist er truncken, so thådingen sie jhn ins Bett, raumt jhm Stül vnd Bånck auß dem Weg: Daß er dest bålder fall hinab die Steg.*

für und wider sowie eine Fülle an Wörtern und Wendungen mitzuliefern. Das führt innerhalb des Romans allerdings dazu, dass man mit einer durchwegs ‚Silenischen‘ Kunst des Selbstwiderspruchs konfrontiert ist, bei der offen bleibt, mit was für *Bedenken* sich Grandgousier nun eigentlich letztlich zur Ehe entschied – zumal das Kapitel weniger erörtert, als es eine erschöpfende und auf die Bedingungen des frühneuzeitlichen Bürgertums umgemünzte Inventur der Argumente bietet, aus der jeder für die Frage *An ducenda uxor* sich eine eigene *positio* für oder wider zusammenstellen kann. Hier spricht im Sinne Ciceronianischer Idealkompetenz folglich durchaus ein *vir bonus dicendi peritus*, der *utramque partem* vertreten kann,⁵⁸¹ nur produziert Fischarts Übung eben nicht zwei Reden, die sich widersprechen, sondern sie integriert beide zu *einer* Rede. Allerdings meint frnhd. *bedenken* nicht nur die abwägende Ausführung eines Standpunktes, sondern auch: Zweifeln. Was das fünfte Kapitel mit der Silenischen Kunst des Selbstwiderspruchs bietet, lässt sich daher auch als Darstellung eines Zweifels lesen, das zum einen als Unvermögen zur Auswahl aufgrund der schiereren Überfülle an möglichen Argumenten vorgestellt wird. Zum anderen scheint das Zweifeln, blickt man auf die Art der angeführten Widersprüche, vor allem mit der Misogynie zusammenzuhängen, von der die Redemaske – Silenus? Grandgousier? Elloposcleron? Fischart? – hier nicht abrückt, obwohl sie der kunstgerechten Erörterung in die Quere kommt.

5.5 Laus/Vituperatio: Lob der Bücher

Bei Rabelais zeigt sich der Einfluss der Progymnasmata, wie Gerard J. Brault herausgearbeitet hat, beispielhaft in der Art und Weise, wie der Wunderknabe Eudemon im Rhetorenstreit den jungen Gargantua lobt.⁵⁸² Diese Rede lässt sich direkt auf die Anweisungen zur Übung des *encomiums* zurückführen. Bei Fischart findet sich die Stelle im 18. Kapitel. Gargantua hat bereits einige Jahrzehnte Ausbildung nach den alten Methoden der Sophisten hinter sich, während der zwölfjährige Eudemon erst einige Monate nach neuer (humanistischer) Methode unterrichtet wurde. Um zu vergleichen, welche Methode die bessere ist, sollen Eudemon und Gargantua sich im rhetorischen Wettkampf gegenüberreten. Eudemon eröffnet, indem er erst kunstgemäß um Erlaubnis bittet, das Wort zu ergreifen, bevor er mit der Lobrede auf Gargantua beginnt:

Nach dem er sich also inn den Bossen geschickt, fieng er an mit züchtiger geberdung, wie seinem Alter gezimmet, den halb verzuckten Gargantubald höchlich zuloben vnnd zuerheben, (wie man dann pflegt, wann man ein trågen will wacker wecken) erstlich wegen seiner hohen tugend,

581 Cicero: De oratore. Über den Redner. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Harald Merklin. 2. Auflage. Stuttgart 1991, III, 80.

582 Brault, The Significance of Eudemon's Praise of Gargantua, S. 307–317.

demnach seines von Natur hoch erleuchten, vnd durch ergreiffung guter Künst vnd vieler erfahrenheit gemehrten vnd außbalierten verstands, nachgehends seines Adels, folgendes seiner anmütigen freundlichen schöner gestallt. Vnnd nach allem ermanet er jhn mit sanfftten worten, seinem Vatter inn aller Kind gebürlicher erherbietung vorzugahn, weil er jn wol zu vnerrichten kein fleiß noch müß spare. Beschließlich bat er dienstlich, vnter seine geringste Diener jhn zurechnen vnnd auffzunehmen, dann grösser gnad köndt jm für dißmal nicht widerfaren, als wan er so viel gnaden bei seiner Durchleichtigkeit köndt erheben, daß er dero wolgefällige dienst köndt erweisen.⁵⁸³

Die Rede wird bei Fischart wie Rabelais nicht direkt wiedergegeben, sondern zusammengefasst. Die Erzählung bietet dabei eine Modellskizze für das Lob einer Person, indem sie die Abfolge der *loci a persona* und ihren Bezug zueinander nennt. Wie Brault argumentiert, ähnelt der Aufbau von Eudemons Rede dabei auffällig dem Aphthonischen Modell.⁵⁸⁴ In den *Aphthonii Sophistae Progymnasmata* wird der Aufbau einer Lobrede tabellarisch dargestellt und in Merkversen festgehalten.⁵⁸⁵ An erster Stelle steht das Exordium, für das nach Aphthonius alles in Frage kommen kann, was der Sache angemessen ist. Bei Rabelais und Fischart wird diese exordiale Geste ausgelagert auf Eudemons formvollendete Bitte um Redeerlaubnis (die bei Fischart freilich zu *Bossen* werden). Sie erfüllt in der erzählten Wirkung ganz die Funktion, das Wohlwollen der Zuhörer einzufangen, denn Eudemon hält sein Hütchen in der Hand und bittet *mit aufrechtem sittigem Antlitz, doch etwas jugendgemäßer schamerötung, mit vnerschrockenen stäten augen* um die Erlaubnis zu sprechen.⁵⁸⁶

Auf die Einleitung folgt bei Aphthonius das Lob entlang einem Set an *loci a persona*: Abstammung (Volk, Heimat, Vorfahren, Eltern), Erziehung (Bildung, Künste, Gesetze), Taten (Geist, Körper, Glück). Bei der Auswahl und Anordnung der *loci* sind die Redner allerdings, wie die bei Aphthonius gebotenen Modellreden zeigen, frei.⁵⁸⁷ Die drei übergeordneten *loci* von *genus*, *educatio* und *res gesta* tauchen alle in Eudemons Rede auf: am *locus* der Abstammung (*genus*) wird Gargantuas Vater gelobt, der bei der Rede anwesende Grandgousier. Die Erziehung wird anhand des durch Kunst und Erfahrung geschärften Verstandes gelobt, während das Lob des Adels und der schönen Gestalt dem *loci* der *res gesta* zuzuordnen ist. Nach Aphthonius' Vorgaben folgen auf den Hauptteil zwei weitere Punkte: In einem Vergleich wird die Überlegenheit des Gelobten nochmals hervorgehoben, während im Epilog ein Wunsch (in der Form

⁵⁸³ Fischart, Geschichtklitterung, S. 278.

⁵⁸⁴ Vgl. hierzu Brault, The Significance of Eudemon's Praise of Gargantua, S. 313f.

⁵⁸⁵ Vgl. Aphthonius [u. a.], *Progymnasmata Aphthonii Sophistae*, fol. 121^v: *Principium sequitur genus, vt gens, natio, patres, Vita micans studijs, legibus atque bonis, Res gestas animus, corpus, fortuna ministrant, Comparat in maius, vota que finis habet.*

⁵⁸⁶ Fischart, Geschichtklitterung, S. 278.

⁵⁸⁷ Vgl. Theodor C. Burgess: *Epideictic literature*. New York 1987 [Reprint der Ausgabe Chicago 1902] (*Studies in Classical Philosophy* 3), S. 121: „Almost all writers upon the encomium and other epideictic forms speak directly or indirectly of the great freedom allowed in applying rhetorical precepts. The subject and the circumstances must determine the prominence of the various τόποι. The situation may even demand that some be omitted altogether“.

einer Bitte) geäußert werden soll.⁵⁸⁸ Die Anweisung zum Epilog wird geradezu mustergültig umgesetzt in Form von Eudemons Bitte um Aufnahme unter die Gefolgsleute. Der Vergleich hingegen kommt in der Rede nicht zur Sprache, findet aber auf übergeordneter Ebene durchaus statt: Die ganze Rede hat das Ziel, Eudemons fortschrittliche Bildung vor Gargantuas rückschrittlicher Erziehung zu profilieren. Auch das Bild, das Eudemon von Gargantua zeichnet, hat den Zweck, das Defizit zwischen Idealbild und Wirklichkeit augenscheinlich werden zu lassen. Das gelingt: Gargantua beginnt zu weinen und zeigt in seiner stotternden, flennenden Wortlosigkeit die Barbarei, zu der die sophistische Unterrichtsmethode führt. Expliziert wird dieser Vergleich erst in der Erzählrede, die Eudemon mit Cicero und humanistischen Karrieristen wie Bembo vergleicht.⁵⁸⁹ Gargantua hingegen wird mit einer Kuh und sein Weinen mit den Fürzen eines toten Esels verglichen. Die Stelle führt damit die Wirkmacht rhetorischer Kunstfertigkeit vor, denn der Fürst Grandgousier wird durch Eudemons Rede bewogen, den alten Lehrer wütend zu entlassen und seinen Sprössling zur Ausbildung nach neuer Methode nach Paris zu senden.

Fischart folgt an dieser Stelle recht getreu der französischen Vorlage. Angesichts der Tendenz von Fischarts Überarbeitung, ausgehend von einer Stelle der Vorlage Supplemente zu generieren, wäre hier durchaus das Inserat eines ausgearbeiteten Enkomiums denkbar. Ein solcher Eingriff in den Text der Vorlage bleibt jedoch aus. In diesem Sinne dient die Stelle als eher schwacher Beleg dafür, dass die Übungsform des *laus* aus den Progymnasmata bei Fischart nicht nur vermittelt durch die Vorlage eine Rolle spielt, sondern auch tatsächlich im Text vorgeführt wird. Die Übung, die im 18. Kapitel thematisiert, aber nicht vollzogen wird, erfolgt allerdings an einer anderen Stelle, die gerade im Vergleich mit der Vorlage brisant ist. Bei Fischart unterbricht nämlich im 55. Kapitel ein umfangreiches, versifiziertes Bücherlob die Beschreibung der Abtei Thélème, die das ideelle Herzstück der französischen Vorlage darstellt. Bei Rabelais werden die Architektur und Einrichtung der Abtei sowie die Mode und Lebensweise der dort lebenden Menschen in sechs Kapiteln entfaltet, die Thélème als Sozialutopie erscheinen lassen. Fischart macht daraus drei Kapitel und integriert zahlreiche Störelemente.⁵⁹⁰ Bei Rabelais gründet die Sozialordnung der Abtei beispielsweise auf einer Idee von Freiheit, die davon ausgeht, dass die Menschen von

⁵⁸⁸ Vgl. Aphthonius [u. a.], Progymnasmata Aphthonii Sophistae, fol. 110^v.

⁵⁸⁹ Es scheint nicht zufällig, dass es sich dabei um genau dieselben Italiener handelt, deren modellhafte *eloquentia* Johannes Sturm namentlich hervorhebt, vgl. Sturm, *De exercitationibus rhetoricis*, 1575, fol. Cj^v.

⁵⁹⁰ Vgl. Kellner, Verabschiedung des Humanismus, S. 172f.; sowie dies.: Ein Lob auf die Bücher. Rabelais' Abtei Thélème als Ort der Bibliothek in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. 37), S. 225–245. Vgl. auch Weinberg, Gargantua in a Convex Mirror, S. 176: „Fischart has no patience with Rabelais' Utopia. It is clear that he did not understand the Platonic- and Christian-Stoic thinking behind it, even though, had he understood, he might have approved“.

Natur aus einen Willen zu tugendsamem und ehrvollem Handeln in sich tragen, weshalb jedwedes Verbot nur den natürlichen Hang zur Tugend in Begierde verwandeln würde. Deshalb ist die Regel der Abtei: *Fay ce que voudras*.⁵⁹¹ Bei Rabelais führt diese Freiheit zur wechselseitigen Abstimmung und Harmonisierung ihrer Bewohner und Bewohnerinnen: *Par ceste liberté entrèrent en louable emulation de faire tous ce que à un seul voyoient plaire. Si quelq'un ou quelcune disoit „beuvons“, tous buvoient. Si disoit „jouons“, tous jouoient*.⁵⁹²

Fischart überträgt den Namen der Abtei zwar mit *Willigamut* und macht damit zum einen das Namensmotiv durchsichtig, das in Thélème steckt (grch. *thélēma*, ‚Wille‘). Zum anderen lässt sich *Willigamut* auch als Umstellung von frnhd. *mutwillig* (‚die Möglichkeit zur freien Entscheidung habend‘) lesen, was mit dem freien Willen den ideellen Kern von Rabelais' Thélème im Namen durchscheinen lässt. Diese Freiheit führt in Fischarts Übersetzung aber nicht zur Harmonisierung, sondern zu einer zwanghaft-dümmlichen Gleichschaltung: *Durch diese Freyheit kamen sie dahin, das was einem gefuhl, dem andern nicht mißful, [...]: wann einer oder eine sagt, wolauff laßt vns trincken, so trancken sie alle wie die Gônß: wann einer ginet vnnd gôwet, so gôbeten sie all*.⁵⁹³ Der in der Vorlage nicht enthaltene Vergleich mit den Gänsen sowie das Ersetzen des Spielens durch Gähnen (wobei gleich drei dialektale Verbvarianten ausgestellt werden: *ginen*, *gôwen* und *gôben*) sind beides Störelemente, mit denen die Harmonisierung zwischen den Thelemiten und damit letztlich der ideelle Gehalt der Vorlage herabgewürdigt werden.⁵⁹⁴

Es ist aber vor allem das mehrseitige Lob der Bücher, das bei Fischart in der Ausgabe von 1581 eingefügt wird, mit dem sich der Schwerpunkt des ganzen Willigamut-Teils verlagert (bei Rabelais wird die Bibliothek mit nur einem Satz beschrieben).⁵⁹⁵ Fischart idealisiert weniger einen sozialen Raum als ein Archiv. Er amplifiziert, indem er die Bibliothek der Abtei mit allen möglichen anderen berühmten Bibliotheken vergleicht: In ihr gebe es mehr Bücher als in der Bibliothek zu Pergamon, mehr als in der Bibliothek der Fugger oder der Medici. Sie ist zudem nicht nur grösser als alle bekannten Bibliotheken, sondern verfügt nebst Büchern auch über *Astrolabia*, *Globi*, *Weltkugeln*, *Mappen*, *Landtaffeln*.⁵⁹⁶ An der Eingangspforte dieses vergrößerten Idealraums steht das Ebenbild von Ptolemäus I., Gründer der legendären Bibliothek von Alexandria, womit die Bibliothek als der ideale Speicherort des Wissens schlechthin ausgewiesen wird. Ptolemäus hält einen langen Zedel mit einem Gedicht darauf

591 Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 149.

592 Ebd.

593 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 554f.

594 Vgl. auch Kellner, Ein Lob auf die Bücher, S. 229.

595 Vgl. Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 140: *Depuis la tour Artice jusques à Cryere estoient les belles grandes librairies en Grec, Latin, Hebrieu, François, Tuscan, et Hespaignol: disparties par les divers estaiges selon iceulx langaiges*.

596 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 540.

in der Hand, das strukturell verdächtig mit dem Eingangsgedicht über dem Tor zur Abtei korrespondiert, das gleich im Anschluss im selben Kapitel abgebildet wird. Am Eingang der Bibliothek und am Eingang zur Abtei finden sich fiktive Paratexte, die als Gatekeeper über den Zutritt in die jeweiligen idealen Texträume wachen. Das verstärkt die Komplementarität, in der Fischarts ideale Bibliothek zu Rabelais' Utopie steht und diese ebenso ersetzt wie einhegt. Die Abtei wird bei Fischart zum Beiwerk, zum äußeren Rahmen des in sie hinein verlagerten Musterbildes einer Bibliothek.

Die Form, in der dieses Musterbild dargestellt wird, ist die des Enkomiums. Die Frage, inwiefern es sich dabei um eine Lobrede nach den Regeln der *Progymnasmata* handelt, lässt sich aber nicht ganz so direkt beantworten wie im Fall von Eudemons Rede. Das liegt daran, dass Aphthonius' tabellarische Zusammenfassung der *loci* speziell auf das Personenlob ausgerichtet ist. Seine *Progymnasmata*-Sammlung führt zwar an, was alles gelobt werden kann (Städte, Pferde, Gärten, Worte und Taten, abstrakte Größen usw.). Es gibt aber zur Art und Weise, wie diese Lobreden aufzubauen sind, keine Hinweise. Die erweiterten *Progymnasmata Aphthonii Sophistae* des 16. Jahrhunderts fügen zwar weitere Modellthemen und zwei spezifische Anleitungen an, aber das einzige längere Modellthema, das mit der Marburger Akademie eine Sache lobt, ist nach völlig verschiedenen *loci* gegliedert.⁵⁹⁷ Darin mischen sich die *loci* des Städtelobs (wie Lob auf die Landschaft oder den reichen Fischbestand) mit denen des Personenlobs (Lob auf die Gründer der Akademie) sowie den *loci* eines allgemeinen Tugendlobs (Mäßigung im Wein usw.). Folglich lässt sich daraus, abgesehen vom Grundgerüst (Prooemium – *laus* nach *loci* – Vergleich – Conclusion), kein detailliertes Schema für die Gliederung des Hauptteils entnehmen, mit dem Fischarts Lob abgeglichen werden könnte.

Dem in den *Progymnasmata* vorgegebenen Grundgerüst folgt Fischart aber durchaus, wobei er allerdings das Lob auf die Bücher mit der Schelte ihres Missbrauchs mischt. Dabei geraten, ähnlich wie oben für das fünfte Kapitel gezeigt, auch widersprüchliche Momente in das vermeintliche Lob. Ein *Ich* adressiert zu Beginn seine [*liebe*] *Bücher mein*, lobt deren Unversehrtheit und tadelt den falschen Gebrauch von Büchern.⁵⁹⁸ Der erste *locus* wäre entsprechend zu betiteln als ‚Vom rechten Gebrauch‘, wobei die Bibliothek vor allem als Ort schützender Konservierung profiliert wird. Bemerkenswerterweise wird eine allzu körperliche Lektüre verschmäht, wie etwa das Benetzen der Finger mit Speichel beim Blättern oder das Anfassen der Seiten mit vom Essen schmutzigen Händen. Vor dem Hintergrund der körperlichen Schreibszene, die im Prolog mit ihrer engen Verbindung von Essen, Trinken und Schreiben skizziert wird, wirkt die hier gelobte Hygiene freilich durchaus gegensätz-

⁵⁹⁷ Vgl. Aphthonius [u. a.], *Progymnasmata Aphthonii Sophistae*, fol. 130^v–145^v.

⁵⁹⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 540.

lich.⁵⁹⁹ Es stellt sich zudem mit Blick auf die imaginäre Rezeptionssituation die Frage, ob ein Roman, der sich seinem Publikum *mit haut und haar* verschreibt und seine *Schulkindlein* mit Speis und Trank zu bewirten vorgibt (vgl. Kap. 3.2.), überhaupt in die hier gelobte Bibliothek gehört. Schulkindern, die *ein Tolle verschulden* (eine körperliche Strafe verdienen),⁶⁰⁰ wird der Eintritt in die Bibliothek nämlich ausdrücklich verwehrt. Irritierend ist ferner die Begründung, mit der die Bücher der Bibliothek von ihrem allfälligen gelehrten Missbrauch (gelehrt, weil er auf *hohen Pulten* stattfindet) schuldlos gesprochen werden: *Aber was kann das Kalb dafür, Daß ein Hur ist die Ku*. Das Sprichwort generiert hier Nebensinn – viehische Reproduktion –, anstatt dem Apell zum richtigen Gebrauch von Büchern im Sinne rhetorischer *amplificatio* zusätzliches Gewicht zu verleihen oder mittels *illustratio* ein zuvor gemachtes Argument zu veranschaulichen.

Auf den *locus* des richtigen Gebrauchs folgt im Encomium der *locus* des Alters: Das Alter der Bücher, das sich materialiter in einer dicken Staubschicht zeige, mache sie vergleichbar mit Gold: *Dann darumb ist man dem Gold so hold / Weil man es muß außgraben*.⁶⁰¹ Der durch das Alter verliehene Wert wird ferner auch mit einem Kerngedanken der Renaissance begründet: *Was alt ist, wird jetz new gemacht, Der ältst ist der best Schatz*.⁶⁰² Den nächsten umfangreicheren *locus* bilden die Urheber der Bücher: die Autoren, Schreiber und Drucker. Das geschieht über eine den Gedichteingang wieder aufgreifende Apostrophe: *Gott grüß euch dort, im Winckel dort, Den Author sampt seim Buch*. Die Autoren werden mit Blick auf verschiedene Dinge gelobt: Sie machen das *Vatterland* berühmt und stiften sich selbst *ewig Ehr*; sie sichern die *translatio studii* und das Überdauern der Künste. Der Verewigungstopos wird auch auf die Schreiber ausgeweitet, denn die Hände, die die autoritativen Werke abschrieben und damit deren *translatio* sicherten, *verfaulen nit*. Was damit im Zentrum des thematischen Abschnitts steht, ist die Vermittlungs- und Bewahrungsleistung der Bü-

599 Vgl. ebd., S. 35: *Dann ich inn stellung dieses herlichen Buches kein ander zeit hab verloren, als die ich ohn das zu sättigung meins frásigen Leibs oder leiblicher erquickung mit essen vnnd trincken pflegt für bestellt zuhaben*.

600 Vgl. Lemma ‚Tolle‘ im FWB-online, <https://fwb-online.de/lemma/tolle.s.0m> [Zugriff: 01.09.24]. Die Verbindung von jenen, die ein *Tolle verschulden*, mit denen, die *schärffer Product verdienen*, weist darauf hin, dass hier eine körperliche Strafe gemeint ist; anders Michael Stolz, der darin eine Anspielung auf das *Tolle lege* sieht, das in Augustinus’ *Confessiones* überliefert wird: Augustinus hört eine Kinderstimme *Tolle, lege, tolle, lege* singen und nimmt daraufhin die Bibel und beginnt zu lesen, was Augustinus’ Bekehrung auslöst. Die Wendung *ein Tolle verschulden* heißt daher laut Stolz so viel, wie eine Bekehrung erstreben, vgl. Michael Stolz: Weltinnenräume: Literarische Erkundungen zwischen Spätmittelalter und früher Neuzeit (am Beispiel des ‚Fortunatus‘-Romans und der ‚Geschichtklitterung‘ von Johann Fischart). In: Innenräume in der Literatur des deutschen Mittelalters. Hrsg. von Burkhard Hasebrink [u. a.]. Tübingen 2008 (19. Anglo-deutsches Colloquium), S. 427–446, hier: S. 441. Vgl. auch Kellner, Ein Lob auf die Bücher, S. 236.

601 Fischart, Geschichtklitterung, S. 541.

602 Ebd.

cher, die als *Seuln von Ertz vnd Erd* bezeichnet werden, die das Bestehen der Künste sichern.⁶⁰³ Mit der Metapher wird das bereits etablierte Bild des Buchgoldes wieder aufgegriffen und weitergeführt. Als Gold gelten hier die Künste, die nicht unter den jahrhundertealten Staubschichten begraben, sondern als in die festeren und beständigeren Schichten aus Erde und Erz vergraben imaginiert werden. Das Bild des auszugrabenden Goldes wird gleich doppelt weitergeführt, wenn nach den Schreibern auch der Buchdruck und seine Erfinder gelobt werden: Gutenberg wird als *berg mit Gut, Ja Bergweck guter Kúnst* gelobt, während Peter Schöffers Leistung, die in der Weiterentwicklung und Verbreitung von Gutenbergs Erfindung zu sehen ist, mit dem Raub des *Goldenen Vlies* verglichen wird.

Der nächste *locus* umfasst den Nutzen der Bücher. Dazu werden zuerst einige Zeugen angeführt. Bücher sind so nützlich, dass Könige auf ihren Kriegszügen Bücher mit sich führen, und sie sind sogar nützlicher als Nahrung, weshalb der Dichterst Giovanni Pico della Mirandola sich das Essen zum Buch bringen ließ (und nicht das Buch zum Essen). Im Gedicht wird aus dem fürstlichen Umgang gefolgert, es sei daher nur angemessen, den Büchern auch fürstliche Häuser zu bauen. Bibliotheken werden als *Zeughäuser der Weißheit* gelobt, womit Fischart die titelgebende Metaphorik enzyklopädischer Werke aufgreift.⁶⁰⁴ Wie bei dem Lob der Autoren, Schreiber und Drucker klingt auch hier die Vermittlungs- und Bewahrungsleistung der Bücher an. In den folgenden Versen wird präzisiert, was genau für ein Wissen die Bücher bewahren und welchen Nutzen es bringt:

Durch Bücher Mittel kann man wissen
Was Gottes Willen heißt,
Wie man jm dien mit gutem Gwissen,
Woher die Welt entspreußt,
Wie lang sie haben werd bestand,
Was sie von anfang ghandelt,
Wie auff vnd abging jedes Land,
Darnach sich d Welt noch wandelt.
Alhie man mit den ältesten redt,
Hie find man Rhat zur that⁶⁰⁵

Wie kaum anders zu erwarten, handelt es sich um ein Buchwissen, das vor allem historisch (zu den Bedingungen des 16. Jahrhunderts) ist. Zwei Aspekte sind hier hervorzuheben: zum einen wird der Nutzen historischen Wissens in der Antizipation zu-

⁶⁰³ Ebd., S. 542: *Jr seit die Seuln von Ertz vnd Erd, Drein vor der Sündflut man Grub die Kunst, die man het glehrt, Auff daß sie státs bestahn.* Hierin klingt Horaz' *aere perennius* an, vgl. dazu Kellner, Ein Lob auf die Bücher, S. 225–245, insb. S. 238.

⁶⁰⁴ Beispielsweise Theodor Zwinger nennt sein *Theatrum vitae humanae* ein *Historiarum promptuarium* („Zeughaus der Geschichten“), vgl. hierzu Helmut Zedelmaier: Navigieren im Textuniversum. Theodor Zwingers ‚Theatrum vitae humanae‘. In: *metaphorik.de* 14 (2008), S. 113–135, hier: S. 116.

⁶⁰⁵ Ebd., S. 545.

künftiger Ereignisse gesehen. Zum anderen geht es bei der Konsultation der *ältsten* um die Imagination eines gleichsam lebendigen Gesprächs mit den antiken Autoren, das eine direkte Nutzenanwendung für die eigene Lebensführung verheißt. Unterstrichen wird der Stellenwert der *History* in den auf obige Stelle folgenden Versen dadurch, dass sie den drei höchsten Disziplinen (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) an die Seite gestellt wird.⁶⁰⁶ Mit ihr kann man schließlich sogar *mit vngewehrter Hand / Mit Römern führen Krieg*. Dahinter steckt die Idee, dass man mithilfe der überlieferten Beispiele die Folgen von Entscheidungen und Handlungen antizipieren kann, ohne diese selbst erlebt haben zu müssen. Die Auseinandersetzung mit tradiertem historischem Wissen ermöglicht also gleichsam die Simulation, in der man etwa mit unbewaffneter Hand Krieg führen kann. Die Argumentation, bei der hier angesetzt wird, erinnert stark an Gedanken, wie sie etwa Jean Bodin in seinem *Methodus ad facilem historiarum cognitionem* (1576) vertritt.⁶⁰⁷ Auch bei Bodin ermöglicht die Beschäftigung mit *historia* das virtuelle Beiwohnen vergangener Schlachten.⁶⁰⁸ Die Lektüre belehrt bei Bodin nicht nur, sondern wird auch als derart vergnüglich dargestellt, dass sie gar zur körperlichen Erquickung führt und heilsame Kräfte hat. In diesem Sinne schließt auch Fischart die Ausführungen zum Nutzen der Bücher und dem darin enthaltenen Wissen mit den Versen: *Ja jeder guter Geist hie find / Was jn freut vnd erquicket*.⁶⁰⁹

Damit endet der nach *loci* strukturierte Hauptteil des Gedichts. Nach dem Schema der Progymnasmata wäre nun eigentlich ein Vergleich zu erwarten, bei dem das Gelobte noch einmal profiliert würde. Ein solcher Vergleich findet sich bei Fischart bereits im Hauptteil, wenn der Wert der Bücher und ihrer Künste verschiedentlich mit Gold veranschaulicht wird. Fischart bietet ein anders geartetes Ende, mit dem die *vituperatio* – der Tadel des Büchermisbrauchs – zu einer performativen Bücherwurm-Bannung zugespitzt wird. So spektakulär das klingt, folgt dieses Ende im Grunde dem Schulbuch, wo sich die Anweisung findet, der Schluss eines Enkomiums solle ‚einem Gebet ähnlich‘ (*precationi similior*) gestaltet werden.⁶¹⁰ Bei Fischart wird dieser per-

606 Ebd., S. 546: *Hie kann man von Theologis / Gleich zun Juristen gehen, / Von disen zu den Physicis, / Bald zur History stehn.*

607 Vgl. Jean Bodin, *Method for the Easy Comprehension of History*. Hrsg. und übers. von Beatrice Reynolds. New York 1945, S. 9: „Certainly philosophy, which itself is called the ‚guide of life‘, would remain silent among dead things, even though the extreme limits of good and evil had been set, unless all sayings, deeds, and plans are considered in relation to the account of days long past. From these not only are present-day affairs readily interpreted but also future events are inferred, and we may acquire reliable maxims for what we should seek and avoid“.

608 Ebd., S. 12: „Then, too, what is more delightful than to contemplate through history the deeds of our ancestors placed before our eyes as in a picture? What more enjoyable than to envisage their resources, their troops, and the very clash of their lines of battle? The pleasure, indeed, is such that sometimes it alone can cure all illnesses of the body and the mind“.

609 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 545.

610 Aphthonius [u. a.], *Progymnasmata Aphthonii Sophistae*, fol. P2^r: *Postremo epilogo, qui precationi similior sit, concludes.*

formative Akt zu einem originellen Musenanruf ausgeweitet, der mit der Bannung eines Wurms beginnt. Dafür wechselt das Enkomium in den dramatischen Modus:

Sih da, ich hör ein Würmlein hie
 Klopffen inn diesem Brett,
 O daß man es herfürher zieh,
 Vnd es zermaln, zertrett.
 Herfür, herfür du schelmisch Thierlein,
 Ghörst nicht inn disen Tempel
 Verkriech dich du vnnützes Würmlein
 Sonst inn ein alt gerümpel.
 Du ghörst ins Geßners Thierbuch nit,
 Daß dich flickst inn sein Bretter,
 Du hast sein Bibliotec zerrütt
 mit ätzung viler Bletter,
 Drumb sey verbandt der für vnd für
 Von *Musis*, der dich setzt
 Ins Thierbuch vnder ander Thier,
 Weil du es hast verletzt,
 Seh da, hie hab dir diesen streich,
 [...]
 Nun freut euch *Musae* der Feind ligt,
 Der ewer Freund stâts frett,
 Hie hengt sein Haut, die nit vil wiegt,
 Euch zu Lieb, jm zum gspött,
 Damit forthin geschmeiß seins gleichen
 Ab dieser Haut stâts scheu⁶¹¹

Der Bücherwurm hat hier Doppelsinn. Mit Conrad Gessners *Bibliotheca Universalis* zerrüttet der Wurm ausgerechnet das umfassendste Katalogisierungsprojekt der Zeit: die erste Allgemeinbibliographie ihrer Art. Gessner rahmt diese *Bibliotheca* ausdrücklich mit einer Klage über die Überfülle an Büchern. Das Verzeichnis aller Schriften, die je geschrieben wurden – Drucke wie Manuskripte, Verfügbares wie Verschollenes –, dient nämlich bei Gessner in Verbindung mit seinem geordneten Index dem Zweck, eine Übersicht über das Bestehende zu ermöglichen und dergestalt letztlich auch die Produktion weiterer unnötiger Schriften einzudämmen. Der Wurm, der diesen umfassenden Schriftenkatalog durch ‚Verzehr vieler Blätter‘ in Unordnung bringt, ist hier auch Sinnbild für die alles fressende und verdauende Publizistik der Zeit, deren Ausscheidungen zu einer nicht mehr zu katalogisierenden Menge von unnützen Schriften voller Belanglosigkeiten (*nugae et inutilia scripta*) führen.⁶¹² Die Ban-

⁶¹¹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 546f.

⁶¹² So klagt Gessner in der Widmungsvorrede, dass der Buchdruck dazu führe, dass die Leute eine Vielzahl unnützer Schriften veröffentlichen, anstatt die Schriften der Antike zu verbreiten. Für deren Erhalt braucht es daher, so Gessner, wenigstens Bibliotheken, vgl. Conrad Gessner, *Bibliotheca Universalis, sive Catalogus omnium scriptorum locupletissimus* [...]. Zürich: C. Froschauer, 1545, fol. 3^r: *Quam-*

nung, die in den letzten Versen vollzogen wird, lässt sich damit als Reflexion auf die satirische Intervention des Romans lesen: Der Wurm gehört verzeichnet und ins richtige Buch eingeordnet (*fijns Thierbuch vnder ander Thier*), genauso wie die Verfahren der parasitär-zirkulären Produktion von Büchern aus Büchern in die Satire gebannt gehören. Dass der Wurm unschädlich gemacht werden soll, indem er aufs Papier kommt, rückt das abschreckende Aufhängen seiner Haut ins Bild, wird er doch damit buchstäblich zu Pergament.⁶¹³ Ganz ähnlich bannt auch die *Geschichtklitterung* zum Ziel der satirischen Abschreckung verschiedene parasitäre Techniken, Darstellungsverfahren und unnütze Wissenspartikel auf ihre Seiten. Damit verschafft sie ihnen aber auch, sozusagen in performativem Widerspruch, einen neuen und eigenen Platz in der Bibliothek. Genau diese Ambivalenz spitzt der abschließende Musenanruf zu. Die Musen werden nämlich mit der merkwürdigen Aufgabe betraut, die Bücher der Bibliothek vor Parasiten zu beschützen:

Darumb jr Mühsam *Musae* mein
 Wehrt hie den Milben, Schaben:
 Dann diß die ärgsten Feind hie sein
 SO dise Künst hie haben.
 Secht wie dort der Lombardus ligt
 Zernagt, verfretzt, zerbissen,⁶¹⁴

Die Musen werden in der Dichtung eigentlich für Inspiration, nicht zur Konservierung angerufen. Dass die Milben und Schaben hier übertragen für eine uninspirierte, das Bestehende nur korrumpierende Produktivität stehen, wird auch daran deutlich, dass gerade eines der Grundlagenwerke der scholastischen Theologie als von ihnen zernagt und zerbissen thematisiert wird: die *Sententiae* von Petrus Lombardus, eine systematisch geordnete Sammlung der Sentenzen von Kirchenvätern und -lehrern.⁶¹⁵ Die *ruminatio* von Lombardus' Sentenzensammlung war zentraler Bestandteil des theologischen Magisterstudiums, sie wurde in Kommentaren, in Kommentaren zu kanonisch gewordenen Kommentaren sowie in unterschiedlichen Zusammenfassungen (*Conclusiones*, *Summae* etc.) ruminert. Wenn ausgerechnet die Musen Bücher vor solcher parasitär-zersetzenden Produktivität schützen sollen, ist es naheliegend, dass damit eine produktive Regulation mit den Mitteln der Kunst gemeint ist, wie sie das

vis enim ars typographica librorum conservationi nata videatur, ut plurimum tamen nostri temporis hominum nugae et inutilia scripta, vetustis et melioribus neglectis, in lucem eduntur: quare pro manuscriptis saltem libris opus est Bibliothecis. Vgl. hierzu auch Blair, *Too Much to Know*, S. 56.

613 *Haut* meint im Frühneuhochdeutschen auch „Pergament; als Beschreibstoff zubereitete, enthaarte, geglättete und getrocknete Tierhäute (besonders von Schafen, Ziegen und Kälbern); wohl auch: Bogen / Blatt (Pergament)“, Lemma ‚haut‘, FWB-Online, http://fwb-online.de/go/haut.s.1f_1647077171 [Zugriff: 01.12.24].

614 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 545.

615 Vgl. Karin Schneider: Art. Petrus Lombardus. In: Verfasser-Datenbank, <https://www.degruyter.com/database/VDBO/entry/vdbo.vlma.3341/html> [Zugriff: 01.12.24].

Enkomium selbst vorstellt. Die Bannung des Bücherwurms erscheint bei Fischart als kunstvoller Akt, der nicht nur ausdrücklich in den Zuständigkeitsbereich der Musen gerückt wird, sondern sich auch in ausgesprochen literarisierter Form, nämlich als dramatischer Höhepunkt eines Enkomiums vollzieht. Daher rückt die Bannung des Wurms auch die Intervention ins Bild, die der Roman als Ganzes vorstellt. Er bannt mit seinem *Klittern* jene Techniken und Darstellungsweisen in eine eigene Gattung, die für *verrückung, verschupffung, alteration vnnd verkehrte disposition vnd vnwesenlichkeit* in der Publizistik der Zeit sorgen.⁶¹⁶ Wie der Wurm ins Tierbuch, so gehören die parasitären Techniken des frühneuzeitlichen Buchmarkts in die *Geschichtklitterung* gebannt. Damit schafft der Roman aber für ebendiese auch ein Residuum mit eigenen Ansprüchen auf Kunstfertigkeit.

5.6 Zwischenfazit

Fischarts Aneignung der Progymnasmata ist nicht rein formal, sondern von Beginn an durch eine Transformation ins Affektive geprägt. Die klassischen Übungen werden weniger auf argumentative Schlüssigkeit als auf affektive Effekte hin reorganisiert. Die einzelnen Formen – vom Nacherzählen einer Fabel über das Ausgestalten eines Charakters in der Rede bis hin zum Lob – kulminieren in einem Text, der affektive Bewegung nicht nur darstellt, sondern sprachlich erzeugt.

Den Anfang macht die Formübung der *fabula*, deren exemplarische Ausgestaltung sich im 31. Kapitel mitten in den Reden von Pikrochols Kriegsrat findet. Obwohl diese Fabel – jedenfalls für Fischarts Verhältnisse – ganz nach den Regeln der Schulrhetorik gearbeitet scheint und den spekulativen Imaginationen des Kriegsrats auf kunstvolle Weise den Spiegel vorhält, bleibt sie ohne Wirkung. Der Roman demonstriert damit exemplarisch, wie die regulative Kraft eines rhetorisch vorbildlichen Exempels gegenüber der affektiv aufgeladenen Dynamik einer sich selbst steigernden Phantasie unterliegt. Dass bei Fischart das *pathos* zunehmend *logos* und *ethos* ersetzt, wurde im Anschluss anhand der Erweiterungen der Figurenrede deutlich. Vor dem Hintergrund der Übung der Ethopoeia lässt sich der Umbau hin zu einer Affektrhetorik besonders scharf konturieren, denn Pikrochols Rede zeigt kein *ethos* im klassischen Sinne, sondern führt die *humores* der Figur als elementargebundene Dispositionen vor – eine Umcodierung der Figurenrede zur *pathopoeia*. Wie der Roman sich die Formen der Schulrhetorik unter eigenen, bewusst ‚barbarisch‘-ungehorsamen Bedingungen aneignet, trat auch in der umfangreichen Übung der *positio* hervor, die das gesamte fünfte Kapitel durchzieht. Zwar wird mit der Frage, „ob man heiraten soll“, ein klassisches Thema dieser Übungsform aufgegriffen, die logische Struktur von *contradictio* und *solutio* aber wird unterlaufen: Statt Widersprüche argumentativ aufzulösen, integriert

⁶¹⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 333.

der Text sie in affektive Steigerungsreihen und generiert so ein Verfahren des Selbstwiderspruchs, das man als *contradictio in exemplis* bezeichnen könnte. In der performativen Überschreitung der Form wird hier zugleich eine materielle Topik bereitgestellt, die einen reichen Vorrat an Belegmaterial für Argumente für und wider die Heirat entlang des argumentativen Aufbaus einer *positio* bietet. Damit empfiehlt sich das Kapitel für produktive Anschlüsse, stellt es doch vorstrukturierte Versatzstücke bereit, aus denen durch Auswahl der für die eigene Ansicht passenden Argumente und Belege allerlei deutsche Antworten auf die Cato-Frage geschöpft werden können. Den Abschluss bildet die *laus/vituperatio*-Übung (vgl. Kap. 5.5.), die sich in Form einer Inschrift an die Bibliothek der Abtei Willigamut anschließt. Diese Passage erweist sich als eigentümliches Meisterstück der Formübungen im Roman: zum einen mischen sich – ähnlich wie bei der Übung der *positio* – Lob und Tadel, zum anderen gipfelt der affektrhetorische Umbau der Schulrhetorik in der Geste der Bannung eines Bücherwurms. Dieser Wechsel ins Performative reflektiert zudem die satirische Intervention, auf welche der Roman als Ganzes zielt: die ‚Bannung‘ schlechter gelehrter Praxis auf die eigenen Buchseiten.

6 Stimmübungen

6.1 Einstieg: Noten mit Text

1745 erscheint eine amüsante Gelehrtsatire: *Hinkmars von Repkow Noten ohne Text*.⁶¹⁷ Die kurze Schrift verspottet die gelehrte Gattung der ‚Noten‘ – also Anmerkungen, Glossen oder, nach ihrem typographischen Layout am Fuß der Seite benannt, Fußnoten. Im 18. Jahrhundert stellen solche Noten ein beliebtes Ziel der Gelehrtsatiren dar, die das umfangreiche, aber gehaltlose Anhäufen von tradiertem Bildungswissen in Anmerkungsapparaten als Pseudo-Gelehrsamkeit verspotten.⁶¹⁸ Zu diesem Zweck dreht der Verfasser der *Noten ohne Text*, Gottlieb Wilhelm Rabener, das Verhältnis von Text und Noten, primärem *textus* und sekundärem *commentarius* um. Rabener lässt ironisch seinen fiktiven Autor, Hinkmar von Repkow, propagieren, dass „des Herrn Verfassers Noten allemal das vornehmste und wichtigste sind, der Text selbst aber nur etwas zufälliges, wenigstens von der Erheblichkeit lange nicht ist, als die angehängten Noten“. ⁶¹⁹ Und er lässt Hinkmar aus dem Primat der Anmerkung die Konsequenzen ziehen und einen Anmerkungsapparat schaffen, bei dem der Text gleich ganz weggelassen wird. Hinkmar hypostasiert also sozusagen den Metatext. Die *Noten ohne Text* inszenieren sich als Universalkommentar, mit dem sich im Grunde jeder beliebige Text kommentieren lässt, insofern sich die im Kommentar behandelten Lemmata mit ihm verknüpfen lassen. Der Apparat gliedert sich nach einem typischen Textaufbau (Zueignung, Widmungsvorrede, Abhandlung) und führt für jeden Textteil Lemmata und Anmerkungen auf. Dergestalt entsteht eine Sammlung unterschiedlicher Gemeinplätze (lateinische Sentenzen, typische Formulierungen der Gelehrtsprache, Exempel usw.), die der Satire als Anlass dienen, über verschiedenste Stilphänomene und Aspekte der zeitgenössischen Publizistik herzuführen (beispielsweise folgt auf das Lemma „Wie ich zum Exempel“ die ironische Anmerkung: „Diese Worte werden sehr oft in meinem Texte vorkommen, weil es der gelehrte Gebrauch

⁶¹⁷ Gottlieb Wilhelm Rabener: *Hinkmars von Repkow Noten ohne Text*. In: ders.: *Sammlung satyrischer Schriften*. Zweyter Theil. Leipzig: Johann Gottfried Dyck, 1751, S. 107–168. Vgl. dazu Till Dembeck: *Text ohne Noten? Für eine Texttheorie des Ornamentalen am Beispiel von Rabener und Jean Paul*. In: *Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten*. Hrsg. von Bernhard Metz, Sabine Zubarik. Berlin 2008 (Kaleidogramme. 33), S. 149–167.

⁶¹⁸ Vgl. hierzu auch die Satire von Christian Ludwig Liscow: *Kurtze, aber dabey deutliche und erbauliche Anmerckungen, über die Klägliche Geschichte, von der Jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem [...]*. In: ders.: *Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften*. Frankfurt/Leipzig: Herold, 1739.

⁶¹⁹ Rabener, *Hinkmars von Repkow Noten ohne Text*, S. 110. Zur Entwicklung der literarischen Anmerkung im 18. Jahrhundert vgl. Evelyn Eckstein: *Fußnoten. Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft*. Münster 2001 (Anmerkungen. Beiträge zur wissenschaftlichen Marginalistik. 1).

erfordert, daß ein Schriftsteller von sich selbst bey allen Gelegenheiten am meisten redet. Bey den übrigen Stellen werde ich die Noten weglassen [...]“.⁶²⁰

Rabeners Schrift bietet eine spannende Kontrastfolie für Fischarts *Geschichtklitterung*. Letztere erscheint zwar knapp zweihundert Jahre früher und bezieht sich nicht auf die ‚Notenlust‘ der Aufklärung, sondern auf die Kommentarpaktiken der späthumanistischen Gelehrsamkeit. Sie beschäftigt sich aber im Grunde mit einem sehr ähnlichen Problem wie Rabeners *Noten ohne Text*, insofern sie auf höchst eigenartige Weise die zeitgenössische ‚Gepflogenheit‘ nachbildet, Texte beim Kommentieren mit einer umfangreichen Schicht von Gelehrsamkeit zu überziehen. Auch bei Fischart wird das Verhältnis von Text und Kommentar auf den Kopf gestellt, allerdings nicht, indem der zu kommentierende Text wie bei Rabener weggelassen wird. Der *Gargantua* wird, wie oben erläutert (vgl. Kapitel 2.1 und 2.2), recht wortgetreu übersetzt und ist auch ziemlich vollständig in der *Geschichtklitterung* enthalten. Hans J. Vermeer hat Fischarts Roman daher als „Übertreibung der mittelalterlich kommentierten Übersetzung“ beschrieben.⁶²¹ Fischarts Roman könnte man, mit Christoph Huber und Paul Zumthor, auch als „poetischen Kommentar“ beschreiben.⁶²² Allerdings hebt Fischarts Roman im Vergleich zu diesen älteren Modellen die Trennung zwischen Text- und Kommentarebene radikal auf. Damit reißt er, um es mit Foucault bildlich auszudrücken, die „böschungsartige Befestigung des vorausgehenden Textes“ ein.⁶²³ In der *Geschichtklitterung* gibt es damit im Grunde keinen primären und sekundären Text mehr, keinen Haupt- und Nebentext, sondern beides ist auf ein und derselben syntagmatischen Ebene ineinander verschaltet. Das hat zur Folge, dass der explizierende Diskurs oftmals überhaupt nicht mehr von dem zu trennen ist, was er expliziert. Anders gewendet: Der Text kommentiert sich nicht nur selbst, sondern auch quasi simultan. Weil dies im Roman Effekte für die Verbindungen hat, mit denen sich einzelne Aussagen einem ‚Sprecher‘ zuordnen lassen, nenne ich den Umgang des Romans mit Praktiken des Kommentierens Stimmübungen. Stimme meint in diesem Zusammenhang weniger eine körperliche Lautlichkeit als das, wofür Bachtin den Begriff der Intonation verwendet: die Beziehung einer Aussage zu einer Aussagesituation, durch

620 Rabener, Hinkmars von Repkow *Noten ohne Text*, S. 137.

621 Hans J. Vermeer: *Das Übersetzen in Renaissance und Humanismus*. Bd. 2 von 2: *Der deutschsprachige Raum. Literatur und Indices*. Heidelberg 2000 (Textcontext Reihe Wissenschaft. 7), S. 680.

622 Vgl. Christoph Huber: *Formen des ‚poetischen Kommentars‘ in mittelalterlicher Literatur*. In: *Commentaries – Kommentare*. Hrsg. von Glenn W. Most. Göttingen 1999 (Aporemata. 64), S. 323–352, hier: S. 326f.: „[Der poetische Kommentar] kommentiert dann diesen Text und ist zugleich integrales Element des Textes. Die grundsätzliche Trennung in Prätext und Folgetext verlagert der poetische Kommentar in diesem Fall auf verschiedene Diskursebenen des einen Werks. Der Kommentar schlingt sich dann als explizierender Diskurs durch ein vielfältigeres Ganzes“. Vgl. auch grundlegend Paul Zumthor: *La glose créatrice*. In: *Les commentaires et la naissance de la critique littéraire: France/Italie (XIVe–XVIIe siècles)*. Hrsg. von Gisèle Mathieu-Castellani, Michel Plaisance. Paris 1990, S. 11–18.

623 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Übers. von Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1974, S. 117.

die sich eine bestimmte soziale Perspektive mit der Aussage verbindet.⁶²⁴ Das kann beispielsweise eine bestimmte Agenda, eine wertende Haltung, ein Habitus oder eine spezifische Affektivität sein.

Während bei Rabener die Textebene zwar *materialiter* fehlt, bleibt die strukturelle Beziehung des Kommentars zu einem Text erhalten, da die Lemmata nicht nur den Verweisungszusammenhang präsent halten, sondern vom kommentierten Text auch über dessen lemmatisierte Versatzstücke hinweg einen rhetorischen Abriss liefern. Rabeners *Noten ohne Text* sind also entgegen ihrem Titel nicht völlig ohne Text. Bei Fischart hingegen bleibt der Text *materialiter* erhalten, aber die Struktur wird eingeebnet und die Grenzen zwischen Text und Kommentar verwischt. Sie bleiben nur insofern kenntlich, als Fischarts Zusätze typische Verfahren des Kommentars nachbilden. Diese, wie ich es nenne, Gesten des Kommentierens, beschreibe ich im Folgenden zum einen vor dem Hintergrund der Kommentarpraktiken im humanistischen Feld (6.2.). Zum anderen zeige ich an einem Fischarts Roman möglichst nahen Beispiel – Sebastian Francks kommentierender Übersetzung einer menippeischen Satire –, welche Eigenheiten der volkssprachigen Kommentierung sich auch in der *Geschichtklitterung* finden lassen (6.3.). Die Kommentarfunktionen (glossieren, erklären, veranschaulichen; deutsche Begebenheiten, Konkordanzstellen und Quellen anführen u. v. m.) werden bei Fischart in den Text verlagert. Das hat zur Folge, dass in der *Geschichtklitterung* aus Praktiken des Textkommentars zwei literarische Verfahren ausgebildet werden, die ich in 6.4. und 6.5. beschreibe. Zum einen übt der sich selbst kommentierende Text eine permanente Selbstreflexivität ein, weil jedes Wort, jeder Satz potenziell als Kommentar aufgefasst werden kann: in Bezug auf das vorangehende Wort, auf den übergeordneten Zusammenhang der Textstelle, auf die Vorlage usw. Zum anderen ermöglicht die Einebnung von Text und Kommentar eine spezifische Form der Dialogisierung, insofern im sich selbst kommentierenden Text ganz in Bachtins Sinn in einer einzigen Äußerung mehrere Stimmen ko-existent sind.

6.2 Textkommentar im humanistischen Feld

Seit dem Mittelalter stellte der Textkommentar die wichtigste gelehrte Gattung dar. Das Kommentieren von Texten ist eng mit dem universitären Lehrbetrieb verknüpft: Unterrichtet wurde, indem der Magister einen autoritativen Text durchgeht und Satz für Satz kommentiert, während die Studenten Text und Kommentar mitschreiben (ein Vorgang, den man *reportatio* nannte).⁶²⁵ In der Frühen Neuzeit ändert sich an

⁶²⁴ Vgl. Michail Bachtin: Autor und Held in der ästhetischen Tätigkeit. Hrsg. von Rainer Grübel, Edward Kowalski und Ulrich Schmidt. Übers. von Hans-Günter Hilbert, Rainer Grübel, Alexander Haardt und Ulrich Schmid. Frankfurt a. M. 2008 [1941], S. 35–58 (Kap. „Das Thema und seine Intonation“).

⁶²⁵ Vgl. Blair, *Student Manuscripts and the Textbook*, S. 39–73; Jan-Hendryk de Boer [u. a.]: Lehren und Lernen. In: *Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen-*

dieser grundlegenden Unterrichtsmethode wenig, außer dass der Text nicht mehr mitgeschrieben werden musste, sondern dank dem Aufkommen des Buchdrucks vorgefertigt gekauft werden konnte, so dass die Studierenden nur noch die Kommentare des Magisters mitzuschreiben brauchten (für nicht begüterte Studenten gab es aber in der Regel ein öffentliches Diktat des Grundagentextes der Vorlesung). Ferner brachten viele Universitätsgelehrte ihren Kommentar nach der Vorlesung in den Druck, was mit dazu führte, dass die Produktion von schriftlichen Textkommentaren ein bis anhin unbekanntes Ausmaß erreichte.⁶²⁶ Diese Konjunktur gründet dabei in medien- geschichtlichen Veränderungen. Die Magister und Professoren der Universitäten arbeiteten oftmals eng mit den Druckereien vor Ort zusammen, sei dies in der Erstellung spezieller Textausgaben mit Durchschuss (Leerflächen zwischen den Zeilen und an den Rändern) für die handschriftliche Vorlesungsmitschrift, sei dies, indem sie ihre Vorlesungen in Form von Textkommentaren in den Druck brachten.⁶²⁷ Ferner zielte die humanistische Bildungsbewegung auf eine kritische Revision und Re-Autorisierung der kulturellen Überlieferung. Manuskripte antiker Texte wurden ‚wiederentdeckt‘, neu ediert und publiziert, übersetzt und mit Kommentaren versehen. Das Ziel war, vereinfacht gesagt, die kulturelle Überlieferung und das Wissen der antiken Welt aus dem korrumpierten Zustand, in den es aus humanistischer Sicht während des Mittelalters verfallen war, wieder neu aufleben zu lassen. Dem Textkommentar kam bei der Überbrückung dieser historischen und kulturellen Distanz eine zentrale Rolle zu.

und Methodenhandbuch. Hrsg. von Jan-Hendryk de Boer, Marian Füssel, Maximilian Schuh. Stuttgart 2018, S. 177–219, insb. S. 181f.

626 Vgl. die hervorragende Einleitung von Karl Enenkel und Henk J. M. Nellen in: dies. *Neo-Latin Commentaries and the Management of Knowledge in the Late Middle Ages and the Early Modern Period (1400–1700)*. Hrsg. von dens. Leuven 2013 (*Supplementa Humanistica Lovaniensia*. 33), S. 1–78. Vgl. ferner Christina Lechtermann, Markus Stock (Hrsg.): *Practices of Commentary*. Frankfurt a. M. 2020 (*Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Sonderheft*. 24,1–2); Anthony Grafton, Glenn W. Most (Hrsg.): *Canonical Texts and Scholarly Practices. A Global Comparative Approach*. Cambridge 2017; Ralph Häfner, Markus Völkel (Hrsg.): *Der Kommentar in der Frühen Neuzeit*. Tübingen 2006 (*Frühe Neuzeit*. 115); Glenn W. Most (Hrsg.): *Commentaries – Kommentare*. Göttingen 1999 (*Aporemata*. 64); Gisèle Mathieu-Castellani, Michel Plaisance (Hrsg.): *Les commentaires et la naissance de la critique littéraire: France/Italie (XIVe–XVIe siècles)*. Actes du Colloque international sur le commentaire, Paris, mai 1988. Paris 1990; Rainer Stillers: *Humanistische Deutung. Studien zu Kommentar und Literaturtheorie in der italienischen Renaissance*. Düsseldorf 1988 (*Studia humaniora*. 11); August Buck, Otto Herding (Hrsg.): *Der Kommentar in der Renaissance*. Weinheim 1975 (*Deutsche Forschungsgemeinschaft. Kommission für Humanismusforschung. Mitteilung*. I).

627 Wie eng die Beziehung zwischen Druckereien und Universitäten war, zeigt der Umstand, dass ein Überschuss an nicht verkauften Exemplaren einer Textausgabe bisweilen dazu führen konnte, dass die Universität den Absatz der Ausgabe ankurbelte, indem sie diese kurzfristig zum Grundagentext der Vorlesung machte, vgl. Falk Eisermann: *Die schwarze Gunst. Buchdruck und Humanismus in Leipzig um 1500*. In: *Der Humanismus an der Universität Leipzig*. Hrsg. von Enno Bünz, Franz Fuchs. Wiesbaden 2008 (*Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance und Humanismusforschung*), S. 149–180, insb. S. 166f.

Im Layout unterscheiden sich die humanistischen Kommentare allerdings nicht grundlegend von den älteren, mittelalterlichen. Text und Kommentar werden meist in der typographischen Setzung auf zwei oder mehr Ebenen angeordnet: der *textus* steht entweder im Mittelfeld, während der *commentarius* ihn umrandet, oder *textus* und *commentarius* werden in unterschiedlichen Säulen angeordnet.⁶²⁸ Verweise zwischen Text und Kommentar erfolgen durch Asteriske, Obeliske, Kleinbuchstaben oder typographische Hervorhebungen (Majuskeln, Farbgebung usw.). Es kann vorkommen, dass ein Kommentar selbst im Laufe der Zeit kanonischen Status erhält und seinerseits wieder kommentierungswürdig wird, wie man es im Bereich der Rechtsliteratur oder der Bibelkommentierung (bspw. Petrus Lombardus' Sentenzen) antrifft. In diesem Fall finden sich drei oder mehr Ebenen: *textus*, *commentarius* 1 (der ‚Standardkommentar‘), *commentarius* 2 und Marginalien. Dabei kann ein Standardkommentar auch getrennt vom kommentierten Text herausgegeben werden – sozusagen als ‚Noten zu abwesendem Text‘. Ebenso kann ein tradiert Kommentar später um weitere Marginalien ergänzt werden, die die Orientierung im Kommentar erleichtern oder Konkordanzstellen anführen.

In der älteren Forschung wird oft davon ausgegangen, dass ein Textkommentar einen vorgelagerten, schon existierenden, primären Text kommentieren würde:

Der Kommentar ist eine besondere Form solcher Textarbeit. Seine Besonderheit besteht darin, nicht in und mit dem Text zu reden, sondern sich als ein Text eigenen, wenn auch minderen Ranges, neben bzw. unter den Text zu stellen. Er ist ein Text, der über einen anderen Text handelt, und in diesem Sinne ein Metatext. Er ist ein Text, der wegweisend und begleitend neben einen anderen tritt, also ein Paratext.⁶²⁹

Dieses Primat des *textus* fußt nicht zuletzt auf dem strengen Ideal, das die Humanisten selbst für ihre Kommentare formulierten.⁶³⁰ Folgt man etwa Juan Luis Vives' Bestimmung, was ein Kommentar zu leisten habe, scheint sich das Modell von einem gegebenen primären *textus* und einem lediglich sekundären Bei- oder Nebentext (*commentarius*) zu bestätigen. Vives begrenzte den *commentarius* nämlich auf eine dienende Funktion, kritisiert Digressionen im Kommentar und ermahnt zur Kürze

⁶²⁸ Vgl. zu den zwei Typen der Mittelfeld- und Säulenanordnung Julius Rodenberg: Zur Architektonik des Buches. In: Alere flammam. Georg Minde-Pouet zum 50. Geburtstag. Hrsg. von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei. Leipzig 1921, S. 91–102.

⁶²⁹ Jan Assmann: Text und Kommentar. Einführung. In: Text und Kommentar. Hrsg. von Jan Assmann, Burkhard Gladigow. München 1995 (Archäologie der literarischen Kommunikation. 4), S. 9–34, hier: S. 28.

⁶³⁰ Vgl. hierzu auch den Vorschlag von Glenn W. Most, der auf die soziale Konstruktion von Kommentaren hinweist, aber dennoch zentral setzt, dass Kommentare „the elucidation of a text by some other author“ zum Ziel haben: ders.: Preface. In: Commentaries – Kommentare. Hrsg. von dems. Göttingen 1999 (Aporemata. 64), V–XV, hier VIII.

und Zusammenfassung.⁶³¹ Vives' Position ist aber nur eine unter verschiedenen und durchaus nicht repräsentativ für die Kommentare, die im humanistischen Feld entstanden sind.⁶³² Sie sind deutlich vielgestaltiger und begrenzen sich oft nicht auf eine bloße Hilfsfunktion, sondern loten wesentlich freizügiger die Grenzen und Möglichkeiten des Textkommentars aus. Die aktuelle Forschung attestiert dem humanistischen Kommentar daher eine generische Offenheit und die Tendenz, sich insgesamt vom *textus* zu emanzipieren. Die Möglichkeiten dessen, was bei den Humanisten alles mit und in Kommentaren getan werden kann, scheinen prinzipiell unbegrenzt zu sein: Es werden biographische Notizen eingefügt, lange Exkurse integriert, persönliche Meinungen kundgetan, Beobachtungen aller Art angestellt oder gar polemische Invektiven gegen andere Gelehrte lanciert.⁶³³ Die ontologische Auffassung der Gattung Textkommentar wurde aber nicht nur aus diesen historischen, sondern auch aus systematischen Gründen kritisiert und eine operationale Bestimmung vorgeschlagen:

The gesture of commentary draws a distinction between the commentarial and the commented and thus creates both the subject and the object of commentary. This gesture does not only create two texts by relating them to each other, but also claims a hierarchy between them, bestowing the *textus* with dignity, canonicity, or even sacredness [...]. But to do so, commentary does not necessarily have to be really secondary, it only has to participate in the gesture or – to be more precise – in one of the differentiating and relating gestures of commentary.⁶³⁴

631 Vgl. Juan Luis Vives: *De ratione dicendi*. Lateinisch – Deutsch. Übers. und hrsg. von Emilio Hidalgo-Serna. Marburg 1993, S. 232: *Modum omnino oportet adhiberi, et delibandae sunt aliae disciplinae, aliquidque ex eis in tuum usum decerpendum, non confundendae, ut aliae in aliarum fines irrumpant; jam vero quantumcumque fusos commentarios habeas in animo componere, memineris semper esse commentarios, nec adeo in eis licitum esse evagari, atque in libero tuo opere, dum enim in alium scribis, illi est ubique subserviendum, alioqui non in aliud, vel ad aliud erunt commentarii, sed praeter aliud.* / „Man muss überhaupt maßhalten. Aus anderen Disziplinen ist sorgfältig das einschränkend auszuwählen, was deinem Zweck dient. Man darf die Disziplinen auch nicht durcheinanderbringen, dass die einen ins Gebiet der anderen einbrechen. Wie gewichtige und breit angelegte Kommentare du auch immer zu schreiben im Sinne hast, bedenke immer, dass es Kommentare sind, und bei ihnen das weite Abschweifen nicht so gestattet ist wie in deinem freien Werk. Solange du nämlich zu einem anderen Werk schreibst, muss[t] du dich diesem überall unterordnen, sonst werden die Kommentare nicht zu einem anderen Werk oder für es sein, sondern daran vorübergehen“.

632 Vgl. Enenkel/Nellen, Introduction. *Neo Latin Commentaries and the Management of Knowledge*, S. 3: „To begin with, it was not a foregone conclusion that commentaries necessarily ought to play an auxiliary role. Commentaries were mainly studies – in various intellectual settings, to be sure – in order to acquire knowledge and skills. A ‚pure‘ understanding of the source text was not the exclusive goal. This radically different way of approaching both objects is exemplified by the fact that more often than not the commentary was consulted without reference being made to the text itself“.

633 Vgl. ebd., insb. S. 8–12.

634 Christina Lechtermann, Markus Stock: Introduction. In: *Commenting and Commentary as an Interpretive Mode in Medieval and Early Modern Europe*. Hrsg. von dens. *Glossator* 12 (2022), S. 1–10, hier: S. 2–3.

Gesten des Kommentierens können auf alles Mögliche angewendet werden und dem, was sie kommentieren, Autorität und Authentizität verleihen. Ein schönes Beispiel stellen hierfür die *Antiquitatum variarum volumina XVII* (1498) von Annio von Viterbo dar. Annio hat in dieser Fälschung die vermeintlich verschollenen Texte antiker Historiker, die er zu edieren und kommentieren vorgibt, selbst geschrieben. Annio's Kommentar verleiht seinen Geschichtsfälschungen Authentizität, indem darin die Kompatibilität zwischen den gefälschten Quellen und den kanonischen Chronisten der Antike herausgestellt wird. Die Fälschungen wiederum verleihen dem Kommentar Autorität, indem ihre Berichte genau in die Lücken passen, die der Kommentar öffnet, so dass zwischen Fälschung und Kommentar ein sich wechselseitig authentifizierender und autorisierender Verweisungszusammenhang entsteht (vgl. dazu Kap. 7.4. und Kap. 7.5.).

An die Verselbstständigung der Gesten des Kommentierens knüpft sich eine andere zentrale Entwicklung in den hermeneutischen Praktiken der Frühen Neuzeit, die man als eine ‚Befähigung des Lesens‘ beschrieben hat.⁶³⁵ (Spät-)Mittelalterliche Kommentare orientieren sich *grosso modo* an einem Modell, in dem nicht nur der Bibeltext, sondern auch Texte der Antike nach dem vierfachen Schriftsinn ausgelegt werden. Der Sinn bzw. die ‚Wahrheit‘ des kommentierten Textes gilt als von vornherein vorgegeben. Der humanistische Kommentar hingegen ist stärker darauf angelegt, die Lesenden dazu zu befähigen, sich den Text selbst anzueignen. Humanistische Kommentare vermitteln vor diesem Hintergrund weniger eine abgeschlossene Lektüre und einen festen Schriftsinn als ein Instrumentarium, um die historische Distanz zu den Texten und ihren Autoren zu überwinden; sie befähigen also die Lesenden zur eigenen, aneignenden Begegnung mit dem Text und seinem Autor. Dabei wird die ‚mittelalterliche‘ Allegorese nicht völlig verabschiedet, sondern zu einem von mehreren Verfahren, die den Lesenden an die Hand gegeben werden.

6.3 Gesten des Kommentierens

Was Fischart mit dem Textkommentar anstellt, lässt sich als ein Kulminationspunkt unterschiedlicher Entwicklungen sehen. Die Verselbstständigung des Kommentars gegenüber seiner Vorlage erreicht bei Fischart ein Ausmaß, das vor dem Hintergrund der neulateinischen Kommentartradition schon recht innovativ, vor dem Hintergrund der volkssprachigen Kommentierungen aber geradezu unerhört ist. Dass eine Über-

⁶³⁵ Vgl. Michel Jeanneret: Commentary on Fiction, Fiction as Commentary. In: The South Atlantic Quarterly 91,4 (1992), S. 909–928, hier: S. 909: „As a result, the nature of commentary changes. It no longer restricts interpretation to one single method but rather seeks to equip readers to undertake their own commentary“. Vgl. auch Terence Cave: The Mimesis of Reading in the Renaissance. In: Mimesis. From Mirror to Method, Augustine to Descartes. Hrsg. von John D. Lyons, Stephen G. Nichols. Hanover (New England) 1982 (Critical Studies in the Humanities), S. 149–165.

setzung nicht nur übersetzt, sondern dabei das, was übersetzt wird, auch mit allerlei Zusätzen versieht und kommentiert, ist für ein Übersetzungsprojekt des 16. Jahrhunderts zwar durchaus nicht überraschend. Fischarts Projekt unterscheidet sich vor diesem Hintergrund nicht dadurch, dass er seine Vorlage mit allerhand Zusätzen versieht, sondern der Unterschied liegt darin, wie das getan wird. Simon Schaidenreisser beispielsweise fertigte die erste deutsche Homer-Übersetzung an und machte aus der *Odyssee* eine Enzyklopädie der antiken Welt, indem er sie mit zahlreichen Glossen anreicherte.⁶³⁶ Dabei bleiben aber die Kommentare, anders als bei Fischart, am Rande der Übersetzung. Schaidenreissers Übertragung ist, wie die Mehrheit der deutschen Übersetzungen des 16. Jahrhunderts, im humanistischen Feld beheimatet. Diese Übersetzungen arbeiten sich vor allem an der Bibel, am antiken Kanon oder an humanistischen Schriften ab. Dabei muss bei der Übersetzung antiker oder humanistischer Vorlagen Kompatibilität hergestellt werden zwischen dem Wissenshorizont, den die zu übersetzende Vorlage bei ihrem Publikum voraussetzt, und dem Horizont des deutschsprachigen Publikums.

Das Zielpublikum volkssprachiger Literatur bestand aus gebildeten Laien des Adels, der bürgerlichen Oberschicht (Kaufleute, Patrizier, wohlhabende Handwerker) und des Klerus, die im Rahmen ihrer Tätigkeiten in Kanzlei, im Kontor oder auf der Kanzel mit Schriftlichkeit konfrontiert waren.⁶³⁷ Da man Lesen an lateinischen Texten, etwa den enorm verbreiteten *Disticha Catonis*, lernte,⁶³⁸ beherrschte dieses Publikum zwar wohl die Grundlagen der lateinischen Sprache (heute in etwa vergleichbar mit dem gymnasialen *Latinum*), durchlief aber anders als die Bildungselite der Zeit keine umfassende lateinische Sozialisierung. Schaidenreissers Zielpublikum schrieb und sprach folglich kaum Latein und war wohl auch nicht in der Lage, ohne Hilfsmittel lateinische Texte flüssig zu lesen. Das heißt: Die gebildeten Laien waren von der lateinischen *Litteratur* der Zeit ausgeschlossen. Ferner stellte nicht nur die Sprache eine Barriere dar, sondern auch der fehlende Bildungskanon, ohne den man die Schichten an intertextuellen Verweisen oder Anspielungen auf die kulturelle Überlieferung (etwa Szenen und Figuren aus der *historia*), mit denen gelehrte Schriften oftmals arbeiteten, nicht erschließen konnte. Daher musste eine Übersetzung in die Volkssprache den Text nicht nur von einer Sprache in eine andere, sondern auch von

⁶³⁶ Vgl. Regina Toepfer: ‚Mit fleiß zu Teütsch tranßferiert‘. Schaidenreissers *Odyssea* im Kontext der humanistischen Homer-Rezeption. In: Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Britta Bußmann [u. a.]. Berlin/New York 2005 (Trends in Medieval Philology. 5), S. 329–348. Vgl. auch dies.: ‚inn vnserer sprach von new gleich erst geboren‘. Deutsche Homer-Rezeption und frühneuzeitliche Poetologie. In: *Euphorion* 103 (2009), S. 103–130.

⁶³⁷ Vgl. spezifisch für den Straßburger Kontext Miriam Usher Chrisman: *Lay Culture, Learned Culture. Books and Social Change in Strasbourg, 1480–1599*. New Haven 1982.

⁶³⁸ Dabei handelt es sich um eine Sammlung von Lehrsprüchen zur ethischen Unterweisung, vgl. Michael Baldzuhn: *Schulbücher im Trivium des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Verschriftlichung von Unterricht in der Text- und Überlieferungsgeschichte der ‚Fabulae‘ Avians und der deutschen ‚Disticha Catonis‘*. Berlin/Boston 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 44/278).

einem kulturellen Bildungshorizont in einen anderen übertragen. Und genau hier kommt der Kommentar ins Spiel, der Eigenheiten des Textes – beispielsweise Anspielungen auf die Mythologie oder Realien aus der römischen Kultur – erklärt.

Außerdem tendieren deutsche Übersetzungskommentare im Kern wesentlich stärker dazu, die Lektüre zu kontrollieren, als es humanistische Kommentare tun. Sie orientieren sich mehr am mittelalterlich-scholastischen Modell, insofern sie explizieren, was für die (christliche) Ethik aus dem Text zu gewinnen ist. Während humanistische Kommentare darauf zielen, die Lesenden zur *imitatio* und *aemulatio* des kommentierten Textes zu befähigen, geht es den deutschen Kommentaren darum, anhand der Texte ethische Handlungsmaximen zu vermitteln und das *docere/prodesse* des Textes eindeutig zu machen. Der ‚Befreiung der Lektüre‘, wie sie sich in den hermeneutischen Praktiken des neulateinischen Humanismus vollzieht, sind im Horizont des Horaz’schen Literaturbegriffs (*aut prodesse aut delectare*), an dem sich die deutsche Literatur der Frühen Neuzeit orientiert, klare Grenzen gesteckt. Ein anschauliches Beispiel für einen mehr oder weniger typischen volkssprachigen Übersetzungskommentar ist Sebastian Francks *Das Theur und künstlich Büchlin Morie Encomion* (zuerst Ulm: Voruir 1539). Franck übersetzt darin Erasmus’ Torheitslob (*Moriae encomium*) aus dem Lateinischen ins Deutsche und fügt zwei Kommentarebenen hinzu: Marginalien, die kleine Inhaltsangaben machen oder Lektüreeinweisungen geben (im Stile von: ‚Merke, das hier ist ironisch zu verstehen!‘), und ausführlichere Kommentierungen, die zwischen Erasmus’ Text geschaltet werden und in kleinerer Type gesetzt sind. Letztere schlüsseln vor allem Figuren aus der antiken Dichtung oder Geschichtsschreibung auf, die bei Erasmus als bekannt vorausgesetzt und für Vergleiche und Erörterungen herangezogen werden; es gibt aber auch längere Kommentare, die den Text der Vorlage zusammenfassend paraphrasieren und erläutern (wieder im Stile von: ‚Das ganze Buch ist eine endlose Ironie, man darf also das, was die Torheit redet, nicht wörtlich nehmen.‘).

Sebastian Francks *Büchlin Morie Encomion* eignet sich als Vergleichsfolie, um das, was Fischarts Roman mit den Praktiken des Textkommentars anstellt, besser zu verstehen, da Franck zum einen exemplarisch für den volkssprachigen Kommentar des 16. Jahrhunderts steht, der sich zwar mit der humanistischen Kommentartradition einige Anliegen teilt, aber doch auch deutliche Unterschiede aufweist (bspw. bei der Frage, inwiefern das Lesen durch den Kommentar befreit und befähigt wird). Zum anderen bietet sich Francks Übersetzung an, weil es sich dabei ebenfalls um die kommentierende Übersetzung einer menippeischen Satire handelt. Darüber hinaus gibt es konkrete Hinweise, dass die *Geschichtklitterung* Francks Kommentar rezipiert. Beispielsweise gleichen sich die Erklärungen, was ein Silenus sei, die sich bei Franck im Kommentar und bei Fischart an einer prominenten Stelle im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) finden, augenfällig in den gewählten Beispielen (Nüsse, in die ein Passionsbild ge-

schnitzt ist).⁶³⁹ Das oben thematisierte Setzen von verschiedenen Ebenen wird in Francks Übersetzung und Kommentar deutlich. Der Kommentar verteilt sich auf zwei einander ergänzenden Ebenen: eine im Übersetzungstext und eine in den Marginalien. Damit ist Francks Kommentar ein anschauliches Beispiel aus dem Bereich der volkssprachigen Literatur für die Tendenz der Kommentare der Zeit, sich gegenüber der Vorlage zu verselbstständigen, insofern ein Kommentar, der nicht am Rande, sondern zwischen dem *textus* steht, nur schon durch sein typographisches Layout seine dienende und marginale Funktion abschwächt. Der *textus* kann dergestalt so oft unterbrochen und so lange zugunsten eigener Ausführungen pausiert werden, wie man möchte. Bei Franck wird Erasmus' Text beispielsweise schon nach der zweiten Seite von knapp drei Seiten Kommentar unterbrochen. Besonders bemerkenswert ist, dass der Kommentar bei Franck sogar streckenweise den Text komplett ersetzt, indem er anstatt der Übersetzung eine Paraphrase liefert. Dabei verfährt Francks Kommentar zwar bisweilen essayistisch und verbindet mehrere Anmerkungen miteinander, reiht aber größtenteils die verschiedenen, in sich geschlossenen Einzelkommentare untereinander auf. Diese erfolgen in der Ordnung, wie die kommentierten Dinge im Übersetzungstext auftauchen, wobei die Verbindung der jeweiligen Stelle im Text mit dem entsprechenden Kommentar oftmals nur durch die Reihenfolge, nicht durch Verweiszeichen geleistet wird (selten wird allfälligen Zuweisungsproblemen über Marginalien Abhilfe geschaffen).⁶⁴⁰

Während die quantitative Verselbstständigung des Kommentars gegenüber dem kommentierten Text ein Zug ist, der sich auch bei Fischart findet, sticht bei Franck ins Auge, dass der Kommentar die Lektüre stark zu reglementieren versucht. Dies geschieht bei Franck insbesondere, indem die Ironie, die Erasmus' Text zugrunde liegt, immer wieder hervorgehoben und deren Ambivalenz eingehegt wird: *Darumb merck hie/ das Buoch ist fast durch auß ein ewige Ironi/ das ist ein spott red/ spotlob/ da er das gescholten haben will/ dz er lobt.*⁶⁴¹ Bei Franck zeigt sich also quantitativ durchaus eine Verselbstständigung des Kommentars, der sich vom Rande in den Text hinein bewegt und dort auch deutlich mehr Umfang einnimmt, als es eine fortlaufende Kom-

639 Vgl. Sebastian Franck: Das Theür vnd künstlich Büchlin Morie Encomion [...]. [Ulm: Varnier, ca. 1543], fol. G iij^r: *Sileni waren Götzen oder Bild/ welche außwendig (also gemacht) spöttlich waren anzusehen/ aber inwendig vnd auffgethan ein Göttlich Bild und form anzeygten/ wie man bei vns nuss umher tregt/ also ein schlecht ding/ dz auch die kinder damit spilen/ inwendig etwa ein Passion darinn geschnitzt/ das mans ich darab verwundert/ Die magstu Sileno vergleichen. Ein solich Bild ist Socrates gewesen/ welchen Alcibiades Platoni vergleicht/ das diser von aussen ein grob beurisch man was/ von innen ein lautter Gott vnd Göttlich mensch.* – Der Vergleich mit der geschnitzten Nuss scheint, soweit ich sehe, nicht auf Erasmus' Adagium oder die deutsche Übersetzung desselbigen zurückzugehen.

640 Vgl. ebd., fol. Ei^r bis fol. Gij^r.

641 Ebd., fol. Liiij^v. Vgl. dazu auch zu Beginn von Übersetzung und Kommentar ebd., fol. Ci^v: *Hie rügt vnd schendt sich die Thorheit selbs/ scheyßt jr selbs in das nest/ sagt sie sei ein hüren kindt/ wie der Thorheit art ist/ das sich die narren des rhümen/ des sie sich solten schämen/ Aber also muoß die Thorheit reden thörllich.*

mentierung am Rande des Textes könnte. Die Kommentare unterbrechen den Text und werden nicht nur länger, sondern ersetzen ihn teils sogar, wenn sie nur noch paraphrasieren und seinen ethischen Gehalt erörtern. Francks Kommentierung verfolgt aber zugleich eine starke Kontrollfunktion – ihr geht es, vereinfacht gesagt, darum, die Vermittlung einer Moral sicherzustellen. Daher werden bei Franck die Mehrdeutigkeiten und Abgründigkeiten der Vorlage zum einen durch die Übersetzung, zum anderen durch Texteingriffe (Franck bringt nur eine verkürzte Version) und schließlich vor allem durch den Kommentar reduziert. Das verhält sich bei Fischart gerade andersrum, weil die Aufhebung der Unterscheidung von Text und Kommentar auch die Kontrollfunktion aufhebt, die eine vom *textus* unterschiedene ‚externe‘ Sprechposition auszuüben beanspruchen kann. Bei Fischart spricht ein vermeintlich homogenes „Ich“, das überdies ähnlich unzuverlässig ist, wie die Torheit bei Erasmus: oftmals lobt sie das ‚Falsche‘ und tadelt das ‚Richtige‘.

Um die Gesten des Kommentierens, die sich in der *Geschichtklitterung* finden, herauszuarbeiten, lohnt es sich zu fragen, wie und was ‚normalerweise‘ in der volkssprachigen Literatur kommentiert wird. Francks Kommentar betreibt einerseits Sachkunde und erklärt Dinge (bspw. *Satyri seind thier in Ethiopia*),⁶⁴² Fachbegriffe (bspw. den rhetorischen Begriff des *Decorum personae*),⁶⁴³ Figuren (bspw. *Apedia laut auff teutsch vnuerstand/ geborn von dem Bawren Got Pan*)⁶⁴⁴ oder Ereignisse, die bei Erasmus vorausgesetzt werden. Die Erklärungen beziehen sich dabei fast ausschließlich auf die antike Mythologie, Literatur und Geschichtsschreibung. Das verleiht Francks Kommentar den Gestus einer Einführung in den humanistischen Lektüre- und Bildungskanon. Andererseits werden zahlreiche Sprichwörter erklärt, woraus teils eigenständige Essays entstehen (bspw. über ‚Erkenne dich selbst‘), die deutlich Francks eigene Schriften (*Sprichwörter* 1541, *Paradoxa* 1534, *Guldin Arch* 1538), und Erasmus’ *Adagia* als Vorbilder erkennen lassen.⁶⁴⁵ Es wird ferner nicht nur erklärt, was an Dingen, Figuren, Sprichwörtern usw. bei Erasmus steht, sondern es werden auch zusätzliche Kenntnisse aufbereitet, dies auch in den Marginalien – etwa wenn Franck Konkordanzstellen zu einer Sophokles-Sentenz anführt,⁶⁴⁶ oder wenn die bei Livius überlieferte Rede Marcus Agrippas während des Plebejeraufstands (das berühmte Körpergleichnis) nacherzählt wird. Solche ausführlichen *commentarii diffusi* prägen auch Fischarts Text. Diese längeren Ausführungen zu einem bestimmten Thema be-

642 Ebd., fol. Ei^r.

643 Vgl. ebd., fol. Bij^r.

644 Ebd., fol. Cij^v.

645 Vgl. hierzu Wilhelm Kühlmann: Auslegungsinteresse und Auslegungsverfahren in der Sprichwortsammlung Sebastian Francks (1541). In: Kleinstformen der Literatur. Hrsg. von Walter Haug, Burghart Wachinger. Tübingen 1994 (Fortuna vitrea. 14), S. 117–131.

646 Franck, Das Theür vnd künstlich Büchlin Morie Encomion, 1543, fol. Ciiij^r: *Bei dem Horatio zürnet ein Schiffman mit seinen freunden das er auß jrer hilff war genesen von der unsinnigkeit/ wie Aiax bei dem Sophocle in Antigone.*

gnügen sich manchmal damit anzugeben, wer sonst noch alles hierzu oder zu einem benachbarten Thema etwas gesagt hat, wachsen aber auch immer wieder zu eigenständigen Traktaten an (bspw. findet sich im zehnten Kapitel ein Traktat über deutsche Rufnamen oder im 28. Kapitel eine Abhandlung zum Ursprung des Krieges).

Bei Fischart stehen außerdem zahlreiche sachkundige Erklärungen – allerdings in eigenwilliger Abwandlung. Die *Geschichtklitterung* glossiert sich beispielsweise fortlaufend selbst, d. h. sie erklärt ein unverständliches Wort mit einem bekannten, re-etymologisiert oder er-findet neue Wörter, indem transparente Benennungen über Assonanzen gebildet werden. Beispielsweise findet das frz. *restringtif* – ein adstringierendes Mittel – gleich drei Glossen im Text, an denen auch die unterschiedlichen Glossierungsverfahren anschaulich werden: *restringtif* (Lehnwort), *verstreuung* (Übersetzung nach Sinn- und Klangähnlichkeit von *strinc* – *streng*), *einpfrenzung* (semantische Entsprechung) und *verstricktiff* (Übersetzung nach Sinn- und Klangähnlichkeit).⁶⁴⁷ Zahlreiche weitere Beispiel für solche Selbstglossierungen finden sich im Text dort, wo lateinische Verse oder Aussprüche in den Text inseriert werden, denn die sind in der Regel mit einer deutschen Entsprechung versehen. Dabei kann es sich ebenso um eine Übersetzung im engeren Sinn handeln wie um eine Analogbildung oder eine thematische Entsprechung. Ferner werden Scholien eingefügt, d. h. kurze Erklärungen wie etwa Angaben zu Rabelais' Quellen oder zu deutschen Begebenheiten. Der Vergleich *grand comme la tonne de Cistiaux* wird bei Fischart beispielsweise übersetzt und ergänzt mit *so groß als die Thonn zu Cistiaux, vnnd sibenmal grösser als der rund napff vor dem Dom zu Spir*.⁶⁴⁸ Solche Scholien werden dabei oft in die Benennungen der Sachen hinein verlagert: der Nießwurtz, mit dem Gargantua im 27. Kapitel purgiert wird, wird *Anticirische[r] Helleborische[r] Nieswurtz, Christierwurtz (welche die Narren Christwurtz nennen), Clistierwurtz* und schließlich *Hirnhölenborn* genannt.⁶⁴⁹ Mit jeder Bezeichnung werden andere Kenntnisse glossiert: *Anticirisch* benennt die Herkunft (zu Anticyra, eine laut Homer und Horaz für ihre reiche Nießwurtz-Ernte bekannte Insel), *Helleborisch* bietet den lateinisch-griechischen Fachbegriff (*elleborus*), beide gehen auf die Vorlage zurück, in der von *Elebore de Anticyre* erzählt wird.⁶⁵⁰ Die Trias von *Christierwurtz*, *Christwurtz* und *Clistierwurtz* erklären (und verspotten) hingegen die verbreitete Re-Etymologisierung des undurchsichtigen *Clyster*- (frnhd. *klistier* zu lat. *clysterium*, ‚Einlauf‘) zu *Christ*-. *Hirnhölenborn* schließlich ist selbst eine Re-Etymologisierung (in etwa: ‚Hirnhölenprudel‘) und benennt die Wirkung der Wurzel auf Gargantua, des-

⁶⁴⁷ Rabelais, *Œuvre complètes*, S. 21; Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 197; für zahlreiche weitere Beispiel vgl. Weidmann, *Der Einfluss des Französischen auf Fischarts Wortschatz*.

⁶⁴⁸ Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 109; Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 464.

⁶⁴⁹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 333f.

⁶⁵⁰ Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 64.

sen Hirnhöhlen damit nun ausgespült werden.⁶⁵¹ In anderen Fällen werden gar keine Sachkenntnisse angeführt, sondern erfunden, indem beispielsweise eine fiktive Figur mit Scholien versehen wird. Im 27. Kapitel tritt auch ein Arzt auf, der in der Vorlage schlicht Theodor (*nommé maistre Theodore*) heißt.⁶⁵² Bei Fischart lautet die Stelle hingegen wie folgt: *genant Herr Theodor Lilgenkol oder Lüllenkul (vom geschlecht des Ehrwürdigen Latinzarten Herren Lili, dessen der Priscianus vapulans Kautreckkodrisch wol gedencket)*.⁶⁵³ Mit der Ergänzung in Klammern wird die Geste des Kommentierens hervorgehoben und mit dem im Original in Antiqua gesetzten Titel das Anführen von Konkordanzstellen nachgeahmt. Da hier aber zum einen mit dem *Priscianus vapulans* eine Komödie angegeben wird, in der ein recht unfähiger Arzt auftritt, und zum anderen über die Beinamen und Ausführungen in der Klammer eine Abstammung von diesem Lilius behauptet wird, werden Theodor und die von ihm verordnete Nieswurz-Kur nicht erklärend kommentiert, sondern durch die angeführte Konkordanzstelle wertend disqualifiziert. Genau solche Gesten des Kommentierens finden sich im Roman auf jeder Seite. Das hat zur Folge, dass prinzipiell nicht nur hinter jeder Äußerung ein Kommentar, sondern hinter jedem Wort eine Glosse zu vermuten ist.

6.4 Effekte der Einebnung

Der Kommentar ist im 16. Jahrhundert in einem kaleidoskopischen Funktionsspektrum zu sehen: Kommentare dienen nicht nur der Wort- und Sacherläuterung, sondern auch dazu, allerlei lose mit dem kommentierten Text verbundene Beobachtungen und Kenntnisse zu präsentieren. Das können ebenso Verweise auf Korrespondenzstellen, Sentenzen von Autoritäten oder Synonymlisten sein wie Meinungen der Kommentierenden zu einer bestimmten Frage, kleine Traktate oder sogar biographische Exkurse. Das Organisationsprinzip ist dabei oftmals ein recht lockeres Konzept von Vergleichbarkeit und Analogie, das in der rhetorischen Topik wurzelt. Bei Fischart zeigt sich dieses Organisationsprinzip deutlich, wenn man eine Stelle aus Rabelais' *Gargantua* einer korrespondierenden Stelle aus der *Geschichtklitterung* gegenüberstellt. Die folgende Stelle ist ein Ausschnitt aus der Rede, die der von der Sorbonne entsendete Janotus von Bragmado hält, um Gargantua zu überzeugen, die Glocken von Notre-Dame zurückzugeben, die der Riese zuvor nach seiner Ankunft in Paris geklaut hat:

⁶⁵¹ Vgl. die Kommentare zu den S. 252–253 bei Seelbach, Online-Kommentar (Johann Fischart kommentieren), <https://wiki.uni-bielefeld.de/kommentieren/index.php?title=Gkl:kommentar:kap26> [Zugriff: 01.12.24].

⁶⁵² Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 64.

⁶⁵³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 333.

Et ne me faut plus doresnavant, que bon vin,
bon lict, le dos au feu, le ventre à la table,
et escuelle bien profonde.

Itzund bekompt mir nichts bessers, als gut Wein, gut
Bett, den Rucken am ofen, den Bauch beim Tisch, den
Schemel vnter den Füßen, vnnd ein tieffe Schüssel.

Dann jhr wißt, es geht noch wol, wann schon ein
gantz Dorff verprent, vnnd nur des Pfaffen Hauß
aufrecht bleibt: vnd mancher verdâwt den Hafen,
mancher kaum das Muß. Doch besser im
Suppenrauch, als im todenrauch. Besser die hând
zittern eim vom trincken als vom Hencken. Ein guten
Schäfer geb ich, ich lâne mich wol an, aber ich müßt
auch ein guten Hund haben. Nun, nun, zum text, zum
text. Mein *Maior* ist gehôrt, folgt *Minor cum*

Hay, Domine je vous prie [...] ⁶⁵⁴

Conclusion, Hey Domine ich bitt [...] ⁶⁵⁵

Die Rede als Ganzes soll bei Rabelais wie bei Fischart eine Ausgeburt scholastischer Gelehrsamkeit darstellen, die sich mit ihrem schlechten Latein, viel Geräusper und schwachen Argumenten selbst entlarvt (wie beispielsweise: *Ego sic argumentor: Omnis glocka glockabilis in glockerio glockando glockans glockative, glockare facit glockabiliter glockantes. Parisius habet glockas. Ergo gluck*).⁶⁵⁶ Bei Fischart sammeln sich, wie so oft, zahlreiche Zusätze an, weshalb Janotus' Rede insgesamt mehr als dreimal umfangreicher ausfällt als bei Rabelais. Im obigen Ausschnitt werden Janotus allerlei Binsenweisheiten zum Thema Genügsamkeit in den Mund gelegt. Der übergeordnete Zusammenhang ist Janotus' Entschuldigung, dass er nicht mehr wie früher disputieren könne, weil er sich nurmehr mit Bequemlichkeit begnüge. Die Plattitüden wirken bei Fischart zwar auf den ersten Blick etwas aufs Geratewohl aneinandergereiht, lassen aber eine Art verkehrtes *Memento mori* erkennen. Der Tod ist zwar eigentlich willkürlich („während einer die Speise mitsamt Teller verdauen kann, kann der andere schon am weichen Brei ersticken“), trotzdem lohne es sich, angesichts seiner genügsam zu sein, statt Mühe und Risiken auf sich zu nehmen: Es sei besser, sich mit Saufen zu bescheiden, als zu viel zu riskieren und am Galgen zu enden („besser die Hände zittern vom Trinken anstatt vom Hängen“), und ebenso sei es besser, mit der einfachen Suppe fürliebzunehmen als zu verhungern („Suppenrauch anstatt Totenrauch“). Angesichts des Todes seien Bequemlichkeit und Genügsamkeit allen riskanten Ambitionen und Mühen vorzuziehen, weshalb man selbst als Schäfer im bukolischen Arkadien die Mühe und Arbeit lieber dem Hund überlasse. Weil gemäß der traditionellen Deutung das Bewusstsein um die eigene Sterblichkeit gerade nicht zu einer stärkeren Orientierung am Irdischen – an Saufen, Suppen und Schafen – führen sollte, ist das in Janotus' Mund gelegte *Memento mori* ganz im Sinne selbstentlarvender Satire verkehrt.

⁶⁵⁴ Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 52 (bei Rabelais also im 23. Kapitel).

⁶⁵⁵ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 298f. (Herv. K.K.).

⁶⁵⁶ Ebd., S. 298.

Soweit die Paraphrase. An dem kurzen Beispiel lassen sich nun die Effekte beleuchten, die aus der Aufhebung der Ebenentrennung von Text und Kommentar folgen. Der augenfälligste Effekt ist – erstens –, dass die Projektion des Kommentars auf eine Ebene mit dem Text die ökonomischen Beschränkungen aufhebt, denen eine fortlaufende Kommentierung am Rande oder in den Fußnoten durch das typographische Layout unterworfen wäre. So entsteht ein Text, der sich im Prinzip uneingeschränkt unterbrechen und endlos selbst glossieren kann, was bei Fischart nicht zuletzt dazu führt, dass der Text Kapitel für Kapitel seine Vorlage im Umfang um ein Mehrfaches übersteigt. Janotus könnten an dieser Stelle beispielsweise noch beliebig viele weitere idiomatische Ausdrücke sowie Exempel oder Autoritätsbelege zum Thema *De abstinentia* in den Mund gelegt werden.

Ein Kommentar, der sich nicht mehr von dem, was er kommentiert, unterscheiden lässt, tendiert – zweitens – dazu, Supplemente anstatt bloße metatextuelle Sach- und Worterklärungen oder Interpretationen zu generieren. Der Selbstkommentar verhält sich nicht mehr wie ein sekundärer Text zu einem primären, sondern wie ein primärer, d. h., er schreibt (nur schon rein typographisch) nicht *über*, sondern *im* Text weiter. Das ist nicht nur für die narrative Struktur des Textes oder das Konzept von Autorität und Autorschaft (*auctoritas*) folgenreich, sondern auch für das formale Gefüge: Der Text vervielfältigt sich und es geraten immer wieder kleine und kleinste Formen hinein, die in sich geschlossen sind und dazu neigen, sich gegenüber ihrer Textumgebung zu verselbstständigen (augenfälligstes Beispiel hierfür sind Fischarts unzählige und oft seitenlange Listen). In obigem Beispiel wird in die Figurenrede ein absurdes *Memento mori* eingefügt, das als solches, liest man es nicht philologisch (d. h. Rabelais und Fischart parallel nebeneinander), auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist. Aber durch die Regieanweisungen in Janotus' Rede wird das Inserat als ein in sich funktionierender Exkurs gerahmt: *Dan jr wißt [...] Nun, nun, zum text, zum text*. Damit ahmt der Exkurs durchaus die Gesten eines Kommentars nach.

Bei Fischart werden zudem fortlaufend Kenntnisse angeführt, unverständliche Wörter glossiert (bspw. wird der griechische Name *Nausiclete* bei Fischart mit *Herr Nausicletus Schiffprächt* übersetzt, wobei das Beiwort den griechischen Namen – *nausikleitos*, ‚schiffsberühmt‘ – übersetzt),⁶⁵⁷ Sacherklärungen geboten, Verknüpfungen zur kulturellen Überlieferung hergestellt, seitenweise Dinge und Namen aufgelistet oder es wird Rabelais' Text im Vollzug interpretiert. In obigem Beispiel werden quasi-idiomatische Wendungen in den Text inseriert, die den Status sprichwörtlicher Weisheiten für sich beanspruchen. Es finden sich formale Merkmale, die typisch für Sprichwörter sind: Parallelismen (*Suppenrauch – todenrauch; mancher den Hafen – mancher das Muß*), Binnenreime (*trincken – Hencken*) und kleine Narrative mit Pointen. Das Anhäufen von Redewendungen ist insofern eine Geste des Kommentierens,

⁶⁵⁷ Ebd., S. 553; Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 148. Zum griechischen Wort vgl. ebd., Anmerkung 148, S. 1167.

als sie sich auch in neulateinischen Kommentaren von Klassikern antreffen lassen, die bestrebt sind, den Lesenden ein reiches Repertoire (*copia*) an Wörtern, Floskeln, Sentenzen und Wendungen an die Hand zu geben. Fischarts Zusatz zielt aber nicht nur auf eine *copia germanorum*, sondern interpretiert auch die Vorlage. Bei Rabelais ist Janotus' Rede vor allem durch ein schlechtes, von Barbarismen und Makkaronismen korrumpiertes Latein gezeichnet, die zudem lauter Zitatstückchen und scholastische Wendungen aufweist. Fischart ergänzt an dieser Stelle die Parodie dieses Küchenlateins, indem er sie auf eine alternative Redegattung überträgt: das volkssprachige Sprichwort. Das aus humanistischen Satiren bekannte Küchenlatein erhält also ein Gegenstück in einer genuin deutschen Redegattung. Damit kommt Janotus' pseudo-idiomatischen Wendungen der gleiche Status zu wie seinen pseudo-lateinischen Sentenzen. In einer Zeit, in der man deutsche Sprichwörter sammelt, um mit ihnen einen Kanon für eine germanische Ersatz-Antike zu konstruieren, ist das zwar auch ein Zeichen für eine kulturpatriotische Spracharbeit, zugleich lässt sich darin aber eine Interpretation der Vorlage ‚im Vollzug‘ sehen, in der Rabelais' Parodie des Küchenlateins in die Parodie einer deutschen ‚Küchenidiomatik‘ überführt wird, die Erstere nicht ersetzt, sondern ihr beigelegt wird. Dergestalt ist der merkwürdige Zusatz zugleich Text und Metatext.

Aus der Mischung von Küchenlatein und deutscher Küchenidiomatik ergibt sich – drittens –, dass sich mit dem Text auch seine Stimmen (im Sinne von: Aussageinstanzen) vervielfältigen. Wenn Kommentar und Text ineinander verschränkt werden, ist nicht mehr klar, welcher Instanz welche Aussagen zuzuschreiben sind: dem Autor oder dem Kommentator, Rabelais oder Fischart? Bei Fischart potenziert sich diese Mehrstimmigkeit noch, weil die auktoriale Instanz ausdrücklich in unterschiedliche fiktive Instanzen zerlegt wird (Huldreich Elloposcleron, J.F.G.M., „Frantz“ Rabelais). Das hat zur Folge, dass ein und dieselbe Äußerung zugleich einer fiktiven Figur, einer narrativen Instanz („ich“) sowie den in den Paratexten entworfenen Autorschafts- und Herausgeberinstanzen des Textes zugeschrieben werden kann und auf ganz unterschiedlichen Ebenen lesbar ist: als Figurenrede, als Rede einer narrativen Redemaske, die einer Figur Äußerungen in den Mund legt, oder als mehr oder weniger impliziter Kommentar eines Übersetzers und Kommentators gegenüber seiner Vorlage. In obigem Beispiel ist es beispielsweise irritierend, dass ausgerechnet der höchste Gelehrte der Pariser Sorbonne (die als Hort der mittelalterlichen Scholastik gilt) *deutsche* Redewendungen anzuhäufen beginnt. Da an zahlreichen anderen Stellen im Text die Redemaske der narrativen Instanz dasselbe tut, ist die Funktion ‚Redewendung erfinden‘ eigentlich ihr zuzuschreiben und es entsteht der Eindruck einer mit der Fiktion inkommensurablen Mehrstimmigkeit. Diese Mehrstimmigkeit zeigt sich auch, wenn das Supplement moderierend endet: *Nun, nun, zum text, zum text*. Im 16. Jahrhundert ist ‚zurück zum Text‘ weniger eine übertragene Wendung denn eine wörtlich gemeinte Regieanweisung, die sich in Kommentaren findet, wenn zur Stellenerörterung eines *textus* zurückgekehrt wird, nachdem sich der Kommentar mit seinen Beobachtungen und Überlegungen weit vom kommentierten Text entfernt

hat.⁶⁵⁸ An obiger Stelle stellt sich daher die Frage: Wer kehrt hier zu welchem Text zurück? Die Figur Janotus aus ihrem kommentierenden Exkurs zum fiktiven Text der Rede, an dem sie laut Selbstaussage während achtzehn Tagen herumgeraspelt hat? Und/Oder kehrt Fischarts Text zurück zum *textus* seiner Vorlage, nachdem er ihr ein kleines Supplement hinzugefügt hat?

Mehrstimmigkeit tritt aber nicht nur auf der Achse der ineinander gestülpten Äußerungsinstanzen des Textes auf. Auch innerhalb der Erzählrede wechseln fortlaufend die Register und Standpunkte, weil beispielsweise unvermittelt andere Bezugsgrößen und Maßstäbe hinzugezogen werden, wodurch andere ‚Stimmen‘ evoziert werden – mehrere ‚Stimmen‘ in dem Sinne, dass eine Äußerung mehreren übergeordneten Haltungen und Perspektiven zugeordnet werden kann. Ein Beispiel für das unmittelbare Wechseln des Standpunktes findet sich zu Beginn des 13. Kapitels. Dort wird ein längerer Exkurs über die Bedeutung der Farben Weiß und Blau damit eröffnet, dass der aristotelische Satz vom Widerspruch erörtert wird:

Aristoteles schreibt, so man zwey widerwärtige ding inn jhrer art vnd specie [...] vergleicht, da muß notwendiglich folgen, wann jhr sie solcher gestalt gegen einander stellt, das so das widerspil eynes, mit dem einen, so dem andern zuwider, vberin kommet, alsdann das ander wideriges, dem andern vberplibenem zugehör.⁶⁵⁹

Das vorgestellte Prinzip wird dann am Beispiel von gut/schlecht, Tugend/Laster exemplifiziert. Ab der Ausgabe von 1582 wird diese logische Erörterung in komplexer Syntax und präziser Begrifflichkeit durch einen bemerkenswerten Kommentar ergänzt: *So müssen von notwegen die andere zey vberigen vberin treffen, welche sind Laster vnnd böß, dann Laster sind ja böß: das frag man den Erlöß vns vom Beza, der wird vns den betzen zu Bern im Loch zeigen.*⁶⁶⁰ Der Nachtrag stellt wohl einen verdichteten konfessionspolemischen Kommentar zu dem calvinistischen Hardliner Theodor Beza dar, der aufgrund seiner radikalen Position in der Prädestinationsfrage seine Stellung in Bern verlassen musste.⁶⁶¹ Dass im Zusatz eine andere Stimme als jene der vorangehenden Darlegung hervortritt, wird schon formal deutlich: es wird nicht mehr syntagmatisch komplex, sondern über Lautqualitäten, Reim und Assonanz (*böß* – *Erlöß*; *Beza* – *betzen* – *Bern*) verknüpft. Ferner wird die begriffliche Akribie durch ein Verfahren abgelöst, das konnotativ eine ganze Debatte in einem Satz verdichtet. Auch die

658 Vgl. exemplarisch Luthers Kommentar zur Genesis in: Martin Luther: Der Eilfft Teil der Bücher des Ehrwürdigen Herrn D. Martini Lutheri/ Nemlich/ die herrliche Auslegung vber das Erste Buch Mosi [...]. Wittenberg: Thomas Klug, 1558, fol. CLXII^r sowie fol. LXXXV^v. Vgl. auch Nikolaus Selnecker: Die Propheten/ Allen frommen vnd einfeltigen Christen vnd Hausvätern zum unterricht [...]. Leipzig: J. Berwalds Erben, 1579, fol. 96^v.

659 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 238

660 Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 30; Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 238 (Herv. K.K.).

661 Vgl. Jill Raitt: Theodor Beza (1519–1605). In: *Theologische Realenzyklopädie*. Bd. 5. Hrsg. von Horst Robert Balz [u. a.]. Berlin 1980, S. 765–774.

Intonation (im Sinne Bachtins) ändert sich, insofern im Zusatz eine personale Wirt-Perspektive (*vns*) mitschwingt, die spöttisch-wertend und affektiv reagiert. Inhaltlich wird zudem mit dem theologischen Diskurs über die Rolle von Tugend und Laster für das Gottesurteil die aristotelische Logik mit einem ganz anderen Bezugssystem konfrontiert, während formal dem logischen Überzeugen die Stilmittel der Polemik gegenübergestellt werden.

6.5 „vnd bald hernach im andern thon“

Die Aspekte, die mit der Aufhebung der Ebenentrennung zwischen Kommentar und Text verbunden sind, hängen eng miteinander zusammen: Die Suspendierung der Kommentarökonomie, die Öffnung der Form für kleine Formen (Textvervielfältigung) und die Steigerung der inneren Mehrstimmigkeit und Selbstreflexivität bedingen sich wechselseitig. Was bis hier im Schnelldurchlauf an kurzen Beispielen entwickelt wurde, möchte ich im Folgenden systematischer als die Effekte einer *parenthetischen Struktur* beschreiben. Mit der aus der Grammatik entlehnten Struktur der Parenthese lässt sich analytisch fassen, was die Forschung immer wieder bemerkt hat: Sie hat Fischarts unzählige Einschübe in die Vorlage in einer spezifischen räumlichen Metaphorik beschrieben: Fischart „öffne“⁶⁶² seine Vorlage; Fischarts Text „umspiele“⁶⁶³ jenen von Rabelais; er „überschütte“ und „überfülle“ dabei die Handlungsstruktur bis zur Unkenntlichkeit;⁶⁶⁴ die Einschübe von Katalogen, Listen, Reihen würden die Handlungsstruktur „überwuchern“;⁶⁶⁵ Fischarts Text ordne bei der „Adaption von Rabelais' Gargantua“ die „nach *loci communes* verzettelte Welt als Labyrinth“⁶⁶⁶ an usw. Es erstaunt angesichts dieser einschlägigen Bildlichkeit in der Beschreibungssprache, dass man Fischarts Roman bisher zwar immer wieder als Übersetzung, aber nicht als poetischen Kommentar in den Blick genommen hat. Nimmt man die Struktur ernst, die die Forschung mit räumlicher Metaphorik beschreibt, dann müsste man eigentlich

⁶⁶² Vgl. Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, S. 342: „Bis auf wenige Ausnahmen wurde jeder Satz des Buches von Fischart übersetzt, wobei er seine Vorlage immer wieder öffnete und mit weiterem Material ergänzte“.

⁶⁶³ Vgl. Kellner, Verabschiedung des Humanismus, S. 155: „Fischarts Text umspielt jenen Rabelais', indem er – um in Fischarts Metaphorik zu bleiben – sozusagen über und unter ihm läuft, er be- und verarbeitet ihn, gestaltet ihn kreativ um und weiter, bricht und parodiert ihn auf vielfache Weise“.

⁶⁶⁴ Vgl. ebd., S. 157: „Durch die Überschüttung mit Gelehrsamkeit, die Überfüllung mit Stoff aller Art wird die Handlungsstruktur bei ihm bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, der Geschichte kommt sozusagen ihr Gegenstand abhanden, worum es eigentlich geht, ist für die Rezipienten nur noch schwer zu durchschauen“.

⁶⁶⁵ Schilling, Skeptizistische Amplifikation des Erzählens, S. 70.

⁶⁶⁶ Jan-Dirk Müller: Universalbibliothek und Gedächtnis. Aporien frühneuzeitlicher Wissenskodifikation bei Conrad Gesner (mit einem Ausblick auf Antonio Possevino, Theodor Zwinger und Johann Fischart). In: Erkennen und Erinnern in Kunst und Literatur. Kolloquium Reissensburg, 4.–7. Januar 1996. Hrsg. von Dietmar Peil, Wolfgang Frühwald, Wolfgang Harms. Tübingen 1998, S. 283–309, hier: S. 306.

von einem Modell der Interlinearglossierung ausgehen, das der Text sich auch recht explizit selbst zugrunde legt, wenn auf der Titelseite angegeben wird, Rabelais' Text sei *vber oder drunder gesetzt*. Man hat dann allerdings das Problem, dass Fischarts Roman selbst nicht die Struktur einer Interlinearglossierung besitzt, sondern dass in ihm Glossen und glossierter Text zu *einem* Fließtext zusammengefügt sind.

Fischarts poetischen Kommentar als *parenthetisch* zu beschreiben, ist erst einmal eine Analogie. Unter Parenthese versteht man vor allem grammatische Phänomene, die sich in der Größenordnung einzelner Sätze, nicht aber ganzer Texte manifestieren. In der Grammatik wird unter einer Parenthese-Bildung ein Konstrukt aus Trägersatz und Schaltausdruck oder Schaltsatz – *das hier!* – verstanden. Entscheidend dafür, dass es sich um eine Parenthese-Bildung handelt, ist „die ‚extraphrastische‘ Stellung des Schaltausdrucks: Der Schaltausdruck ist syntaktisch nicht mit dem Trägersatz verbunden.“⁶⁶⁷ Überträgt man das Modell aus der Grammatik auf poetische Kommentare, dann wäre die Parenthese das, was explizierenden Diskurs und vielfältigeres Ganzes trennt: die Gesten des Kommentierens. Entsprechend ließe sich der *textus* als Trägertext und der Kommentar als Schalttext betrachten. Im poetischen Kommentar lassen sich Schalt- und Trägertext allerdings nicht voneinander trennen: Es gibt keine eindeutigen und klar strukturierenden Signale wie Kommata, Gedankenstriche oder Klammern, die anzeigen, dass eine bestimmte Äußerung innerhalb des integralen Textes nicht dem *textus*, sondern einem *commentarius* zuzuordnen wäre. Fischarts ganzer Roman wird beispielsweise von einem „Ich“ erzählt. Folglich lassen sich alle Äußerungen außer die Figurenreden auch dieser Textinstanz zuordnen. Es finden sich aber auch Gesten des Kommentierens innerhalb der Figurenreden, die wie die Gedankenstriche einer grammatischen Parenthese anzeigen, dass sie sich *ebenfalls* auf eine Aussageebene beziehen, die außerhalb des textimmanenten Bezugsrahmens der Äußerung liegt. Wie die grammatische Parenthese den syntaktischen Zusammenhang unterbricht und mitten im Satz eine ‚extraphrastische‘ Ebene öffnet, öffnen die Gesten des Kommentierens innerhalb der vermeintlich geschlossenen Äußerungen der Textinstanzen Bezugsebenen, die außerhalb der jeweiligen Äußerung und ihrer immanenten Zuordnung liegen.

Auch in der Rhetorik wurde über Parenthesen nachgedacht. Die rhetorische Figur (*parenthesis*) ist innerhalb der Rhetorik nicht wirklich scharf von verwandten Figuren wie der *digressio* unterschieden, die als eingeschobene Ergänzung ebenfalls „die argumentative oder erzählerische Zielstrebigkeit“ ihres Trägertextes unterbricht.⁶⁶⁸ Mit der Parenthese gerät, worauf es mir hier ankommt, vor allem der Bruch mit dem Vorangehenden in den Blick, während die Begriffe *digressio* oder *excursus*

⁶⁶⁷ Albrecht Greule: Die Parenthese in der deutschen Sprache. In: Probleme der historischen deutschen Syntax unter besonderer Berücksichtigung ihrer Textsortengebundenheit. Akten zum Internationalen Kongress an der Freien Universität Berlin, 29. Juni bis 3. Juli 2005. Hrsg. von Franz Simmler, Claudia Wich-Reif. Berlin 2007, S. 349–360, hier: S. 353.

⁶⁶⁸ Stefan Matuschek: Art. Exkurs. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 3. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1996, Sp. 126–136, hier: Sp. 126.

schon ihrer Etymologie nach eher die Kontinuität zwischen dem Einschub und der Argumentations- oder Erzählbewegung eines Textes betonen. Die Parenthese bezeichnet – anders als Digression/Exkurs – keine Abschweifung von einem sonst gradlinigen oder zielgerichteten Weg (einem *cursus*), auf den dann später wieder zurückgekehrt wird, sondern sie pausiert oder suspendiert diesen Weg und wechselt sprunghaft auf eine übergeordnete Außenebene. Während die Digression ein kontinuierliches Nacheinander bezeichnet, evoziert die Parenthese ein diskontinuierliches Nebeneinander, das als rhetorische Figur „den Eindruck einer zweiten simultanen Äußerung“ hervorruft.⁶⁶⁹ Zwischen Digression und Parenthese öffnet sich also ein Spannungsfeld, in dem sich unterschiedliche Gradationen der Dis-/Kontinuität zwischen Trägertext und Schalttext, *textus* und *commentarius* einordnen lassen.

Wie solche parenthetischen Einschübe funktionieren, wird evident, wenn man eine Textstelle der *Geschichtklitterung* ihrer entsprechenden Stelle bei Rabelais gegenüberstellt. Zwar wird der Analyse mit einer solchen Synopse erst einmal ein Text zu Grunde gelegt, der ein philologisches Konstrukt ist, aber das soll im Folgenden nur der Herleitung des Arguments dienen. Das Beispiel zeigt nämlich, dass der Effekt des Parenthetischen, der den Eindruck von mehreren simultanen Äußerungen weckt, eben auch bestehen bleibt, wenn man nur den Text der *Geschichtklitterung* liest. Im folgenden Beispiel wird der Moment kurz nach der Geburt von Gargantua erzählt. Die Szene findet sich bei Fischart im neunten Kapitel auf Seite 198, bei Rabelais hingegen im sechsten Kapitel auf Seite 22:

So bald es nun erohret war, schrey es nicht wie andere
Kinder Mie, Mie, Mi, noch auff Herodotisch vnd
 Beccesalenisch Beck, Becke, Becken: (wiewol das gebäch
 vnd die Wecken zu seim folgenden durstigen geschrey
 sich wol schicken) auch lachts nicht auff Zoroastrisch,
 dann es sparts nach der Physicorum lehr biß vber
 40. tag: Sonder ruffet mit heller stimm zusauffen her,
zusauffen, tosupen, vnd bald hernach im andern thon,
 Tranck, trenck trinck, tronck, trunck, vnd zum letzten,
 Aha *Baire, Bere, Bibere, Boire, Bure,* als ob er die gantz
Welt zusauffen ermant,
das gantze Supplingerland, Weinstram,
vnd Tranckreich.⁶⁷⁰

Soubdain qu'il fut né, ne cria comme
 les aultres enfans: „Mies! Mies!“

mais à haulte voix s'escrioit:
 „A boyre! à boyre! à boyre!“

comme invitant tout le monde
 à boyre, si bien qu'il fut ouy de
 tout le pays de Beusse
 et de Bibaroys.⁶⁷¹

⁶⁶⁹ Henrike Lähnemann, Michael Rupp: Art. Parenthese. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 2003, Sp. 573–577, hier: Sp. 573.

⁶⁷⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 198 (Herv. K.K.).

⁶⁷¹ Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 22.

Fischarts Text generiert bei der Beschreibung der Geburt seines Protagonisten etwas mehr als doppelt so viel Text wie die französische Vorlage, weil an zwei Orten Einschübe erfolgen. Bei dem ersten Einschub erfolgt zum einen eine Ergänzung in Klammern sowie drei weitere, sich in der Diegese nicht realisierende Alternativen zu Gargantuas ersten Worten. Die Alternativen scheinen vordergründig eine topisch funktionierende *accumulatio* am Ort ‚Berühmte erste Worte‘ zu sein. Sie haben mit Blick auf den zweiten Einschub aber die Funktion, Gargantuas erste Äußerungen diskursiv zu rahmen und zu kommentieren. Bei den ‚Herodotischen und Beccesalenischen‘ ersten Worten handelt es sich um die Grundlage für ein berühmtes Argument aus Johannes Goropius Becanus’ *Origines Antwerpianae* (1569), von der aus Goropius Becanus zu beweisen versucht, dass das Flämische die adamitische Sprache sei. Dafür zitiert er ein bei Herodot („Herodotisch“) überliefertes Experiment, in dem man ermitteln wollte, welches die Ursprache sei. Man isolierte, so berichtet Herodot, zwei Kinder von Geburt an von jeder sprachlichen Interaktion. Die erste Äußerung der beiden Kinder sei ein Ruf nach Brot („Bec“) gewesen.⁶⁷² Der Bezug, der in Klammern zwischen diesem Ausruf und Gargantuas Durstschrei explizit hergestellt wird, ist zwar vordergründig ein diätetischer, er öffnet aber zugleich auch eine Ebene außerhalb des Zusammenhangs der Erzählung, die Gargantuas Äußerung auf die Frage nach dem Ursprung der Sprachen bezieht.

Beim zweiten Einschub handelt es sich um eine Erweiterung auf der Ebene der *histoire*, da der Held nicht nur dreimal *à boire!* ruft, wie bei Rabelais, sondern gleich drei unterschiedliche Äußerungen produziert. Die erste Äußerung kann als recht getreue Übertragung gelten (*zusauffen her, zusauffen*), die aber um eine niederdeutsche Entsprechung (*tosupen*) ergänzt wird. In der zweiten Äußerung, für die ausdrücklich der *Thon* gewechselt wird, werden ausgehend vom deutschen Wort *tranck* durch Hebung des Stammvokals (a – e – i – o – u) fünf Token abgeleitet: *Tranck, trenck trinck, tronck, trunck*, von denen allerdings nur vier auch Teil des Lexikons des Frühneuhochdeutschen sind. Dieses Prinzip der inneren Ableitung wird mit der Interjektion *aha* quittiert und in der Folge auf die romanische Sprachfamilie angewendet, was weitere fünf Token generiert: *Baire, Bere, Bibere, Boire, Bure*, von denen drei als Infinitive romanischer Sprachen erkennbar sind (ital. *bere*, lat. *bibere*, frz. *boire*). Die beiden Einschübe verschalten die Vorlage folglich mit einer neuen Bezugsebene. Während der Säugling bei Rabelais, der mit der Geburt durch das Ohr seiner Mutter eng mit dem Gehörsinn verbunden scheint, pointiert auf den ‚Sound‘ der Trinkerorgie des vorangehenden Kapitels (die *Truncken Litanei*) reagiert, zeigt er sich bei Fischart zugleich auch als versierter Sprachvergleichler und -etymologe. Goropius Becanus’ *Wecken*-Ruf würde, so der Erzählkommentar in Klammern, den Trinkaufruf des Säuglings diätetisch gut ergänzen. Ebenso inszeniert sich die Sprachpraxis des Säuglings als eine passgenaue Mini-Sprachstudie. Zwar ruft der Säugling auch bei Fischart zum

672 Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae*, S. 551.

Trinken auf, aber er beherrscht dabei unterschiedliche deutsche Idiome, leitet ein sprachschöpferisches Derivationsprinzip ab und wendet dieses Prinzip im Anschluss auf die romanischen Sprachen an. Es wird also nicht nur das sprachliche ‚Ausgangsmaterial‘ (die ersten Äußerungen eines Kindes) für Spekulationen über den Ursprung der Sprachen geliefert, sondern auch gleich eine Methode, mit der am Sprachmaterial weitergearbeitet werden kann. Zugleich bilden Gargantuas Äußerungen auch einen Übersetzungsvorgang ab, denn Gargantua übersetzt seinen Durstschrei in die romanische Sprache und kehrt damit die Übersetzungsbewegung, die der Textpassage eigentlich zugrunde liegt, gleichsam um.⁶⁷³ Führt man diese beiden Punkte zusammen und vergleicht Gargantuas schöpferisches Verfahren mit der im Prolog entworfenen ‚barbarischen‘ Sprachfähigkeit (vgl. Kap. 3.3.), so scheint der Riesensäugling damit vor allem ‚potate poesei‘ zu produzieren. Mit Gargantua kommt, so könnte man zuspitzen, auch das *MutterLallen* des Romans auf die Welt.

Die Einschübe erwecken den Eindruck von mindestens zwei simultanen Äußerungen unterschiedlicher Stimmen. Obwohl sie jeweils verschiedenen Instanzen zugeschrieben werden, beziehen sie sich auf dieselbe übergeordnete Ebene, was für die Figurenrede den Effekt hat, dass ihre Verankerung in der Geschichte brüchig wird.⁶⁷⁴ Damit wird aber auch das Erzählen unzuverlässig. Da die unglaubliche Sprachkompetenz der Geburtsszene auf Ebene der Geschichte merkwürdig konsequenz- und beispiellos bleibt, ist fraglich, ob man sich wirklich vorzustellen hat, dass der neugeborene Riese mehrere Dialekte und Sprachen beherrscht. Gargantua spricht im Anschluss nämlich erst einmal einige Kapitel lang überhaupt nicht und seine ersten Figurenreden zeichnen sich durch ihre Einsprachigkeit aus.⁶⁷⁵ Das legt eher die Vorstellung nahe, dass die Stimme, die in Klammern den Goropianischen Brot-Schrei auf Gargantuas erste Worte bezieht, ihre Präsenz nach Klammerschluss nicht abbaut und sich nicht auf eine narrative Funktion beschränkt. Sie scheint gleichsam Gargantuas erste Worte mitzusprechen und dann, vom Wechsel in den *andern thon* an, die Stimme der Figur zu übertönen und zu übersprechen, indem sie deren Äußerung zu Verfahren des produktiven Sprachvergleichs ausbaut. Ein solcher Stimmwechsel wird hier auch wörtlich angezeigt, denn *thon* meint im Frühneuhochdeutschen Melodie oder Klangfarbe, kann aber metonymisch ebenso die Stimme selbst bezeichnen.

6.6 Zwischenfazit

In diesem Kapitel habe ich gezeigt, dass Fischarts *Geschichtklitterung* die Praktiken des Textkommentars nicht lediglich imitiert oder parodiert, sondern in ein Verfahren

⁶⁷³ Vgl. auch Trösch, Wildes Übersetzen, S. 93–98.

⁶⁷⁴ Vgl. zur Stimmenüberlagerung in der *Geschichtklitterung* auch Zymner, Manierismus, S. 113f.

⁶⁷⁵ Gargantua betet als Kleinkind das *Affenpaternoster* und singt morgens *die truncken Metten*, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 247 u. S. 251; Figurenrede findet sich erst wieder in Kap. 15.

transformiert, das die Grenzen zwischen Text und Kommentar aufhebt. Indem sich erklärende, glossierende und referenzierende Elemente in den Fließtext einschreiben, verschwimmt die Differenz zwischen kommentiertem und kommentierendem Text. Kommentare treten nicht an den Rand, sondern in den Text hinein – sie werden Teil der Narration, der Figurenrede, der Textstruktur. Formal führt das zu einer parenthetischen Struktur: Der Text durchbricht seine eigene Linearität fortlaufend durch Einschübe, digressive Exkurse, Glossierungen und Listen. Das führt dazu, dass analog zur grammatischen Parenthese permanent die Ebene sprunghaft gewechselt wird. Diese Struktur führt zu zwei zentralen Effekten: einer dynamischen Selbstreflexivität, bei der jedes Wort potenziell als Kommentar des vorangehenden lesbar ist, und einer ausgeprägten Mehrstimmigkeit, bei der sich unterschiedliche Sprechhaltungen, Wissensmodi und affektive Positionen überlagern. Dergestalt entsteht der Eindruck simultaner Äußerung mehrerer Stimmen – ein Nebeneinander, nicht ein bloßes Nacheinander von Aussagen. Beide Effekte beruhen auf der Simulation typischer Gesten des Kommentierens – dem Glossieren, dem Anführen von Belegen, dem Verweisen auf weitere Literatur usw. –, die jedoch nicht mehr einer stabilen Textstruktur zugeordnet sind, sondern als parenthetische Einschübe die Textbewegung permanent unterbrechen, um neue Bezugsebenen zu eröffnen.

Fischarts poetischer Kommentar positioniert sich zwischen der volkssprachigen und der humanistischen Kommentartradition, indem er beide aufgreift und zugleich deutlich überschreitet. Mit der humanistischen Praxis teilt er die generische Offenheit und die Tendenz, sich vom *textus* zu emanzipieren; mit der volkssprachigen Kommentierung das Bestreben, den fremden Bildungshorizont der Vorlage einem deutschsprachigen Publikum zu vermitteln. Anders als Letztere verfolgt Fischart jedoch keine kontrollierende oder moralisierende Lektüreführung. Während volkssprachige Kommentare in der Regel eine explizit didaktische Ausrichtung zeigen und die Bedeutung der Vorlage festlegen, wird bei Fischart gerade diese regulierende Funktion aufgehoben: Die Einebnung von Text und Kommentar destabilisiert Sinn und Autorität gleichermaßen.

7 Erzählübungen

7.1 Einstieg: Wo anfangen?

Der Weg in die Geschichte ist in Johann Fischart's *Geschichtklitterung* ganz schön lang. Das zeigt sich nicht nur an rund vierzig Seiten Vorreden, sondern, besonders prägnant, auch in den ersten beiden Kapiteln, in denen eigentlich mit der Geschichte von Gargantua angefangen werden sollte. Anstatt aber von Gargantua – der erst nach knapp zweihundert Seiten auf die Welt kommen wird – zu erzählen, hat der Text auffällige Startschwierigkeiten bei der Frage: Wo anfangen? Das erste Kapitel betreibt auf der Suche nach einer Antwort eingangs einigen rhetorischen Aufwand, um das Konstruieren von Kontinuitäten mittels linearer Genealogien zu diskreditieren. In einer knapp zehnteiligen Digression werden lineare Modelle in mehreren argumentativen Schleifen abgewertet, während diese Um- und Abwege über zirkuläre und supplementäre Verhältnisse reflektieren. Der Vorlauf hat den Zweck, die Art und Weise, wie Gargantuas Abstammung im Anschluss konstruiert wird, als radikale Erfindung zu rahmen. Erzählt wird von einem spektakulären Fund, auf den man bei Grabungen nahe der Stadt Augst gestoßen sei: ein gigantischer Riesenkörper, der den ganzen europäischen Kontinent umspanne. Bei der Öffnung des Sarges sei unter riesigen Weinflaschen ein halbverdautes, schimmliches Buch gefunden worden, bei dem es sich um die Chronik der Riesen handele. Zur Entzifferung dieses Schriftstücks wird die narrative Instanz zu den Grabungsarbeiten in die Rahmenerzählung bestellt. Präsentiert wird aber im nächsten Kapitel nicht die angekündigte Chronik, sondern ein angefügtes Supplement, das wiederum aus einer Fülle unterschiedlicher, einander komplementierender Texte besteht: ein abgebrochenes Gedicht in einer vom Deutschen aus konstruierten, archaisierenden Fantasiesprache (*Pantagruelische Vorsagung*), ein Figurengedicht (*Gluktrara*) und das Fragment eines frühneuhochdeutschen *Erbgedicht[s]* in Hexametern (mitsamt einer poetologischen Vorrede). Wirklich ‚angefangen‘ mit Gargantuas Geschichte wird allerdings nicht, zumal die Frage nach dem Ursprung des Protagonisten im nächsten Kapitel nochmals ganz anders angegangen wird (vgl. dazu Kap. 4.4. und Kap. 4.5.).

Dieser kurze Abriss zeigt: In den ersten beiden Kapiteln wird das Anfangen zum Problem. Weder die Position der narrativen Instanz zur erzählten Geschichte noch die Fiktionalität des Erzählens werden einfach gesetzt, sondern beides wird weit-schweifig aus einem quasi-historiographischen Zugriff hergeleitet und begründet. Das Erzählen muss, wie der Text vorführt, erst ermächtigt werden, bevor damit richtig losgelegt werden kann. Diese Selbstermächtigung vollzieht sich, wie ich in diesem Kapitel zeige, in Übungen, die unterschiedliche Praktiken des historiographischen Diskurses nachahmen und neu funktionalisieren: historische Denkmäler ausgraben, Sprachen vergleichen und ältere Sprachstufen konstruieren, unterschiedliche Überlieferungen zusammenführen und Kompatibilität herstellen, Inschriften und Dokumente fälschen usw. Die auf Ebene der Textverfahren nachgeahmten Praktiken ste-

hen nicht im Dienst eines an *chronica* geknüpften Geschichtsbildes, das mit der Vorstellung einer *origo* und daraus konstruierbaren Linearitäten kalkuliert, sondern in einem Verständnis von Geschichte, das in supplementären und zirkulären Verhältnissen denkt und ganz eigene Zeitlichkeiten generiert. Der Effekt dieser Übungen ist ein Erzählen, das sich nicht bloß mit Blick auf die *eine* Geschichte von Gargantua ermächtigt hat, sondern geradezu omnipotent gleich eine Vielzahl an Anfängen setzt. In den ersten beiden Kapiteln wird nämlich nicht nur die Herkunft von *Gargantua* erzählt, sondern auch der Anfang der deutschen Sprache und Kultur sowie (auf höchst eigenwillige) Weise auch der Ursprung des eigenen Textes und der eigenen Autorschaft. Weil das aber in einem Modell von Supplementarität und Zirkularität geschieht, geht es mit den Geschichten drunter und drüber: Ausgegraben wird Gargantuas Urahn, der aber auch der noachidische Ahnherr der Germanen ist. Mit dem im Grab entdeckten Buch wurde das Zeugnis einer älteren Vorstufe der deutschen Sprache sowie eine Darstellung dessen gefunden, was bei der Sintflut tatsächlich geschah. Mit dem Buch-im-Buch gräbt sich der Text aber auch allegorisch selbst aus seiner Vorlage aus und setzt mit der *Pantagruelischen Vorsagung* seiner überfließenden Produktivität ein quasi-mythisches Denkmal. In den folgenden Kapiteln zeichne ich diese verschiedenen Erzählübungen entlang des Textes nach.

7.2 Zirkularität und Supplementarität

Das erste Kapitel verspricht in der Überschrift, von der *veralteten Ankonnfft des Gorgolantua* zu handeln, und stellt den wunderlichen Fund einer *Antiquitet* in Aussicht, die Gargantuas Abstammung aktenkundig machen soll. Davon wird aber zunächst gar nicht erzählt, sondern das Kapitel beginnt mit einer rhetorischen Abhandlung zu Problemen der Filiation und der genealogischen Ordnung im Allgemeinen. Die Argumentation beginnt mit einem Ausruf:

O wie köstlich gut wer es, daß jederman sein geburtsregister von staffel zu staffel vnd stigenweiß so gewiß auß dem Schiff Noe schöpfen, Bronnenseylen, auffkranen, dānen vnd ziehen könnte, wie wir, vnd Bonfin seinen Boras, Damas, Chulchas, Bulchus, Attila.⁶⁷⁶

Mit Antonius Bonfinius, der eine Geschichte Ungarns schrieb, wird der historiographische *origo*-Diskurs der Zeit mit seinen linearen, auf Noah zurückgehenden Stammbäumen aufgerufen.⁶⁷⁷ Zur Profilierung einer Nation konstruierten Historiographen der Zeit wie Bonfinius eine lineare Herkunft (*stigenweiß*), die der damit versehenen

⁶⁷⁶ Fischart, Geschichtklitterung, S. 41.

⁶⁷⁷ Zur linearen Genealogie Attilas vgl. Antonius Bonfinius: *Antonii Bonfinii rerum ungaricarum decades tres* [...]. Basel: R. Winter, 1543, S. 138: *Atila ex Benedecuco, Benedecucus ex Turda [...] Bulchus ex Balugo [...] Chulchas ex Ompude [...] Cheledus ex Dama, Damas ex Bora, Boras ex Hunore, Hunor ex Nembrotho, Nembrothus ex Chuse, Chus ex Cham, Cham ex Iapheth, Iapheth denique ex Noe natus est.*

Nation *vetustas* und *excellencia* verleihen und ihre kulturelle Überlegenheit gegenüber anderen Nationen untermauern sollte. Im deutschen Kontext meint das: Überlegenheit gegenüber Italien und Frankreich.⁶⁷⁸ Ein weiteres Konstrukt, auf das in dem historiographischen Wettkampf der Nationen zurückgegriffen wurde, war die Translationslehre. Sie erfuhr im deutschen Humanismus eine Aktualisierung, weil mit ihr das deutsche Kaisertum in eine lange Erbfolge von Weltreichen eingebunden werden konnte, was ein substanzielles Argument gegen das Barbarenstigma und für die *anti-barbaries* der Deutschen bot.⁶⁷⁹ Mit der Reformation wurde die Translationslehre allerdings im deutschen Späthumanismus zunehmend verworfen. In der *Geschichtsklitterung* vollzieht sich dieser Abschied wie folgt:

Angesehen die wunderbare veränderung, vnd abwechselung der Kónigreich vnnd Keyserthumb, von Assiriern vnd Chaldeern zu den Meden, von den Meden zu den Persen, von diesen zu den Macedoniern vnd Griechen, von Macedoniern auf die Römer, von Römern wider auff die Griechen, von Griechen zu den Teutschen Francken vnnd Franckteutschen: nun vom Herren zum Knecht, nun vom Knecht zum Herren: nun von Weibern auff die Mann, nun von Mannen auff die Weiber (da laß ichs bleiben) [...]⁶⁸⁰

Die *translatio imperii* wird vollständig und in der deutsch-patriotischen Version der Zeit als eine Erbfolge der Weltreiche von den Assyryern bis zu den *Frankendeutschen* präsentiert.⁶⁸¹ Chiastisch wird dabei die Nationalität von Karl dem Großen als *Deutscher Franke und Frankendeutscher* festgelegt, was eine Argumentation aufgreift, die im deutschen Humanismus dazu diente, die Deutschen in die Translationslinie einzurücken (bei Rabelais geht die Erbfolge *des Romains es Grecz* und direkt weiter *des Grecz es François*).⁶⁸² Diese konstruierte Kontinuität wird bei Fischart allerdings mit einem *nun* von der Linearität in eine Zirkularität überführt, die weniger auf den zirkulären Vorstellungen vom Auf- und Niedergang großer Reiche beruht, als sie zu-

678 Zur Translationslehre im humanistischen Feld vgl. Hirschi, *Wettkampf der Nationen*; ders., *Konzepte von Fortschritt und Niedergang im Humanismus*, S. 37–55; vgl. auch Muhlack, *Humanistische Historiographie*, S. 30–34.

679 Vgl. Hirschi, *Wettkampf der Nationen*, S. 302–319.

680 Fischart, *Geschichtsklitterung*, S. 42.

681 Die Translationslehre mit der Abfolge von Assyryer – Meder/Perser – Griechen – Römer gründet auf Hieronymus' Daniel-Kommentar. Im Frühmittelalter wurde die Abfolge nach dem Untergang des römischen Imperiums erst um eine Translation von den Römern auf die Griechen über Konstantin den Großen sowie später um die Translation von den Griechen auf Karl den Großen (und damit auf die Franken) erweitert. Fischart setzt die Franken mit den Deutschen gleich, womit er die umstrittene patriotische Deutung wiederholt, die deutsche Humanisten dem Dekretal *Venerabilem* von Papst Innozenz III. angedeihen ließen, wo es heißt: [...] *quae Romanum Imperium in personam magnifici Caroli a Graecis tanstulit in Germanos*, zit. n. Caspar Hirschi: *Konzepte von Fortschritt und Niedergang im Humanismus am Beispiel der ‚translatio imperii‘ und der ‚translatio studii‘*. In: *Die Idee von Fortschritt und Zerfall im Europa der frühen Neuzeit*. Hrsg. von Christoph Strosetzki, Sebastian Neumeister. Heidelberg 2008 (*Germanisch-romanische Monatsschrift* 58,1), S. 37–55, hier: S. 48, Fn. 41.

682 Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 10.

nächst ein Rotieren zwischen ständischen (*nun vom Knecht zum Herren*) und geschlechtlichen Grenzen (*nun von Weibern auff die Mann*) entwirft. Diese horizontale Zirkularität durch die gesellschaftlichen Ordnungskategorien wird zudem mit einem vertikal-räumlich angelegten Reigen ergänzt, in dem die Vermischung von sechzehn Nationen behauptet wird:

daß ich jetzt des Türcken geschweige, vnd heut der Portugaleser inn Indien, der Indianer inn Moren, der Moranen in Spanien, der Spanier inn Italien, der Italiener in Franckreich [...] der Türcken inn der Christenheit, der Christen in der Türckei: Schreibt doch Merlin Coccai inn seinen Nuttelverssen, *Plus Roma parit quam Francia Gallos*: [...] Also kugelts im kreiß herumb, wie solt es nicht kegel geben.⁶⁸³

Gegen eine lineare Translation werden in diesem Reigen zirkulär angeordnete Kombinationen aufgereiht und durch Anspielung auf die ‚gallische Krankheit‘ Syphilis auch sexuell konnotiert. Mit den *Nuttelversen* von *Merlin Coccai* werden zudem mitten im Reigen der Nationen auch spezifische Verfahren des Vermischens von Sprachen aufgerufen, gilt das unter dem Pseudonym *Merlin Cocai* (Teofilo Folengo) publizierte *Liber macaronices* (zuerst Venedig 1517) doch als eines der Hauptwerke der makkaronischen Dichtung.⁶⁸⁴ Damit rückt die sich zu einem Reigen der Welt auswachsende Zirkularität in die Nähe dichterischer Verfahren, bevor mit dem Kegelspiel seine Folgen zugespitzt werden: *Also kugelts im kreiß herumb, wie solt es nicht kegel geben*.⁶⁸⁵ Dieses Im-Kreis-Herumkegeln meint einerseits, dass die zirkuläre Bewegung des Reigen illegitimen Nachwuchs generiert (frnhd. *kegel* meint auch ‚uneheliches Kind‘). Andererseits wird damit das Kegelspiel aufgerufen, bei dem Kegel aufgestellt und dann mit einer Kugel umgestoßen werden. Die *kegel* sind also doppelsinnig: als illegitime Kinder sind sie einerseits das Resultat des Herumkugeln, als Kegel im Kegelspiel andererseits das eigentliche Ziel des Spiels.

Das doppelsinnige Kegelspiel führt zur Bastardierung der ganzen Welt: Bereits während der Wanderung der Völker sei *vntereinander gehurnauset, gewalet, gewandelt vnd gewendet* worden,⁶⁸⁶ einst wie heute habe ferner der Krieg zu Massenvergewaltigungen und daraus entstammenden Kindern geführt und die Mobilität der Handwerker, Söldner, Kaufleute oder Pilger habe zur Folge, dass man allerorts die Kinder verwechsle. Besonders nachdrücklich wird die allgemeine Unkeuschheit als Ursache der Bastardierung hervorgehoben, indem verschiedene derbe Lieder

⁶⁸³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 42f.

⁶⁸⁴ Folengos *ars macaronesca* wird im Prolog des ersten Buches des Baldus als schlaraffische, auf Gnocchi und Macaroni beruhende Kunst vorgestellt, die bei Fischart daher präzise als ‚Nudelverse‘ wiedergegeben werden, vgl. Folengo, *Baldo*, Bd. I, S. 4f.: „Here, made of cake pastry, you see thousands of rafts, boats and agile barks coming and going, and in their midst Muses work lines and nets, nets woven with sausages and veal tripe, fishing for gnocchi, fritters and golden meatballs. [...] This is where I first caught the macaronic arts; and where Mafelina made me a paunchy poet“.

⁶⁸⁵ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 42.

⁶⁸⁶ Ebd., S. 43.

(*Geuchlieder*) inseriert werden.⁶⁸⁷ Das gipfelt schließlich darin, dass der Bastard seine eigene Typologie erhält. Die trägt insofern auch positive Züge, als der Bastard *nicht minder gemacht* sei,⁶⁸⁸ sondern sich aufgrund seiner Herkunft auch besonders ambitiös und kompetitiv zeige:

Semper Bastardi sunt additissimi Marti: das ist: was auf der Banck gemacht ist, das ligt nicht gern darunter: die Banckart werden bereyt inn hitz, im lieb kib vnd neid, darum haben sie freud zur Spitz, zum kieb vnd streit: vnnd die Venus bulet gern mit dem Mars, das ist die geheymnuß.⁶⁸⁹

Diese Typologie tendiert freilich zur Anthropologie, da sich ja im imaginierten Reigen die ganze Welt bastardiert zeigt – von einem *seltzsam gekocht Pludermuß* wird gesprochen, zu dem sich auch die Redemaske rechnet: *Vnd daß ich mich, der ich jetzund red, allein zu eim exempel auffwerffe [...]*. Schließlich wird sogar die Textbewegung auf die *kegel* produzierende Zirkularität menschlicher Kopulation bezogen, wenn die Redemaske das Beenden des Exkurses sprachspielerisch mit der Disziplinierung tierischer Sexualtriebe vergleicht:

Aber laßt vns den Wider auff vnseren Håmmel widerbringen, dauon vns der Bock gebracht hat. Ich sprich, daß auß sonderer Influssung des Himmels zu lieb dem eingissenden bürstlein, die Altiquitet, vnd das geschlecht des Herren Gorgulantua vor andern sey in Esse erhalten: vnd vil besser dann der Harlunger, Amelunger oder Bechtunger Stammen, oder des Mandafabul, des treiaügigen Horribel, Riß Kupran, Goffroi mit dem Zan.⁶⁹⁰

Die als Widder adressierte Textbewegung soll vom potenten Bock ‚wieder‘ zurück zu den kastrierten Schafen (*Håmmel*) gebracht werden. Die eigene Weitschweifigkeit wird also metaphorisch als wollüstige Entgleisung reflektiert (sprichwörtlich *den Bock stechen*) und für die Textbewegung die Partizipation an jener promiskuitiven Vermischung suggeriert, die in der Argumentation gerade vordergründig problematisiert wurde.

Dass der Text in diesem Sinne ordentlich ‚mitmischt‘, wird im Anschluss vorgeführt. Laut Kommentar soll es nun zwar endlich um die *direchter gerader lini* gehen, die eingangs in Aussicht gestellt wurde, nun werden aber nicht Tatsachen angeführt, mit denen sich Gargantuas angeblich unzweifelhafte und faktische (*in Esse*) Abstammung belegen lässt, sondern es werden über mehrere Seiten hinweg Figuren aufgelistet, deren Abstammung schlechter sein soll als die von Gargantua.⁶⁹¹ Kurzum: Der Text generiert an dieser Stelle anstatt der versprochenen Linie eine Liste von *kegeln* – Figuren problematischer Abstammung. Das sind nun allerdings keine Bastarde im en-

⁶⁸⁷ Ebd., S. 47.

⁶⁸⁸ Ebd., S. 49.

⁶⁸⁹ Ebd., S. 48.

⁶⁹⁰ Ebd., S. 49f.

⁶⁹¹ Ebd., S. 50.

geren Sinn, sondern Figuren, deren Abstammung nicht faktisch belegt ist. Damit überträgt der Text die Probleme der Zirkularität und Vermischung aus dem Bereich der Verwandtschaft in den Bereich ontologischer Differenzen und vermischt *historia* mit *History*. Im 16. Jahrhundert meint *History* in der volkssprachigen Literatur „Prosaerzählungen, deren Geschehnisse in vergangener Zeit und unter geschichtsfähigem Personal (d. h. vor allem Adel) spielten“,⁶⁹² und tendiert, wie man zuspitzen kann, zum Fiktionalitätssignal. Bei den *Harlunger* und *Amelunger* handelt es sich um zwei Geschlechter aus dem Sagenkreis rund um Dietrich von Bern, aus dem auch der *Riese Kupran* bekannt ist; das Geschlecht der *Bechtunger* stammt aus der Woldietrich-Sage; der Riese *Mandafabul* aus dem *Amadis-Roman* und *Horribel* und *Goffroy* aus der *Melusine* von Thüring von Ringoltingen.⁶⁹³ Bei diesen Vergleichsgrößen handelt es sich also um Figuren, deren Filiation weniger durch eine illegitime Verbindung der Eltern problematisch ist als durch den Umstand, dass ihre Abstammung erdichtet ist. Die Herkunft des Riesen *Mandafabul* wird im *Amadis* beispielsweise überhaupt nicht erzählt. Für ihn gilt dasselbe, was in der *Geschichtklitterung* an einer anderen Stelle für die Fee *Urganda* festgestellt wird: *Aber genug, wann Vrganda nicht im Amadis wer, was wer es?*⁶⁹⁴ Wie *Urganda* stammt *Mandafabul* nämlich primär aus dem *Amadis*. Die Liste wird zudem noch knapp zwei Seiten lang weitergeführt, wobei dann auch Figuren eingereiht werden, die sich als Gründungsfiguren und Eponyme durchaus in der frühneuzeitlichen Historiographie finden lassen – ein beträchtlicher Teil beispielsweise in Sebastian Münsters *Cosmographia* (wie etwa der *Müllerischen Erffter Erfft*, der *Fechterischen Hamburger Starckhaterischer Hama*, der *Offenburger Heiser Englischer König Ofen*).⁶⁹⁵ Dass hier der Text durch das Mischen von *historia* und *History* ein Kegelspiel betreibt, zeigt sich auch daran, dass die Figuren teilweise durch sprachliche Attribuierung problematisiert werden. Das letzte Eponym ist zum Beispiel der *schönsten, wüsten vnpletigen Parisischen Pastetenbecken, Weibische Hundsputt Paris von Troia*,⁶⁹⁶ dessen Herkunft durchaus bekannt (und auch mit der antiken Autorität Homers bestens belegt werden könnte), der aber über das attribuierte Geschlecht (*Hundsputt* meint hier *vulva canis*) als Stammvater diffamiert wird. Diese oberflächlich-sprachliche ‚Bastardierung‘ macht zugleich auf eine Vermischung aufmerksam, die den Gründungsfiguren auf einer anderen Ebene zu Grunde liegt: die Synthese unterschiedlicher Überlieferungen und Zeugnisse. Um der eigenen Stadt ein

692 Joachim Knappe: ‚Historie‘ in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. Baden-Baden 1984 (Saecula Spiritalia. 10), S. 330.

693 Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 164.

694 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 199.

695 Ebd., S. 51. Zur Quelle vgl. Sebastian Münster: *Cosmographie*. Das ist Beschreibung Aller Länder, Herrschafften vnd fürnemesten Stetten des gantzen Erdbodens [...]. Basel: S. Henricpetri, 1598: zu Offo (Offenburg) fol. Dcccviii^r; zu Hama (Hamburg) fol. Mij^r; zum Plutonischen Herebus (Würzburg) fol. Dcccxlvi^r; zu Erff (Erfurt) fol. Dcccxcix^r.

696 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 51.

biblisches Alter und Nobilität zu verleihen, wurden in der Frühen Neuzeit bisweilen antike Mythologie, alttestamentarische Überlieferung und Angaben aus der antiken und zeitgenössischen Kosmographie und Historiographie miteinander vermischt. Genau diese Vermischung stellt die Liste mit ihren unzähligen Gründungsfiguren aus. Beispielsweise benennt die *Amazonische[] Augspurger Japetisch Fraw Eisen* die einzelnen Bestandteile der Augsburger Gründungssage, wie sie im 16. Jahrhundert konstruiert wurde. Dass Augsburg von Japhets Kindern erbaut und später von einer Amazonenkönigin geplündert worden sein soll, findet sich bei Münster, der sie anscheinend aus Sigismund Meisterlins *Cronographia Augustensium* kennt, wo die japhetische Gründung aus der Bibel und der Amazonische Überfall aus einem antiken Horaz-Kommentar hergeleitet werden.⁶⁹⁷ *Fraw Eisen* meint die Göttin Isis, die sich wohl zum einen einer Re-Etymologisierung des Augsburger Eisenbergs und zum anderen einer Angabe aus Tacitus' *Germania* verdankt, laut der ein Teil der Sueven die Göttin Isis verehrt haben sollen.⁶⁹⁸

Solche Geschichtskonstruktionen machen unterschiedliche Überlieferungen miteinander kompatibel (hier: alttestamentarische Belege, Horaz, Tacitus). Die Grundannahme, dass die unterschiedlichen Versionen von Geschichte in Übereinstimmung zu bringen sind, wenn man sie etwa mittels sprachvergleichender Konstruktionen (*Isis* – *Isin* – *Eisen* – *Eisenberg*) oder Mythensynthese (bspw. Noah = Janus) bearbeitet, führt zu einer recht flexiblen Kombinatorik, die wiederum die Zirkularität des Buchwissens ankurbelt. Das in antiken Texten tradierte Wissen wird in einem solchen Zugriff weniger als einheitliches Ordnungsraster betrachtet, sondern stellt „a complex set of overlapping stencils, a rich and delicate set of patterns and contrivances“ zur Verfügung,⁶⁹⁹ mit dem sich immer neue Versionen von Geschichte aus dem tradierten Wissensbestand zusammenstellen lassen – für jede Nation, jede Stadt und jede Familie.⁷⁰⁰ Was bei diesem ‚Recycling‘ herauskommt, sind Beifügungen, die zum einen mit und an einer Pluralisierung des Wissens arbeiten, zum anderen auch die in der Zeit kritisierte Überfülle an Informationen verstärken.

Die Zirkularität und Proliferation, zu denen ein dergestalt beweglich gemachtes Buchwissen führen, wird im ersten Kapitel der *Geschichtsklitterung* anhand der Bastardierung der Welt mitverhandelt. Mit anderen Worten: Es kegelt auch im Bereich des gelehrten Wissens im Kreis herum. Dass die Redemaske des Textes sich selbst zu

⁶⁹⁷ Vgl. Gernot Michael Müller: „Quod non sit honor Augustensibus si dicantur a Teucris ducere originem“. Humanistische Aspekte in der *Cronographia Augustensium* des Sigismund Meisterlin. In: Humanismus und Renaissance in Augsburg. Hrsg. von Gernot Michael Müller. Berlin/New York 2010 (Frühe Neuzeit. 144), S. 237–274, insb. S. 249–250.

⁶⁹⁸ Vgl. Seelbach, *Ludus lectoris*, S. 215.

⁶⁹⁹ Anthony Grafton, April Shelford, Nancy Siraisi: *New Worlds, Ancient Texts. The Power of Tradition and the Shock of Discovery*. Cambridge 1992, S. 58; vgl. auch ebd., S. 256.

⁷⁰⁰ Ebd., S. 42 sprechen Grafton/Shelford/Siraisi von einer „kaleidoscopic variety of juxtapositions and compounds“, die das Korpus antiker Texte ermögliche (was sie an dem Beispiel aufzeigen, wie frühneuzeitliche Gelehrte fremde Kulturen und die ‚Neue Welt‘ erfassen).

*ein exempel macht und glaubt, dass sie etwann vonn ein reichen König oder Fürsten auß der alten Welt auff diese werckstatt kommen sei,*⁷⁰¹ bringt genau das Projekt auf den Punkt, das im Anschluss vorgeführt wird. Wer wie die Redemaske genügend ambitioniert ist, kann sich daran machen, mittels obgenannter Kombinatorik eine Abstammung zu erdichten, die bis auf die Noachiden zurückführt: indem beispielsweise ein höchst anschlussfähiger Sensationsfund fingiert wird, aus dem sich ‚Zeugnisse‘ für ganz unterschiedliche Ursprungsstrukturen ableiten lassen. Die grundlegende Methode fußt dabei auf einem beweglich gemachten Buchwissen, mit dem sich ein Geflecht von Referenzen auf authentische autoritäre Texte dem Konstrukt unterlegen lässt.⁷⁰² Der Bastard, wie ihn das zweite Kapitel vorstellt, kann daher als passendes Bild für diejenige Art von agonaler Supplementarität gesehen werden, die sich durch die Kreuzung unterschiedlicher Überlieferungen innerhalb eines zirkulären Modells von Textproduktion ergibt: ‚bastardierte‘ Texte sind Texte, die durch die Vermischung von autoritativen, älteren Texten entstehen.

Über Supplemente als eminent dysfunktionale, „gefährliche“ Stellvertreter hat Jacques Derrida in seiner Rousseau-Lektüre nachgedacht. Derrida geht es hier, vereinfacht gesagt, um eine Paradoxie, die der Funktionsweise von Schrift als Supplement für das präsentische Wort inhärent ist: Schrift macht ihre ersatzhafte, supplementäre Funktion vergessen. Sie tut so, als wären sie die Präsenz, und ersetzt, statt nur zu ergänzen. Dass überhaupt mit Schrift supplementiert werden muss, macht auf einen grundlegenden Mangel aufmerksam: den Mangel der Präsenz.⁷⁰³ Die Supplementarität, die bei Fischart im ersten Kapitel anhand der Bastardierung der Welt modelliert und im zweiten Kapitel vorgeführt wird, beruht auf einer anderen Struktur – der Beziehung von Texten zu Texten –, macht aber auch auf einen Mangel aufmerksam.⁷⁰⁴ Dass der tradierte autoritative Kanon durch Supplemente ergänzt und kompatibel gemacht werden muss, verweist auf Brüchigkeiten und Widersprüche innerhalb des tra-

701 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 49.

702 Vgl. dazu Christopher R. Ligota: *Annius of Viterbo and Historical Method*. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 50 (1987), S. 44–56.

703 Vgl. Jacques Derrida: *Grammatologie*. Übers. von Hans-Jörg Rheinberger, Hanns Zischler. Frankfurt a. M. 1974, S. 250: „Aber das Supplement supplementiert. Es gesellt sich nur bei, um zu ersetzen. Es kommt hinzu oder setzt sich unmerklich an-(die)-Stelle-von; wenn es auffüllt, dann so, wie wenn man eine Leere füllt. Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz. Hinzufügend und stellvertretend ist das Supplement ein Adjunkt, eine untergeordnete, stellvertretende Instanz. Insofern es Substitut ist, fügt es sich nicht einfach der Positivität einer Präsenz an, bildet kein Relief, denn sein Ort in der Struktur ist durch eine Leerstelle gekennzeichnet. Irgendwo kann etwas nicht von selbst voll werden, sondern kann sich nur vervollständigen, wenn es durch Zeichen und Vollmacht erfüllt wird“.

704 Vgl. hierzu auch die Beobachtung von Beate Kellner: *Apologie der deutschen Sprache und Dichtkunst in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘*. In: *Daphnis* 49,3 (2021), S. 379–415, hier: S. 410: „Fülle und Mangel ziehen sich als leitende Isotopieebene durch das erste und das zweite Kapitel der *Geschichtklitterung*“. Vgl. auch ebd., S. 411: „Der Poetik des Füllhorns mit ihrer Klangvielfalt und Diskurshäufung entspricht also auch eine Leere. In ihr spiegelt sich Fischarts Kritik an den humanistischen

dierten Buchwissens. Je mehr antike Texte im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts wiederentdeckt und in den gelehrten Diskurs eingespeist wurden, umso stärker geriet das tradierte Wissen in inhärente Unstimmigkeiten und unter Druck. Die sich daraus entwickelnde grundlegende Verschiebung in der Wissensstruktur der Zeit wurde in der Frühneuezeitforschung etwa als Spannung zwischen ‚Pluralisierung und Autorität‘ beschrieben.⁷⁰⁵ Ein zentraler Befund ist, dass gerade die Arbeit an der Auflösung dieser Spannung zu einer zusätzlichen Pluralisierung führte: Wenn das autoritative Wissen der Antike keine feste Ordnungsstruktur mehr bereitstellt, sondern seine inneren Widersprüche eine Vielzahl an Verbindungen erlauben, dann verweist jeder Versuch, die Widersprüche miteinander in Einklang zu bringen, auch auf mögliche Alternativen. Widersprüche werden durch die Arbeit an ihrer Auflösung zu ‚Schaltstellen‘, an denen die autoritativen Texte sich auf unterschiedliche Weise verbinden lassen. Das macht die Texte und ihr Wissen beweglich. Jedes Supplement, das sich an eine solche Schaltstelle setzt, eröffnet dergestalt die Möglichkeit zu weiteren Supplementen.

In den ersten beiden Kapiteln wird an zwei Stellen besonders pointiert über solche supplementären Verhältnisse nachgedacht. Die erste Stelle findet sich am Ende des ersten Kapitels. Dort wird vorgestellt, was für Dokumente im zweiten Kapitel präsentiert werden. Obwohl eigentlich ein ganzes Buch im Grab gefunden wird, bietet das zweite Kapitel nur ein an das Buch angehängtes *kley n Anhänglin vnd Tractetlin* dar, also ein Supplement:

Zu end des bestimmten fleschenbüchleins stund für ein Mönchisch Korallen Corollari, Schulerisch Appendix, Historisch Supplement, Musicisch Cadentz, der Artzet Misch vnd fiat, Dialectisch Ergo, Retorisch Quamborem, Notarisch inn krafft diß Brieffs, der Prieffschreiber hiemit Gott befohlen, das Osterlich Allerleiluia, das Teologisch inn ewigkeyt Amen: ja für der Schneider knopff, der Spinnerinn schlupff, der Rimpffer Martsch, Pretspiler Lurtsch, das Schachtisch Matt, das Säuferisch Nägeinklopfen, Gaucklerisch Nemt so für gut, Betlerisch Danckhabt, jedermans Adi, der Kaufleut Summa summarum, vnd für die zwo zugebene Biren (aber *Mantissa obsonum vincit*, die zugab vbtertrifft schier die Schuldgab) da, sag ich noch eynmal, stund, eyn kley n Anhänglin vnd Tractetlin, dessen Titul war wie nun gleichfolgen würd.⁷⁰⁶

Die Supplementarität dessen, was präsentiert werden soll, wird mit einer langen Liste von Supplementärem veranschaulicht, die das *Anhänglin vnd Tractetlin* ebenso als eine Art Schlussstrich vorstellt, wie sie es mit Überfluss in Verbindung bringt. Die Liste beginnt mit paratextuellen Textsorten, die am Ende von Texten stehen: Korollarium, scholastischer Appendix, historiographisches Supplement. Mit der *Musisch Cadentz* verschiebt sich das semantische Zentrum der Liste dann allerdings hin zu

und altertumskundlichen Interessen seiner Zeit, die das erste und zweite Kapitel der Geschichtsklitterung gründiert“.

⁷⁰⁵ Vgl. hierzu die zahlreichen Forschungsbeiträge aus dem SFB 573 „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15. bis 17. Jahrhundert)“ (2001–2011), <https://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/publ/index.html> [Zugriff: 01.12.24].

⁷⁰⁶ Fischart, *Geschichtsklitterung*, S. 55f.

formalisierten Schlüssen in den Wissenschaften (Musik, Medizin, Dialektik, Rhetorik) und weiter zu abschließenden Sprachhandlungen im Rahmen bestimmter Praktiken (des Briefschreibens, der Liturgie, der Handwerke, des Spielens, Trinkens, Bettelns).⁷⁰⁷ Die Formeln der Gaukler, Bettler und Kaufleute leiten zu einer merkantilen Praktik über, bei der der gehandelten Ware nach dem Wiegen noch zwei Birnen umsonst dazugegeben werden (*die zwo zugebene Biren*). In Klammern wird kommentiert: *aber Mantissa obsonum vincit, die zugab vbertrifft schier die Schuldgab*. Lat. *mantissa* meint eine Zugabe, „die mit der Hand zur verkauften Ware hinzugefügt wird, das heißt, das kleine Stück, das dem Gewicht hinzugefügt wird“.⁷⁰⁸ Lucilius verwendet die Wendung sprichwörtlich in seinen Satiren, um damit anzudeuten, dass manchmal die kleinen Zugaben oder Nebenpunkte eines Gesprächs oder einer Rede wichtiger oder wertvoller sind als das gesamte Hauptthema. Damit reflektiert die Wendung zum einen augenfällig die Funktionsweise der Liste, denn die Beifügungen, die Fischarts Text hier zum Wort *traicté* der Vorlage bietet,⁷⁰⁹ übertreffen die ‚Schuldgabe‘ der Übersetzung bei Weitem (dafür wären die am Ende genannten *Anhänglin vnd Tractetlin* ausreichend). In der Zeit findet sich das Sprichwort auch genau in diesem Sinne, um das Verhältnis von Ausgangsmaterial und eigener Bearbeitung zu reflektieren.⁷¹⁰ Mit Blick auf Fischarts ‚Marktplatz der Wörter‘ (vgl. Kap. 4.3.) ist zum anderen auch die merkantile Bildlichkeit, die hier herangezogen wird, um über den eigenen Überfluss nachzudenken, sprechend: Es geht der Erzählrede einmal mehr darum, *verba* an die Leute zu bringen. Weil die mit den *verba* verbundenen *res* der Geschichte in dieser Marktplatzrede die Funktion haben, das präsentierte Vokabular mit anschaulichen Vorstellungen und einer Ordnung (dem Gerüst der Geschichte) zu verbinden, sind sie sekundär und werden von der zugegebenen Wort-Ware um ein Vielfaches überlagert.

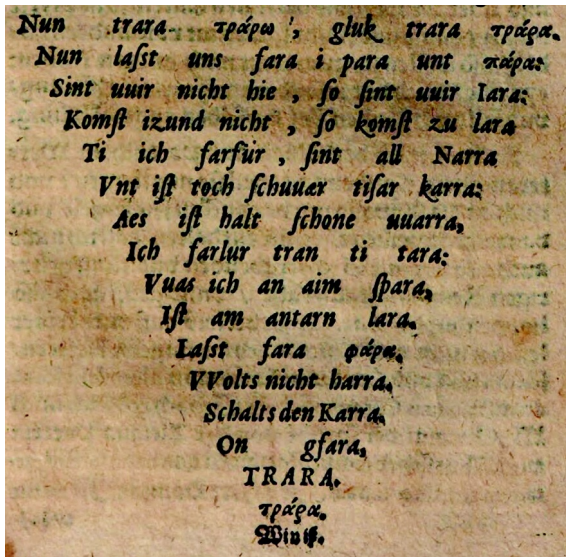
⁷⁰⁷ Vgl. auch Jan-Dirk Müller: Fischarts Altdeutsch: Sprachgeschichtliche Spielereien. In: Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. 37), S. 263–272, insb. S. 265.

⁷⁰⁸ Vgl. Calepinus, Ambrosius: PENTAGLOTTOS. Hoc est, quinque linguis, nempe Latina, Græca, Germanica, Flandrica, & Gallica constans [...]. Antwerpen: A. C. Diesthemius, 1546, fol. Bb7^v: *Mantissa, lingua Tusca dicitur additamentum, quod manu sit, rei quae venditur, id est, pauxillum illud, quod adjicitur ponderi. Lucilius: Mantissa obsonium vincit.*

⁷⁰⁹ Rabelais, Œuvres complètes, S. 9: *A la fin du livre estoit un petit traicté intitulé: Les Fanfreluches antidotées.*

⁷¹⁰ Beispielsweise schreibt Celio Calcagnini zu seiner lateinischen Übersetzung von (Ps.-)Horapollon *Hieroglyphica* (ders., *De Rebus Aegyptiacis*. Basel: Froben, 1544), dass er Horapollon so ausgeschmückt habe, dass *plus est mantissa quam obsonium*, zit. n. Ludwig Volkman, *Hieroglyph, Emblem, and Renaissance Pictography*. Hrsg. und übers. von Robin Raybould. Leiden/Boston 2018 (Brill's Studies in Intellectual History. 281,28), S. 60.

Nach rund 22 ebenso wörtlichen wie funktionalen Supplementen wird wieder an den Hauptsatz angeschlossen und es folgen die grammatischen Subjekte des Satzes: *da, sag ich noch eynmal, stund eyn kleyn Anhänglin vnd Tractetlin*. Die ganze semantische Bewegung der Liste wird damit auf diese beiden Begriffe – und auf ihre im folgenden Kapitel präsentierten Entsprechungen – aufgepfropft. Das stellt in Aussicht, dass sich diese Bewegung ebenfalls im zweiten Kapitel vollzieht, wo der Inhalt des *Anhänglin[s]* präsentiert wird, dass also dieses *Historisch Supplement* von der Schlussformel zur poetischen Zugabe führt. Eine solche Bewegung lässt sich auch durchaus im Text nachzeichnen, insofern das zweite Kapitel mit dem vermeintlich historischen Supplement, das unter dem Titel *Pantagruelische Vorsagung* präsentiert wird, einen satirischen Schlusstrich unter die Frage nach dem Ursprung der Völker und Sprachen zieht und in die poetische Zugabe – das Dichten eines deutschen Epos – wechselt. Dieser Wechsel vom historischen ins poetische Supplement wird mit einem kleinen Gedicht (vgl. Abbildung 2) markiert, das selbst als Beiwerk der *Vorsagung* gerahmt ist (der Titel verspricht: *sampt den vvanfrolichen Gluktratrara*).⁷¹¹ Folglich wird das Gedicht als eine Art ‚Supplement des Supplements‘ präsentiert:



Nun trara τράρα, gluk trara τράρα.
 Nun lasst uns fara i para unt πάρα:
 Sint uuir nicht hie, so sint uuir lara:
 Komst izund nicht, so komst zu lara
 Ti ich farfür, sint all Narra
 Vnt ist toch schuuær tisar karra:
 Aes ist halt schone uuarra,
 Ich farlur tran ti tara:
 Vuas ich an aim spara,
 Ist am antarn lara.
 Lafst fara φάρα,
 VVolts nicht harra,
 Schalts den Karra.
 On gfara,
 T R A R A.
 τ ρ ά ρ α .
 Win iß.

Abbildung 2: Fischart: Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung [...]. Straßburg: Bernhard Jobin, 1590, S. 66 (fol. C6r).

⁷¹¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 57.

Man kann den Inhalt des Gedichts mit etwas Spekulation vielleicht so verstehen: *„Nun trara traro, gluck trara trara! Nun lasst uns fahren, hin und her! Sind wir nicht hier, so sind wir da. Kommst du nicht jetzt, so gehst du leer aus. Die, die ich verführ, sind alles Narren und doch ist dieser Karren schwer: Es ist halt schöne Ware. Ich verliere daran die Tara [das Gewicht einer Verpackung, das beim Kaufpreis abgezogen wird]: Was ich am einen spare, das ist am anderen leer. Lasset fahren, wollt nicht harren, schaltet den Karren, weitergefahren, trara, trara!“* Durch die Rhythmik und die zunehmende Kürze der Verse wird eine Beschleunigung suggeriert, die die Szene eines immer schneller auf seinem Karren davonholpernden Marktschreiers evoziert. Inhaltlich scheint es um ein merkantiles Geschehen zu gehen, bei dem Narren mit schöner Ware zum Kauf verführt werden. Das lässt sich als satirischer Kommentar auf die Verkäufer von Wunderzeitungen und Prognostiken sehen. Hier könnte also der Verkäufer von Schriften wie der *Pantagruelischen Vorsagung* weiterklappern, nachdem er einen zum Narren gehalten hat. Zugleich wird behauptet, das Gedicht sei eigentlich gar nicht da, denn über ihm steht wie ein Titel: *Deest Vvas abest fon den Krotteschischen kluftgrillen*.⁷¹² Da sich das ganze zweite Kapitel als der Inhalt eines verfaulten, zerfressenen Buches inszeniert, brechen die darin präsentierten Texte ab und es wird Textverderbnis markiert (*DESUNT Di nicht da sind*).⁷¹³ Das wirft die Frage auf, ob man das Gedicht nun tatsächlich als einen der Texte zu verstehen hat, die in besagtem *Anhänglin* stehen, oder ob das ganze Gedicht eine Figuration des korrumpierten Textträgers darstellen soll. Ist das also eine Inszenierung der am Text nagenden *Krotteschischen kluftgrillen*, die hier recht wörtlich den Text zersetzen, bis nichts mehr da ist? Folgt man dieser Lesart, könnte man das Ganze vielleicht als Verspottung parasitärer Druckerpraktiken deuten, die mit minderwertiger Ware den Markt fluten.

Zugleich inszeniert sich das Gedicht aber auch als wörtliches Echo auf die *Pantagruelische Vorsagung*, die in der letzten Strophe *tis Trara* und *[t]is Quot libet fon ter Trommet* genannt wird.⁷¹⁴ Dieser Trompetenklang – *Trara* – hallt hier in den *ara-/arra*-Reimen wider, wie ein langsam verklingendes Echo. Denn das Gedicht zersetzt sich mit formaler Strenge selbst, wird alle zwei Verse eine Silbe kürzer, bis nach den letzten beiden Trompetenstößen nichts außer durstiger Leere und ein zum Trinken aufforderndes *Win iß* („Fin-is“) übrigbleibt. Diese Bewegung von Fülle zu Leere hat

⁷¹² Ebd., S. 65.

⁷¹³ Ebd., S. 69.

⁷¹⁴ Vgl. ebd., S. 65. Da eine bereits zu beobachtende Wirkung (*Secht wi jr ta ergaistert stât*) benannt und mit *tis Trara* verbunden wird, ist es plausibler, dass die *Pantagruelische Vorsagung* hier primär deiktisch auf sich selbst verweist. Auch der Verweis, dass dieses „Quodlibet“ *ti Siwill geret* habe, ist wohl auf die eben beendete Vorsagung zurückzubeziehen.

auch eine poetologische Dimension. Denn vor dem Hintergrund der im Prolog entfalteten weinseligen Poetologie lässt sich die Aufforderung zum Trinken auch als direkte Aufforderung zum Weiterdichten verstehen. Der Eindruck verstärkt sich dadurch, dass mit *Win iß* hier eine Art Klammer geöffnet wird, die den ganzen Rest des Romans umspannt, bis der Text mit den Worten endet: *FINIS. Win uß*.⁷¹⁵ Zudem wird direkt im Anschluss tatsächlich im Text eifrig weitergedichtet. Was auf das eigentümliche Gedichtchen folgt, ist nichts weniger als der (nicht ganz ernste) Versuch, ein deutsches Epos zu schreiben, das überdies auch noch beweisen soll, dass die Dichtkunst ursprünglich deutsch ist und von den anderen Völkern, die sich jetzt damit schmücken, lediglich gestohlen wurde.

Folglich verklingt hier zwar das *Trara*, aber das Dichten ist noch keinesfalls am Ende. Es wechselt lediglich Sprache und Gattung, um nochmals von Neuem zu beginnen und ein weiteres poetisches Supplement zu produzieren. Während in der *Pantagrueischen Vorsagung* ein Ursprungsmythos in einer pseudo-germanischen Ursprache besungen wurde, rumpelt die Sprache hier mit dem Glucktrara-Gedicht hinüber ins Griechische, um sich von dort mit den metrischen Formen der antiken Dichtung ihr eigenes *Erbgedicht* zu setzen.⁷¹⁶ Jeder der Texte im Ensemble des zweiten Kapitels lässt sich als jeweils anderer Versuch desselben Projektes verstehen: die Suche nach einem Ursprung für die eigene Produktivität. Der Titel des zweiten Kapitels stellt jedenfalls in Aussicht, dass man aus dem Präsentierten *die Oraculisch Tripodisch Poetisch ergeysterung ersehet*.⁷¹⁷ *Ergeysterung* (eine Ad-hoc-Bildung von Fischart) ist eine recht wörtliche Entsprechung für lat. *inspiratio*.⁷¹⁸ Für diese scheinen im zweiten Kapitel drei unterschiedliche Modelle vorgestellt und eingeübt zu werden: Die *Pantagrueische Vorsagung* überführt die historiographische Methode in die Dichtung und verschaltet (mindestens) fünf Überlieferungen zu einem höchst eigenwilligen Mythos in pseudo-germanischer Ursprache, der mit einem aus tausend Höhlen strömenden Süßfluss dem ganzen Roman einen wörtlich *grotesken* Ursprung setzt. Das Glucktrara hingegen setzt beim Modell ‚Echo‘ an und lässt den

⁷¹⁵ Ebd., S. 565.

⁷¹⁶ Ebd., S. 67: *Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen dunste/ Jn nemmen fom angesicht, Vns nemmen zum Erbgedicht.*

⁷¹⁷ Ebd., S. 57.

⁷¹⁸ Elsa Kammerer: Enthousiasme, fureur et ergeysterung. Une nouvelle hypothèse d'interprétation du ‚Glucktratrara‘ de Johann Fischart (1575–1590). In: *Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle)*. Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (*Travaux d'Humanisme et Renaissance*. 598), S. 349–366, hier: S. 366 kommt in ihrer Analyse zu dem Schluss, dass zumindest das zweite Kapitel „peut de ce point de vue être interprété comme l'expression réelle d'une ambition pour la langue poétique allemande [...]“.

Text in sich selbst nachhallen. Das Erbgedicht schließlich greift das tradierte Modell *imitatio* auf – und scheitert recht spektakulär in der Nachbildung des Hexameters.⁷¹⁹

7.3 Unter Zwergen begraben

Obwohl die ganze Welt bastardiert ist und alle Genealogien korrumpiert sind, wird Gargantuas Abstammung zu Beginn des ersten Kapitels als sicher verbürgt vorgestellt. Sein Geburtsregister kann, wie es zu Beginn heißt, *von staffel zu staffel vnd stigenweiß so gewiß auß dem Schiff Noe* hergeleitet werden. Das gründet, wie man nun erfährt, darauf, dass Gargantuas Abstammung kein Buchwissen zugrunde liegt, sondern sich vermeintlich auf archäologische Fakten stützen kann. Der *Stamm* wurde nämlich bei Grabungsarbeiten entdeckt:

Vnser Pantagruels Noachischer Stamm aber, der auß dem Seethurn Saturni herkommet, ist eben so wunderlich als des Henrich von Soliaco König Arturs Grab gefunden worden, oder die Koccayschen, durch Jan Audeau [...]. Dann als der König Wasso von Wäsel [...] die Statt Augst, durch die Allemannen zerstört, wider auffbawen, vnnd nach seim Namen Wasle nennen wolte: auch deßhalben das Fundament, oder, wie der Bauer sagt, das vnten am End, ergraben liesse: da geriechten seine Pickler, Karsthansen, Schantzgräber vnnd Scheuffler auff eyne Kupfferen boden: dessen breite noch lenge sie ein gantz Jar nicht erbickelen mochten [...]. Sie hetten auch wol jhr lebtage daran geschickelet vnd gebickelet, vnd weren doch darmit nit fertig worden: dieweil dieser kupffern Todenkasten zu den vier Eckmören reichete: vnd weit weit das hundertkläffterig Grab des fünfftausentjährigen Macroseir bei Athen vbertrafe: Sintemal das Haupt daruon zwischen Mörselien inn Bruchwalen vnnd Gânua im Lugerland lage: die Achssel aber im Rauhen Rachen bei Augst, da diese Grundfaher Gruben: der Bauch vnter dem Eychelsteyn zu Mentz, da die Beut von den schnäbeligen Armen Gecken soll stecken. Sein latz streckt sich biß gehn Köln vnter das Kloster zu den schwartzen Schwestern: Sein fuß badet er im verfallenen Schloß Katwick gegen Engelland vber [...]. Mit der lincken Hand tâtchelet vnd wâtschelet er im Mörport bei der Rostigen Roßschellen, inn Zeltwahlen oder Santwohnerland, darvor etwann die Kûhschellen lagen. Sein Rechte aber ist durch ein Erdbibem etwas verruckt worden, als Atlas die Erdkugel auff die ander Achssel wolt abwechseln [...].⁷²⁰

Der Erzählkommentar zu Beginn macht mit den *Koccayschen* Gräbern darauf aufmerksam, dass hier gerade selbst emsig gedichtet wird. Denn damit wird erneut auf Merlin Coccai (Teofilo Folengo) angespielt, dessen *Baldus* eine ähnlich spektakuläre

⁷¹⁹ Vgl. die luzide Interpretation von Kellner, *Apologie der deutschen Sprache*, S. 401–411.

⁷²⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 51f.

Rahmenerzählung mit Grabfund kennt. Nicht nur die Markierung literarischer Tradition legt es nahe, den Fund des Grabes und der darin liegenden Chronik als ähnliche Mise-en-abyrne-Konstruktion zu deuten. Auch der Umstand, dass es sich hier bereits um das zweite Grab handelt, von dem im Text berichtet wird, legt eine solche allegorische Deutung nahe. In der Widmungsvorrede wurde ein Epitaph präsentiert, das auf Rabelais' Grab stehen soll. Darin wird Rabelais' Neigung zum Wein poetisch zuge-spitzt: Wenn aus Totem und Verfaulendem *etwas anders werden* könne, dann würde aus dem Magen, den Kutteln und – irritierenderweise – auch aus den Ovarien des Autors eine Weinrebe wachsen.⁷²¹ Ferner habe Rabelais so viel getrunken, dass *sein Leib vnd Dárm durchweint* waren, was ihn so konserviert habe, dass *Rabeles Nam vnd Wesen / Nimmer verfaulen nit*.⁷²² Am Grab zeigt sich Rabelais' Fortbestehen ferner an einem Wunder: *diß Grab weinlet stât* und mache die Besucher betrunken.⁷²³ Zwischen beiden Gräbern, dem von Rabelais und dem Riesen-Grab, gibt es auffällige Entsprechungen. Beim Öffnen des Riesen-Grabes hagelt es, wie im ersten Kapitel erzählt wird, beispielsweise Weinstein – auch dieses Grab *weinlet* also noch immer. Weinstein entsteht ferner durch Gärung, was die Morphologie der gärend-produktiven Verwesung aufgreift, die in Rabelais' Epitaph entworfen wird (wie *[die] Maden auß den faulen Käsen* kann das Verwesen *ander wesen gestalten*).⁷²⁴ Schließlich wird auch im Riesen-Grab ein Epitaph gefunden, das ausgerechnet auf einem Trinkbecher steht und eine makkaronische Verschränkung von lat. *bibere*, dt. *Weinbeere*, lat. *vivere* und dt. *leben* vollzieht. Es lässt sich folglich als eine stark verkürzte Zusammenfassung von Rabelais' Grabgedicht lesen, das dessen beide Kernbegriffe Leben und Trinken chiasmisch miteinander verschränkt – und zwar in dem weinseligen Zustand entdifferenzierten Sprechens, der im Prolog zur Grundlage der Dichtung erklärt wurde. Auf ein solches sich seiner Tradition bewusstes Nachlallen ließe sich auch die Deutung beziehen, die im Erzählkommentar erfolgt: *Diß war sein Hieroglyphisch Grabschrift, so nit alleyn sein wesen anzeyget, sondern auch bedeitet, wie die lebhaftten Weinbören vnd das lieb Weinelen mit der zeit von dem Ort an, den Rhein oder Weinstram hinab solt also fort wachsen*.⁷²⁵ Hier wird wieder eine Weinrebe imaginiert, die aber nicht nur aus Rabelais' Grab, sondern *den Rhein oder Weinstram hinab* wachsen soll, was eine Tradierung in den Oberrheinischen Raum vorstellt.

Liest man den Grabfund im ersten Kapitel als narrative Entfaltung von Rabelais' Epitaph, scheint hier auch der Bezug zur Vorlage imaginiert zu werden. Nicht ganz

721 Ebd., S. 9. Zur Deutung vgl. Trösch, *Wilde Semiose*, S. 188–189, wo argumentiert wird, dass mit den Eierstöcken die Vorlage als passives Material markiert werde, gegenüber dem sich das (traditionell männlich konnotierte) Formprinzip von Fischarts Text abheben lasse.

722 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 11.

723 Ebd.

724 Ebd., S. 9.

725 Ebd., S. 53.

klar wird allerdings, wie dieser Bezug genau zu verstehen wäre: Steht der verwesende Körper, wie jüngst Trösch vorgeschlagen hat, für das durch Gärung seiner Eigenschaften entleerte Ausgangsmaterial der Vorlage, das poetisch transformiert werden kann?⁷²⁶ Oder ist die aus dem verwesenden Körper erwachsende Weinrebe mit ihrer vitalistischen Bildlichkeit als Medium der Inspiration zu verstehen, das wie der Wein, der die Grabbesucher noch immer trunken macht, von der Vorlage in den sie aneignenden Text übergeht? Oder wird hier eine dichterische Verlebendigung der in der Allegorie ja als selbst in der Zersetzung noch überraschend vital imaginierten Vorlage ins Bild gesetzt (der Riesen-Urahn traktiert bspw. selbst im Tod noch mit seiner Männlichkeit ein Nonnenkloster)? Was mir zentral scheint, ist die übergeordnete Beobachtung, dass in der Allegorie – wie auch immer man sie genau deutet – über ein Verhältnis zwischen Vorlage und Text nachgedacht wird, das nicht auf einer linearen Abstammung beruht, sondern mit den Bildern des Zersetzens und Wachsens jene Vorstellungen von Zirkularität wieder aufgreift, die zu Beginn des ersten Kapitels verhandelt werden. Auch die Supplementarität erhält ihre prägnante Reflexionsfigur im Parasiten, den Maden, die in Rabelais' Epitaph aus der verfaulenden Materie wachsen, und dem ganzen Ungeziefer, welches das Buch zerfressen hat, das im Riesen-Grab gefunden wird.⁷²⁷

Die Schilderung des Grabfundes evoziert aber noch ganz andere allegorische Sinnbezüge. Die Idee eines subterranean Gigantenkörpers hat nicht nur Vorläufer in der Mythologie,⁷²⁸ sondern stellt auch ein groteskes Echo der personifizierten Europakarten des 16. Jahrhunderts dar, auf denen die europäischen Gebiete die Figur einer Königin (*Europa regina*) formen.⁷²⁹ Besonders nahe an der Fischart'schen Gigantographie liegt die allegorische Erzählung vom Riesen „Christian Groß India“, die sich in

726 Trösch, Wildes Übersetzen, S. 198 deutet die Stelle als Allegorie des Übersetzens. Die Vorlage werde durch Verwesung zum „Nullzustand des Textes“ zersetzt, was dem alchemistischen Prozess der *putrefactio* entspricht; „die von allen Eigenschaften entledigte *materia prima*“ bildet das Material für die produktiven Transformationen des Übersetzungstextes.

727 Vgl. Bernhard Siegert: Parasit. In: Handbuch Literatur & Ökonomie. Hrsg. von Joseph Vogl, Burkhardt Wolf. Berlin/Boston 2019 (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie. 8), S. 227–230, hier: S. 227: „Diese nicht-reziproke Ökonomie [des Parasiten] ist zugleich mit verantwortlich dafür, dass der Parasit zur Figur des Unselbständigen kat'exochen werden konnte, zur Figur des Supplements, des Nicht-Ursprünglichen, des Uneigentlichen“.

728 Vgl. etwa den Titan Typhon, der laut dem Mythos von Zeus unter Sizilien begraben wurde und dessen subterrane Bewegungen eine mythische Ätiologie für den Vulkanismus liefern, vgl. Lutz Käppl: Art. Typhoeus, Typhon. In: Hubert Cancik, Helmuth Schneider, Manfred Landfester: Der Neue Pauly. Bd. 12/1. Stuttgart 2002, S. 943–944.

729 Vgl. hierzu den Überblick von Wolfgang Schmal: Europa – die weibliche Form. In: L'Homme 11,2 (2000), S. 211–233.

Laux Lerchers *Neuwe Zeitung vom großen Mann* (um 1547) findet.⁷³⁰ Bei Lercher wird der Riesenkörper auf eine Weise in die Topographie projiziert, die Fischarts Riesen geradezu bescheiden dimensioniert wirken lässt. Nicht nur Kopf, Achsel, Bauch, Hände und Füße finden bei Lercher ihre Entsprechung auf der Landkarte, sondern etwa auch die Augenbrauen (*lenger dann der thurn zu Wien*), die Nasenlöcher (*eins als groß wie das Hertzogthumb Luthringen*) oder das Gemächt (*als groß wie dz Hertzogthumb Sachsen*).⁷³¹ Bei Fischart stellt sich die Frage, wofür der unter ganz Europa liegende Riesen-Sarg genau stehen soll. Blickt man auf die einzelnen Markierungen in der frühneuzeitlichen Topographie, dann fällt auf, dass der Sarg *unter* einer auffällig römisch konnotierten Fläche liegt. Zum einen befinden sich bis auf die ins Pinzgau verrückte Hand alle Körperteile nicht nur unter römischen Siedlungen, sondern ebenso unter zentralen Knotenpunkten des römischen Straßen- und Handelsnetzes.⁷³² Auch die verrückte Hand streckt sich *durch das Kropffreich Pintzgau hinauß* und müsste eigentlich, insofern der Sarg wirklich *zu den vier Eckmören* reichte, beim Schwarzen Meer zu liegen kommen. Damit einher geht, dass auffällig viele römische Monumente über dem Sarg anzutreffen sind: das verfallene Schloss in Katwijk bezieht sich auf die dort 1520 bei einem Sturm freigelegten Ruinen des römischen Kastells Lugdunum, das an der Mündung des alten Rheins in die Nordsee stand. Die Achsel liegt unter den Ruinen von *Augusta Raurica* (heute: Augst) und der Bauch unter dem Drususstein in Mainz. Das impliziert allerdings, dass der Urahn des Riesen-Geschlechts selbst aus vorrömischer Zeit stammt, liegt sein Körper doch eine archäologische Schicht tiefer als die Denkmäler des römischen Imperiums.

Die Ausgrabung erfolgt ferner, so wird erzählt, in Augst – also ausgerechnet dort, wo die allegorisch signalkräftige Schulter des Riesen liegt (*achsel* bezeichnet im Frnhd. auch die Schulterpartie). Kaminski sieht darin eine Anspielung auf das von Bernhard von Chartres überlieferte Gleichnis der Zwerge, die sich auf die Schultern eines Riesen stellen.⁷³³ Wenn man bedenkt, dass das Gleichnis traditionell dazu herangezogen wurde, um den Anschluss an Errungenschaften der griechischen und römischen Kultur ins Bild zu setzen, scheint mit der quasi-archäologischen Ausgrabung des Riesen nicht nur ein „radikal-historischer“ Zugriff auf die Vergangenheit ins

⁷³⁰ Darin wird erzählt, wie der Riese Christian die Jungfrau Europa heiratet. Ihre Kinder (12 Riesen, 12 Helden und 6 Jungfrauen) personifizieren die europäischen Länder, vgl. dazu Nicolas Detering: Europa und der Riese. Der groteske Körper des Kontinents im humanistischen Europadiskurs: Laux Lerchers ‚Neuwe Zeitung vom großen Mann‘ (1546). In: Archiv für Kulturgeschichte 101,2 (2019), S. 377–400.

⁷³¹ Laux Lercher: *Newe Zeitung vom großen Mann/ wie des Königs auß portugals Schiffleut eynen grossen mann haben zu wegen bracht/ heißt Christian groß India [...]*. [s. l. s. n., ca. 1547], fol. Aij^{r-v}.

⁷³² Vgl. die vom OmnesViae-Projekt digitalisierte Rekonstruktion einer römischen Straßenkarte um 300 n. Chr. (Grundlage der Rekonstruktion ist die Peutingersche Tafel), OmnesViae, <https://www.omnesviae.org> [Zugriff 01.01.24].

⁷³³ Vgl. Kaminski, *Gigantographie*, S. 273–304.

Bild gesetzt zu werden,⁷³⁴ sondern es wird dabei auch ein ganz anderes Narrativ konstruiert. Denn mit dem Riesenkörper, der bei Fischart eine Schicht tiefer zu liegen kommt, wird auch die *maiestas antiquitatis*, für die der Riese im Gleichnis steht, bei einer früheren Zeitstufe angesetzt. Das wiese der römischen Kulturschicht, deren Denkmäler auf der *achsel* liegen, den Platz von Zwergen zu. Liest man den Bericht der Ausgrabung und das zweite Kapitel vor der Folie dieses Gleichnisses, zeigt sich darin eine historischer Rückbezug, dem es nicht darum bestellt ist, sich auf die Schultern eines Riesen zu stellen, sondern darum, den Riesen erst einmal unter dem ‚Schutt‘ der römischen Kultur auszugraben, um damit überhaupt die Bedingungen für ein produktives Ansetzen zu ermöglichen. Die frnhd. *achsel*, die innerhalb der entworfenen Fiktion den Zugriffspunkt auf den Riesen darstellt, bezeichnet überdies auch eine Ast- oder Zweigansatzstelle.⁷³⁵ Mit der Achsel in Augst ist in diesem Sinne auch diejenige Stelle genau bezeichnet, bei der an einem Stamm (es handelt sich beim Fund angeblich ja um *Pantagruels Noachischen Stamm*) etwas angesetzt wird. Dabei handelt es sich allerdings gerade nicht um eine historische Rekonstruktion, sondern um eine poetische Aufpfropfung – es wird nämlich demonstrativ gefälscht.

7.4 Das letzte Wort zum Anfang? Satirischer Schlusstrich

Wenn der Gegenstand, von dem erzählt werden soll, das latente Substrat des sich zwischen ‚vier Eckmeeren‘ erstreckenden europäischen Kontinents darstellt,⁷³⁶ wird das Erzählen als archäologisch-rekonstruierender Akt imaginiert. Für diese eigenwillige Rekonstruktion wird auf Praktiken zurückgegriffen, die sich auch in der Historiographie der Zeit finden. Die im Grab gefundenen Schriftartefakte werden, wie in diesem Kapitel gezeigt wird, nicht nur auf den brisanten Diskurs zur Frage nach dem Ursprung der Sprachen und Völker scharf gestellt, sondern regelrecht als dessen *summa summarum* und abschließende Klärung gerahmt: als *Supplement supplementi Chroniconum*.⁷³⁷ Der Roman zieht damit einen satirischen Schlusstrich und überantwortet das Konstruieren von Ursprüngen der Dichtung.

Der Riesen-Urahn wird in Augst ausgegraben. Im handschriftlichen *Buchli der hundert Capiteln* (zw. 1498 und 1510 entstanden), dessen Verfasser in der Forschung ‚Oberrheinischer Revolutionär‘ genannt wird, findet sich ein ausgesprochen interes-

734 Ebd., S. 286.

735 Vgl. Lemma ‚achsel‘ im FWB-online, <https://fwb-online.de/lemma/achsel.s.1f> [Zugriff: 01.12.24].

736 Vgl. Johannes Stumpf: *Schwyzer Chronica: auss der grossen in ein handbüchle zusammen gezogen* [...]. Zürich: C. Froschauer, 1554, fol. aiii^r: *Europa der dritte vnd kleiner teil deß Erdtrichs [...] stoßt gegen Aufgang auff Asiam [...] an das Euvinisch Meer* [in der großen Chronik auch das „Helspontisch Meer“ genannt]. *Gegen Mittag auff Aphricam/ berürt es das Mittelmeer. Gegen Nidergang endet es am Hispanischen Hochmeer. Vnd auff Mitternacht am grossen Oceano, genannt das Mitternächting Meer.*

737 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 460.

santer Geschichtsentwurf.⁷³⁸ Der Oberrheiner, dessen Wirkungsgeschichte sich im 16. Jahrhundert wohl über gelehrte Netzwerke zwischen Basel und Straßburg erstreckte,⁷³⁹ gibt nämlich an, dass Augst – im *hertz europe* – von niemand anderem als von Japhet, dem Sohn Noahs, gegründet worden sei: *Iaphet zucht mit sinen sonen in europa vnd buwet augustam, das ist ietz basel, ein stat vff dem rin. Darumb <zwischen> bingen vnd basel, genant elsas, das ist das hertz europe.*⁷⁴⁰ Dass die Deutschen von den Noachiden abstammen, ist ein gängiges Geschichtskonstrukt, auf das auch bei Fischart Bezug genommen wird (etwa, wenn lakonisch festgestellt wird, dass *gantze Postillen* von Völkern von *Noe Kasten auß vorhanden* seien).⁷⁴¹ In der Zeit, etwa bei Heinrich Bebel, Franciscus Irenicus oder Conrad Peutinger,⁷⁴² wird für solche Konstrukte ein Ahnherr namens *Tuisco*, von dem Tacitus in seiner *Germania* berichtet, an den Anfang gestellt, weil Annius von Viterbo (Giovanni Nanni) Tuisco in seinen breit rezipierten *Antiquitatum variarum volumina XVII* (1498) zum Noachiden erklärte. Im näheren historischen Kontext der *Geschichtklitterung* bezeugen Michael Holtzwards *Eikones veteris Germaniae heroum*, 1573 bei Jobin erschienen, diese Ahnenreihe. Die bebilderte Reihe der zwölf ersten deutschen Helden beruft sich auf Wolfgang Lazius' *De Migratione Gentium* und erhebt Tuisco zum *pater Germanorum omnium*.⁷⁴³ Tuisco habe, wie in der Bildbeschreibung steht, die Sprache vor der babylonischen Sprach-

⁷³⁸ Das Buchli der hundert Capiteln scheint auf den ersten Blick hochgradig spekulativ und dadurch eher am Rande des historiographischen Diskurses der Zeit anzusiedeln zu sein. Dem ist, wie Frank L. Borchard argumentiert, aber nicht so, vgl. ders.: *German Antiquity in Renaissance Myth*. Baltimore/London 1971, S. 119: „While it is difficult to distinguish between imagination and gall in his outrageous assertions, they do have a great deal in common with the older and similarly preposterous historical writing for popular consumption. The differences between story and history, as we have seen at length, were not quite fully developed in the popular tradition. Even northern humanism left something to be desired in this regard, and the Anonymous is not all that remote from his humanist equivalents“. Vgl. zum Buchli der hundert Capiteln auch Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 398–399.

⁷³⁹ Vgl. Anonym: *Der Oberrheinische Revolutionär. das buchli der hundert capiteln mit XXXX statuten*. Hrsg. von Klaus H. Lauterbach. Hannover 2009 (MGH Staatsschriften. 7), fol. 33f.; wegen des Lokalpatriotismus, der das Elsass zum *hertz europe* erhebt, irritiert es, dass Augst und Basel durchgängig gleichgesetzt werden.

⁷⁴⁰ Ebd.

⁷⁴¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 43.

⁷⁴² Seltener werden Japhets Sohn Gomer (etwa bei Melanchthon) oder sein Enkel Aschkenaz (so bei Aventin) zu Ahnherren der Deutschen erhoben, vgl. den Überblick über die verschiedenen ‚deutschen‘ Geschichtskonstrukte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Arno Borst: *Der Turmbau zu Babel*. Bd. 3 von 4. Stuttgart 1960, S. 1056–1080. Vgl. dazu auch Herfried Münkler, Hans Grünberger: *Origo et Vetustas*. In: *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller: Italien und Deutschland*. Hrsg. von Herfried Münkler, Hans Grünberger, Kathrin Mayer. Berlin 1998 (Politische Ideen. 8), S. 249–262.

⁷⁴³ Vgl. Holtzwardt, *Eikones cum brevissimis descriptionibus*, 1573, fol. Aiiiij^r. Die *Eikones* finden sich 1581 mit einer von Fischart verfassten *Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen* als Anhang zu Holtzwards *Emblematum Tyrocinia*. Vgl. hierzu Brockstieger, *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste*, S. 34–42.

verwirrung in den deutschsprachigen Raum eingeführt. Dass Japhet beim Oberrheiner direkt zum Stammvater der Deutschen erklärt wird, zielt auf eine ähnliche Sprachursprungs konstruktion, mit der das Deutsche als adamtische Sprache ausgewiesen werden soll. Wichtig für solche Konstrukte ist, dass der Noachiden-Sprössling, der als Stammvater angesetzt wird, vor der babylonischen Sprachverwirrung nach Europa gelangt war, damit er die adamtische Sprache ‚unverwirrt‘ überführen konnte.⁷⁴⁴ So ist Japhet beim Oberrheiner tatsächlich nicht nur der Stammvater der Deutschen, sondern das Deutsche überdies die adamtische Sprache. Und dieser Japhet liegt laut dem Oberrheiner in genau der Gegend um Augst begraben, wo auch bei Fischart gegraben wird: *Von ougst vnder dem rhin <got> ein weg gon instein. Zû instein liegt Jiaphet begraben.*⁷⁴⁵ Beim Oberrheiner findet man bei Augst einen Weg, der zu Japhets Grab führt. Dass bei Fischart ausgerechnet in Augst das Grab eines Urahns ausgegraben wird, verschiebt die Frage nach der Abstammung des Protagonisten folglich auf das Gebiet kulturpatriotischer Ursprungs konstrukte. Ausgegraben wird in Augst zudem *das Fundament, oder, wie der Bauer sagt, das vnten am End.* Die hier als Bauernetymologie gerahmte Wendung ‚das Unten am Ende‘ ist vielleicht nicht nur vom Klangmaterial inspiriert, denn *Ende* ist laut einer Chronik der Zeit das Benennungsmotiv von Gomer, einem Sohn Japhets (der bspw. bei Melanchthon zum Urahn der Germanen erhoben wird).⁷⁴⁶ Wer unten am Ende – unter Gomer – gräbt, so könnte man spekulieren, müsste folglich auf Japhet stoßen.

Ein weiterer Bezugspunkt zum kulturpatriotischen Diskurs liegt in der gigantologischen Anlage der ganzen Ursprungs fiktion, denn in Augst wird ein Riese ausgegraben.⁷⁴⁷ Für die Verbindung von Noachiden und Riese, die in der *Geschichtklitterung* mit dem *Pantagruelisch Noachisch Stamm* behauptet wird, steht Annius Pate, der seinen chaldäischen Chronisten Berosus bezeugen lässt:

744 Vgl. Anonym, Der Oberrheinische Revolutionär, fol. 33^v–34^r: *Aber Jiaphet, der oberste kunstri chest, wie ob gemelt, zoch vff den rhin vnd buwet ougst, ietz basel hundert ior for dem turn babel. Daruff tusch in zwei vnd siebzig sprochen wart zerteilt, wan ieclicher meister mit sinem folck macht sunder sproch. Darus kan alman warlich verston, daß Adam ist ein tuscher man gewesen; darumb heissen wier tuschen in allen sprochen ‚almans‘, wan for der zerstörung was tusch almans sproch. Als dan di bibel clarlich dar dütt, Noe mitt sinen sonen kinderen hatte nur ein sproch, als der text ‚et erant omnes in archa vnus labie‘, das ist ein sprochs Adams, wan kein verenderung ist gewesen fur der sunt flus: der sproch, den Adam sproch, das ist almantz sproch, darumb die tuschen hiessen in latin almani.*

745 Ebd., fol. 40^v.

746 Vgl. Erpold Lindenbrog: *Chronica Von dem Scheutzlichen Kriege welchen die Cimbri mit dem Römischen Volcke gantzer Acht Jahr geführet [...]*. Hamburg: J. Wolff, 1589, fol. Aij^v: *Gomer heist Enden/ entweder das seine Nachkomende das ende halten/ oder zunehest am Ende sein/ oder aber das Ende werden bedencken: Denn in denen Landen viel seiner Leuthe/ die das ende besser als den anfang erwe gen.*

747 Zum Bezug des zweiten Kapitels auf Annius' *Antiquitates* vgl. auch Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 367–384 sowie Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 379–415.

Unter den Giganten war einer, der den Göttern ehrerbietiger war und klüger als alle anderen; er war der einzig übriggebliebene der guten Giganten in Syrien. Sein Name war Noah, und er hatte drei Söhne: Sem, Japhet und Ham, und sie alle hatten auch Frauen: Tytea die Große, Pandora, Noela und Noegla.⁷⁴⁸

Wie Walter Stephens ausgearbeitet hat, begründete Anniius' Ps.-Berosus eine Wende in der frühneuzeitlichen Gigantologie. Vormalig galten Riesen in der Theologie als grundböse Wesen und dienten damit vor allem als Alteritätskonstrukt. Indem Anniius Noah zu einem Riesen erklärt, werden diese positiv umbesetzt.⁷⁴⁹ Diese Umbesetzung war, wie Stephens ausführlich darlegt, eine wichtige Voraussetzung für Rabelais' Riesen-Konzept. Es erstaunt vor diesem Hintergrund nicht, dass auch bei Fischart gigantologische Fragen ausführlich reflektiert werden. In der *Geschichtklitterung* wird nicht nur mit dem *Pantagruelisch Noachisch Stamm* an Anniius' Gigantologie angeschlossen, sondern auch das dritte Kapitel behandelt gigantologische Fragen und zitiert gleich zu Beginn jene Schlüsselstelle der Vulgata (*gigantes autem erant super terram in diebus illis*, Gen. 6.4.),⁷⁵⁰ die die Grundlage der theologischen Gigantologie darstellt (vgl. Kap. 4.4.). Was in der *Geschichtklitterung* in Augst gefunden wird, scheint folglich nicht weniger als das Grab des Stammvaters der germanischen Völker Europas zu sein. Wenn die Noachiden laut Berosus Riesen waren, und wenn Japhets Grab von Augst aus unterirdisch zugänglich ist, wie der Oberrheiner behauptet, dann ist die Ausgrabungsfiktion der *Geschichtklitterung* auch ein poetischer Beitrag zu der Hauptaufgabe der *Germania illustrata*, „die wahre Historie der Deutschen zu schreiben, die ihnen endlich den gebührenden Platz in der Geschichte“ verschafft.⁷⁵¹ Der Beitrag ist zwar höchst eigenwillig, schließt aber durchaus an Imaginationen der Diskurse der Zeit an. Die grotesk überproportionierte Ausdehnung des Grabes lässt sich beispielsweise als Inszenierung der *Germania Magna* lesbar, wie sie Johannes Aventinus in seiner *Bayrischen Chronik* (1520) festhält: „alle Land und Gegend von dem Rhein bis an den Wasserflusz Dann oder Klein Donaw, so in dem Mosquitischen

⁷⁴⁸ Ich zitiere hier die Übersetzung von Thomas Lehr: Was nach der Sintflut wirklich geschah. Die „Antiquitates“ des Anniius von Viterbo und ihre Rezeption in Deutschland im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M. [u. a.] 2012, S. 70. Vgl. die lateinische Stelle bei Giovanni Nanni: *Commentaria fratris Ioannis Annii Viterbensis ordinis praedicatorum Theologiae professoris super opera diuersorum auctorum de Antiquitatibus [...]*. Rom [s. n.] 1498, fol. O 2^v: *Unus inter gygantes erat qui deorum veneratior et prudentior cunctis, reliquis et probis erat in Syria. Huic nomen erat Noa, cum tribus filiis, Samo, Iapetho et Chem, et uxoribus Tytea magna, Pandora, Noela et Noegla.*

⁷⁴⁹ Vgl. dazu Walter Stephens: *Giants in those Days. Folklore, Ancient History and Nationalism*. Lincoln 1989; ders.: *De Historia Gigantum. Theological Anthropology before Rabelais*. In: *Traditio* 40 (1984), S. 43–89.

⁷⁵⁰ Vgl. Gen. 6,4, zitiert nach Hieronymus, *Biblia Sacra Vulgata*, Bd. 1, S. 40.

⁷⁵¹ Vgl. Ulrich Muhlack: *Das Projekt der Germania illustrata. Ein Paradigma der Diffusion des Humanismus?* In: *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*. Hrsg. von Johannes Helmrath, Ulrich Muhlack, Gerrit Walther. Göttingen 2002, S. 142–158, hier: S. 154.

Hertzogthumb entspricht, durch die Catey rinneth und Asiam von Europa theilet. Dieses Land heißen die Alten Groß Germanien.“⁷⁵²

Annius *Antiquitatum variarum volumina XVII* stehen aber vor allem Modell für die Art und Weise, wie die Riesen-Genealogie bei Fischart in den ersten beiden Kapiteln hergeleitet, begründet und präsentiert wird. Annius hat seine Chroniken nämlich selbst verfasst und damit die wohl einflussreichste Fälschung der Renaissance in den historiographischen Diskurs eingespeist. Das gigantische Grab bei Fischart zeigt sich vor diesem Hintergrund als Parodie eines Sensationsfundes ‚Annianischer‘ Dimension. Die Beschreibung des Grabes macht nämlich nochmals deutlich, dass die Ausgrabungsgeschichte das Fälschen solcher Sensationsfunde parodiert:

Letzlich fanden sie auff dem jnnern Sarck ein woltischponierten Hofbecher eingegraben, da rüffet der vorig Sigerist, fort, fort, da wollen wir bald die abgehawen zwen finger vber dem Kelch finden, Als sie sich nun nicht saumten, vnd tapffer hinweg raumten, da fanden sie mit Cimbri-schen, Scythischen, Tracischen, Phrygischen vnnnd Hetrurischen alten Buchstaben darumb geschriben, *HIC BIBERE, HI VVINBERE: HIC LIBERE, HI LEBERE: HIC VVINVVITVR, SIC VIVITVR*: vnd da vnten dran, hie ist nit *aliud viuere, dan bibere: O Liber Pater fache hi liberè leberè bibere vivere*. Diß war sein Hieroglyphisch Grabschrift, so nit alleyn sein wesen anzeyget, sondern auch bedeitet, wie die lebhaften Weinbören vnd das lieb Weinelen mit der zeit von dem Ort an, den Rhein oder Weinstram hinab solt also fort wachssen.⁷⁵³

Als Erstes werden ein Trinkpokal (*hofbecher*) und ein Epitaph gefunden, das aus den Buchstaben von Alphabeten alter Völker bestehen soll, von denen teilweise gar keine schriftlichen Zeugnisse überliefert sind. Als Zeitmarker evozieren sie eine vorrömische Vorzeit – ungefähr die Zeit des Trojanischen Kriegs – zur Datierung der Grabinschrift. Das ist ebender Zeitraum, auf den auch die unterschiedlichen *Translatio*-Konstrukte der Zeit zielen. Im *Hetrurischen* scheint eine weitere Spitze gegen Annius zu stecken, denn dieser fälschte nicht nur antike Chroniken, sondern auch vermeintlich etruskische Inschriften in der Umgebung von Viterbo, die sein Geschichtskonstrukt faktisch belegen sollten.⁷⁵⁴ Zu den bedeutsamen humanistischen Inschriften-Fälschern gehörte ferner Wolfgang Lazius, der in seinen *De gentium aliquot migrationibus* Annius' *Antiquitates* breit rezipiert.⁷⁵⁵ Fischart hat sich mit Lazius' Geschichte der Völkerwanderung eingehend auseinandergesetzt, geplant war wohl sogar deren Übersetzung ins Deutsche

752 Johannes Aventin: *Chronica*, darinn nicht allein deß gar alten Hauß Bayern, Keyser, Könige [...]. Frankfurt a. M.: J. und S. Feyerabendt, 1580, fol. 12^{r-v}.

753 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 53.

754 Vgl. dazu Roberto Weiss: *An Unknown Epigraphic Tract by Annius of Viterbo*. In: *Italian Studies presented to E. R. Vincent*. Hrsg. von C. P. Brand, Kenelm Foster, Uberto Limentani. Cambridge 1962, S. 101–120.

755 Vgl. Ekkehard Weber: *Fake Ancient Roman Inscriptions and the Case of Wolfgang Lazius (1514–1565)*. In: *Fakes and Forgeries of Written Artefacts from Ancient Mesopotamia to Modern China*. Hrsg. von Cécile Michel, Michael Friedrich. Berlin/Boston 2020 (*Studies in Manuscript Cultures*. 20), S. 101–122, hier: S. 118: „Like most of the humanists of his time, he [Wolfgang Lazius, Anm. K.K.] was convin-

(es sind Fragmente eines Manuskripts aus Fischarts Hand überliefert, worauf Stellen markiert sind, wo für den Druck noch Bildmaterial eingefügt werden sollte). In *De gentium aliquot migrationibus* werden immer wieder Inschriften als Faksimile-Abdruck präsentiert, um die historischen Konstruktionen zu begründen.⁷⁵⁶ Das spektakulärste Beispiel findet sich gleich im ersten Kapitel, wo Lazius mit uralten hebräischen Inschriften und einem Riesen-Grab, das in der Nähe von Wien gefunden worden sei, die These untermauern möchte, dass Noachs Nachkommen zuerst in Pannonien (hist. Gegend zwischen Wienerwald und Westungarn) siedelten. Bei Arbeiten an der Befestigungsanlage Wiens stieß man, so erzählt Lazius, auf gewaltige Steinblöcke und riesige Knochen. In die Steine seien ferner sehr alte Jahreszahlen und hebräische Inschriften geschrieben worden. Die älteste Inschrift bedeute *Mordachi de genere gigantum vir magnus anno a creatione mundi bismellesimo, quingentesimo et sexagesimo* („Mardachai aus dem Geschlecht der Giganten, ein bedeutender Mann, im Jahr 2560 seit der Erschaffung der Welt“).⁷⁵⁷

Dass das fingierte Epitaph im ersten Kapitel auf genau solche Fälschungen verweist, zeigt sich daran, dass sein prekärer historischer Status deutlich markiert wird. Denn nicht nur gibt es von den genannten antiken Völkern größtenteils keine schriftlichen Zeugnisse, sondern der Text präsentiert eine makkaronische deutsch-lateinische Sprache in konventionellen Schrifttypen: einer Antiqua, die in Großbuchstaben und mit spitzem „u“ der ‚Capitalis monumentalıs‘, also einer *römischen* und nicht etwa einer etruskischen oder kimbrischen Schrift, nachempfunden ist: *HIC BIBERE, HI VVINBERE: HIC LIBERE, HI LEBERE: HIC VVINVVITVR, SIC VIVITVR*. Die Inschrift lässt Leben und Trinken förmlich ineinander verfließen (man könnte sie vielleicht übersetzen mit: ‚Hier trinken, hier Trauben, hier erlauben, hier die Leber [der Sitz des Durstes!]: wird hier Wein getrunken, so wird gelebt.‘). Darunter findet sich ein makkaronischer Gottesanruf, der die Verschränkung von Leben und Trinken noch einmal chiastisch wiederholt: *O Liber Pater fach hi liberè leberè bibere vivere*.

Das Ganze wird im Erzählkommentar als *hieroglyphisch* gedeutet, womit sich eine andere Fälschung mit in den Text einschreibt. Unter Hieroglyphen werden im 16. Jahrhundert ganz unterschiedliche Dinge verstanden (Embleme, Heraldik, antike Mythologie und Symbolik usw.). Hier meint *hieroglyphisch* wohl, dass mit dem Hofbecher und

ced that inscriptions – original texts from Antiquity – were reliable documentation that helped to prove various historical facts. This was felt to be much more important than literary tradition, especially if the latter did not shed enough light on a matter. So obviously, he felt he had to forge an inscription if a suitable one did not happen to be readily available“. Für den Hinweis auf Lazius' Epitaph-Imaginationen danke ich Oliver Grütter.

⁷⁵⁶ Solche Inschriften, *quae nostram coniecturam non inepte confirmare videtur*, sind bei Lazius mehrfach anzutreffen, vgl. Wolfgang Lazius: *De gentium aliquot migrationibus* [...]. Basel: J. Oporin, 1557, hier: S. 69, vgl. auch ebd., S. 151, S. 177, S. 178.

⁷⁵⁷ Ebd., S. 23 findet sich die Abbildung der hebräischen Inschriften, und ebd., S. 20–21 die lat. Übersetzung und Deutung der Inschriften; die Schilderung der Ausgrabung findet sich ebd., S. 16.

der Inschrift das wahre Wesen des Riesen-Urahns ins Bild gesetzt wird.⁷⁵⁸ Amüsant ist vor diesem Hintergrund, dass an dieser Stelle bereits die Figur des *Sigerist* auf eine hieroglyphische Deutung aufmerksam macht, indem sie zur Suche nach den *abgehauewen zwen finger vber dem Kelch* aufruft. In Ps.-Horapollons *Hieroglyphica* (die wirkmächtigste Quelle der frühneuzeitlichen Hieroglyphik) wimmelt es von abgetrennten Körperteilen, die auf den Darstellungen oft in der Landschaft schweben (Füße, Zungen, Augen, Finger).⁷⁵⁹ Fischarts Sigrist zitiert daher den ikonischen Code der *Hieroglyphica*, womit sich seine Aufforderung als Signal dafür lesen lässt, dass mit dem Arrangement von Kelch, Inschrift und Deutung ein komisches Hieroglyphen-Pastiche vorgelegt wird. Darüber, wie eng der Bezug zur *Hieroglyphica* ist, lässt sich spekulieren: Bei Ps.-Horapollon findet sich tatsächlich eine Hieroglyphe mit zwei abgehaue- nen Fingern, auf die sieben Buchstaben gemalt sind.⁷⁶⁰ Die Hieroglyphe ist ausgesprochen mehrdeutig und kann Unwissenheit (*inexpertum*), Muse (*musa*) oder Schicksal (*fatum*) bedeuten. Lässt man nun bei Fischarts Inschrift aus *alten Buchstaben* die Füllpartikel (*hi*, *hic* und *sic*) weg, besteht der erste Teil der Inschrift aus anagrammatischen Kombinationen von genau sieben Buchstaben (B, I, E, R, V, N, L – *BIBERE*, *VVINBERE*, *LIBERE*, *LEBERE*). Wer eine solche Anspielung im Hieroglyphen-Pastiche des Textes sieht, ist allerdings vor dasselbe Deutungsproblem gestellt, das die zwei abgehackten Finger bei Ps.-Horapollon bereiten. Kelch und Inschrift deuten ebenso auf eine Fehlanwendung (*inexpertum*) wie poetische Aneignung (*musa*) des hieroglyphischen Codes hin und setzen überdies, folgt man der Deutung des Erzählkommentars, das Schicksal (*fatum*) des Weins ins Bild (*sondern bedeitet, wie die lebhaften Weinbö- ren [...] solt also fort wachssen*.⁷⁶¹).

Die Stelle ahmt aber nicht nur historiographische Praktiken nach, sondern zieht daraus auch poetische Konsequenzen. Wie ich oben (vgl. Kap. 3) argumentiert habe, reflektiert der Roman seinen formativen Zug als Literarisierung einer ‚barbarischen‘ Sprache. Das Lallen der Betrunknen und das Babbeln von Kindern wird aufs Engste mit einer rundum ermächtigten poetischen Sprachfähigkeit verknüpft und aufgewertet. Der Wein dient folglich auch als Mittel, um auf künstlichem Weg die Sprache in einen formbaren Rohzustand zurückzustufen – mit dem Ziel, dieses *MutterLallen* dann im Textverlauf zu formen. Die Inschrift verweist hier ebenso durch die chiastische Verschränkung von Saufen und Leben wie durch die Makkaronismen und Laut-

758 Auch Tobias Bulang sieht die Grabinschrift als „poetischen Kommentar“ auf den hieroglyphischen Bilddiskurs der Zeit, weil der Kelch und die beiden Inschriften eine emblematische Struktur (Motto, Bild und *subscriptio*) anzitieren, vgl. ders., Enzyklopädische Dichtungen, S. 424f.

759 Abgetrennte Körperteile finden sich auf den Emblemen auf S. 45, S. 83, S. 90 u. S. 100; abgetrennte Finger auf S. 103 u. S. 110 in Ps.-Horapollo: [Hieroglyphica] Ori Apollinis Niliaci, de sacris notis & sculpturis libri duo [...]. Paris: J. Kerver, 1551.

760 Vgl. Ps.-Horapollo, [Hieroglyphica], 1551, S. 126, wo angegeben wird, dass zwei abgetrennte und mit Buchstaben beschriftete Finger bedeuten: *Quo modo inexpertum, musam, aut fatum. Literae septem duobus inclusae digitis, musam, inexpertum, aut fatum significant.*

761 Fischart, Geschichtklitterung, S. 53.

figuren auf dieses Lallen. Die Partikel beispielsweise inszenieren onomatopoetisch den Schluckauf betrunkenen Lallens (Hicksen: *hic – hi – hic – hi – hic*). Folglich wird hier nicht nur der Urahn der Riesen und der Ahnherr der Germanen ausgegraben, sondern auch eine mit beiden verknüpfte Ursprache, ein adamitisches *MutterLallen*, das sich, wenn man dem Oberrheiner folgt, von Augst aus mit den Weintrauben den Rhein hinab ins Oberrheinische Gebiet ausbreitete. Dass mit dem Grab schließlich auch dem Wein eine *origo* gesetzt wird, greift wiederum ein Moment aus der Genesis auf, denn Noah hat laut biblischer Überlieferung nach der Sintflut Weinreben gepflanzt.⁷⁶²

Im Motiv des Weins überlagern sich also bemerkenswert viele Ursprünge: mit dem Urlallen setzt sich die im Prolog profilierte *potante poesei* ihre *origo*; die Weinrebe hingegen, die aus Rabelais' Grab wächst, reflektiert die Herkunft des Textes aus seiner Vorlage (Rabelais' *Gargantua*); schließlich wird mit Noah, dem ersten Weinbauer und Ahnherr der Trunkenheit, das Ganze auch wieder mit der in der Zeit brisanten Frage nach dem Ursprung der Völker und Nationalsprachen verschränkt. Vor dem Hintergrund, dass es hier außerdem darum geht, mittels nachgeahmten Fälscherpraktiken ein uraltes Textzeugnis als Quelle für eine ältere Sprachstufe – eine Ursprache – zu inszenieren, steckt auch in der dem Epitaph beigefügten *subscriptio* mehr als ein makkaronisches Sprachspiel. Das mehrdeutige *Liber Pater* adressiert Bacchus, den Gott des Weines, kann aber ebenso makkaronisch den ‚lieben Vater‘ meinen und ein Gebet suggerieren. Ein solches würde die Fälschung besonders anschlussfähig an die Sprachursprungsdebatte der Zeit machen, in der das Paternoster-Gebet als Grundlage für Sprachvergleiche genutzt wurde (Conrad Gessner bietet im *Mithridates* das Paternoster in 22 Sprachversionen).⁷⁶³

Im Anschluss an dieses merkwürdige Epitaph wird im Grab ein weiteres Schriftstück unter einer riesigen Flasche gefunden:

Nun zu vnsern Flaschen: die mitler vnter denselben stund auff eim lustigen, rostigen, grossen, fetten, dicken, kleynen, schmutzigen, rotzigen, kleberigen vnnd verschimmelten Büchlein, welchs viel stärker, doch nicht vil besser, als rosen roche. Darinnen hat man seinen stamm, nach rechter Altwilischer Cantzelijscher Teutischer Schrifftartlickeyt, vnnd Artschriffthlickeyt beschrieben gefunden, nit auff Papir, nit in Wachß, nit in Geißfell, nit in marmor, sonder auff Olmen oder Rüstbaumrinden: welche doch das schabenessig vnd Madenfressig alter wider das verbott Keyzers Justinian im anfang der Digest in fine wider die vorteilhaffte vnnd Papirsparsame Schrei-

⁷⁶² Vgl. Hieronymus, *Biblia sacra vulgata*, Bd. 1, Gen. 9,20–21: *coepitque Noe vir agricola exercere terram/ et plantavit vineam bibensque vinum inebriatus est et nudatus in tabernaculo suo*. Auch der Bericht des Ps.-Berosus steht mit dem Pentateuch in Übereinstimmung, vgl. Nanni, *Antiquitatum variorum volumina* XVII, 1512, fol. CXV^v: *Primus tamen omnium inuenit uites atque plantauit: et uinum conficere docuit: [...]*.

⁷⁶³ Vgl. Gerhard F. Strassner: Von der Lingua Adamica zur Lingua universalis. In: *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Hrsg. von Herbert Jaumann. Berlin/New York 2011, S. 517–592, insb. S. 536–537.

ber, also verzert, abgenützt, durchlöchert, zerkerfft, vergettert, zerflötzt, abgeetz vnd zerfetzt hat, daß man kaumlich den anfang vnd das end am rand vnd bort hat können erkennen.⁷⁶⁴

Der Überlieferungszustand dieses alten Buches wird als denkbar schlecht beschrieben: Es sei verfault, zerfressen und stinke. Anstatt Papier, Wachs, Pergament oder Marmor sei ausgerechnet Ulmenrinde gewählt worden, ein anfälliges Material, dem Alter, Schaben und Maden derart zugesetzt hätten, dass kaum mehr der Anfang und das Ende des Buches zu erkennen seien. Solche Materialitätsfiktionen von Schimmel und Staub sind fester Bestandteil von Fälschungen, wo sie dazu dienen, den gefälschten Quellen Authentizität zu verleihen. Wie Anthony Grafton skizziert, hat jede Fälschung zwei Fragen zu beantworten: „what a text would have looked like when it was written and what it should look like now that he has found it.“⁷⁶⁵ Der Verfasser der pseudo-lullistischen *In Isagoge Rhetoricam* beschreibt etwa – um nur ein exemplarisches Beispiel zu nennen – das angeblich von ihm gefundene Manuskript in der Widmungsvorrede als durch das Alter schmutzig, staubig und vor Fäulnis fleckig.⁷⁶⁶ Die halbverdaute Materialität des Textobjektes, das im Roman in seiner Fäulnis geradezu als Textexkrement beschrieben wird, scheint diese Inszenierung historischer Materialität zu parodieren. Denn anstatt dem Text Authentizität zu verleihen, lässt sie ihn vielmehr als eigentlich völlig unlesbar und somit seine allfällige Edition von vornherein als höchst unzuverlässig erscheinen. Das wird noch deutlicher, wenn im Anschluss an die Materialität ihres Trägers auch jene der Schrift imaginiert wird. Die narrative Instanz gibt nämlich an, dass sie selbst zur Entschlüsselung dieser Antiquität angefordert worden sei und die ganze, im weitesten Sinne paläographische Kunst – es werden Inschriftenkundler, Archäologen und Emblematiker der Renaissance verballhornt – auf die Buchstaben verwendet habe. Diese seien nicht nur schwer zu entziffern, sondern größtenteils auch schlichtweg gar nicht da gewesen:

Derhalben ward ich (als mit züchten eyn vnschuldiger Bürstenbinder) der damals auff Pithagorisch Seelwechselig wie der Finckenritter in Muter Leib reysset, zu ergribelung dieser Antiquitet erfordert: [...] Vnd regt die Epidaurisch, Probisch, Agrippisch, Sarreinish, Marlianisch, Calepinisch, Huttichisch, Vicisch, Peutingisch, Toscanellisch, Altisch, Stradisch, Goltzisch vnnd Alciatdispunctisch kunst, die vertipfelte, verzwickte, Geradprechte, verzogene, zeychentrügliche, zifferreterische, abgeprochene, außgehawene, abgefallene, versunkene, vnsichtbare, geschundene, vnnd (daß ich wider Atham hol) die geschendte, geplendte buchstaben vnd wörter außzulegen:

⁷⁶⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 54f.

⁷⁶⁵ Anthony Grafton: *Forgers and Critics*. Princeton 1990, S. 49: „Two forms of imagination should lead to two different, complementary acts of falsification: he must produce a text that seems distant from the present day and an object that seems distant from its purported time of origin“.

⁷⁶⁶ Raimundus Lullus: *Opera*. Reprint of the Strasbourg 1651 Edition. Mit einem Vorwort von Anthony Bonner. Stuttgart-Bad Cannstatt 1996, S. 179: [...] *qui longo temporis curriculo squalidus et pulverulentus & carie sparsus delituit*. Vgl. dazu auch Anita Traninger: *Wissenschaft. Lullismus und Rhetorik in den deutschsprachigen Ländern der frühen Neuzeit*. München 2001 (Humanistische Bibliothek. Reihe I: Abhandlungen. 50), S. 55–56.

Vnnd warlich die halb Caballistisch kunst gerit mir schir, daß ich den verstand auff Oedipisch rättersweiß errathet: wie jhr dann hie lesen möcht [...].⁷⁶⁷

Die Erzählpersona gibt an, sie sei zur Entschlüsselung der Antiquität in die Diegese berufen worden. Für diese Metalepse beruft sie sich auf den *Fincken Ritter*. Dabei handelt es sich um eine anonyme Flugschrift aus dem Jahr 1560, in der ein Ich berichtet, wie es 250 Jahre vor seiner Geburt *viel land durchwandert/ vnd seltzame ding gesehen habe*.⁷⁶⁸ Die Anspielung ist also als Signal für ein ebenso unzuverlässiges wie fiktionales Erzählen zu verstehen, das sich auch derselben Verfahren bedient, wie der Ich-Erzähler des *Fincken Ritter*, dem u. a. ein *hübscher, schwacher feiner, grauwer, junger, blöder alter schöner, hurtiger Mann und eine alte, krumme, geradne, junge Frawe* begegnen.⁷⁶⁹ Fischarts Ich-Erzähler hingegen begegnet ein Buch, das *gross und kleyn* und ebenso *lustig* (angenehm) wie *rostig* und stinkend ist. Während die beschriebene Materialität des Textträgers die im zweiten Kapitel präsentierte ‚Edition‘ des Textes als Parodie einer Fälschung ausweist, signalisiert die eigenwillige Metalepse ein darüber deutlich hinausgehendes Erfinden in der Tradition des *Fincken Ritters*.

Die Materialitätsfiktion von Schimmel und Staub wird, wie bereits angesprochen (vgl. Kap. 7.2.) auch innerhalb der im Folgekapitel präsentierten Texte wieder aufgegriffen. So wird im Anschluss an die *Pantagruelische Vorsagung* die vermeintliche Korruption des Textträgers beispielsweise angezeigt mit: *Deest VVas abest fon den Krotteschischen Kluftgrillen*. Das zweite Kapitel bricht aber nicht mit der *Pantagruelischen Vorsagung* ab, sondern präsentiert noch ein weiteres kurzes Gedicht (*Gluk Trara*), eine kleine Poetik des Deutschen sowie das Proömium zu einem Epos. Die Inszenierung korrupter Materialität rahmt dieses ganze Textensemble, da sich zum einen die in der Zeit zum Anzeigen von unleserlichen Stellen gebräuchliche *deesse*-Formel auch am Ende der Hexameter nochmals findet: *DESVNT Di nicht da sind*.⁷⁷⁰ Zum anderen kündigt auch der Titel des Epos eine fragmentarische Überlieferung an: *Aber es ist nur der anffang daruon. Das ander ist verzuckt worden*. Allerdings wird ebenda auch mit den „Manserliche[n] oder Wisartische[n] reimen“ die Autorschaft Fischarts für das Proömium angezeigt.⁷⁷¹ Mit dieser Mise en abyme wird klar, dass sich mit der Geste des Fälschens im zweiten Kapitel vor allem auch die Produktivität des Romans ihre eigenen Ursprünge – ihr eigenes *Erbgedicht*⁷⁷² – setzt. Das Pro-

⁷⁶⁷ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 55.

⁷⁶⁸ Vgl. Anonym, *Der FinckenRitter*, um 1560.

⁷⁶⁹ Zitiert nach der Ausgabe von Horst Brunner (Hrsg.): *Von achtzehn Wachteln und dem Finkenritter. Deutsche Unsinnsdichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Stuttgart 2014, S. 96–126, hier: S. 102 u. S. 104.

⁷⁷⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 69.

⁷⁷¹ Ebd., S. 68.

⁷⁷² Ebd., S. 67: *Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen dunste/ Jn nemmen fom angesicht, Vns nemmen zum Erbgedicht*.

jekt bleibt aber auch gerade im ostentativen Fälschen mittels Materialitätsinszenierung eigenwillig kulturpatriotisch zugeschnitten. Das zeigt sich in der ersten und letzten Strophe der *Pantagruelischen Vorsagung*, wo die Unleserlichkeit nicht nur metasprachlich angezeigt, sondern auch typographisch inszeniert wird.

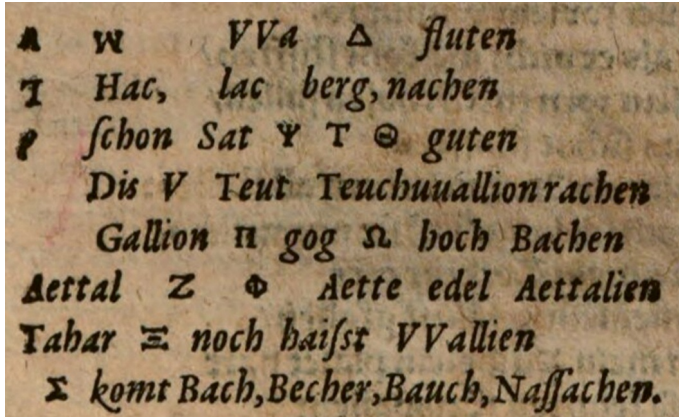


Abbildung 3: Erste Strophe der Pantagruelischen Vorsagung, aus: Fischart, Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung [Straßburg: B. Jobin] 1590, fol. 57 (= C ij r).

In der ersten Strophe (vgl. Abbildung 3) fällt auf, dass die unleserlichen Stellen mit griechischen Typen markiert sind.⁷⁷³ Einerseits wird damit die Inszenierung der Materialität des Schriftträgers unterminiert, denn es handelt sich eben nicht um Flecken, wurmstichige Stellen und verdorbenen Text, sondern um die klar als solche erkennbaren Elemente einer der drei gelehrten Sprachen. Das fingierte Dokument wird andererseits durch seine sprachliche Rekonstruktionsarbeit als Ursprungstext und Zeugnis einer genuin germanischen Kultur ausgezeichnet, die sich nicht nur von dem klassizistischen Bezugspunkt, dem Kanon antiker Autoren absetzt, sondern geradezu durch die klassische Kultur korrumpiert erscheint (der Urahn liegt unter den Trümmern der römischen Kultur). Dafür lässt sich insofern innerhalb des Kapitels eine Erklärung finden, als die Abhandlung zur *Vralten, für sich selbs bestendigen Teutischen sprach* mit Versen endet, in denen behauptet wird, dass der *Harffeweis Orpheus* ur-

⁷⁷³ Die erste Zeile beginnt mit einem Alpha und einem verkehrt gesetzten Mi, dann folgt ein fragmentarischer Wortanfang *VVa* („Wa“), der aber von einem Delta unterbrochen wird, usw. Bei Rabelais werden keine griechischen Typen, sondern verkehrt gesetzte Schwabacher-Typen (Kommata, b, c, q usw.) verwendet, um Korruption typographisch zu inszenieren, vgl. François Rabelais: *La vie tres-horricque du grand Gargantua, pere de Pantagruel iadis conposee par M. Alcofribas abstracteur de quinte essence*. Lyon: F. Juste, 1542, fol. 8^r.

sprünglich deutschsprachig gewesen sei.⁷⁷⁴ Mit seiner Kunst würden sich nun aber *Frembd Völkeren* unrechtmäßig schmücken. Gemeint ist hier wohl vor allem die Romania, die für sich eine *translatio studii* von der griechischen Antike bis in die vernakularsprachige Kultur der Zeit konstruiert. Daher soll ihr nun der *fälschliche dunst* – die Annahme, dass Orpheus Griechisch sprach – vom Angesicht genommen und ihr deutscher Ursprung mit einem *Erbgedicht* herausgestellt werden. Dass griechische Typen als Textverderbnis-Marker verwendet werden, ist auch insofern programmatisch, als hier erneut Annius von Viterbo im Hintergrund stehen könnte, der in seinem Kommentar zu den *Antiquitates* nicht müde wird zu betonen, dass die von ihm präsentierten alternativen – und von ihm auch eigenhändig verfassten – ‚Quellen‘ als grundlegende Korrektur der korrumpierten griechischen Geschichtsschreibung zu verstehen seien. Laut Annius würden die Griechen in Bezug auf die Frühgeschichte der noachidischen Hochkulturen nämlich gewaltig lügen. In seinen *Antiquitates* konstruiert er daher, ausgehend von vermeintlich von ihm neu entdeckten verschollenen Schriften von überwiegend nicht-griechischen Chronisten, die Geschichte zwischen der Sintflut und Karl dem Großen neu.⁷⁷⁵ Die Griechen hätten die von ihren Vorfahren erforschten und gefundenen Wahrheiten nach ihrer Laune durch Lügen und Unsinn zerstört und Irrlehren und Fabeln um ihres Vorteils willen erfunden.⁷⁷⁶ Dass bei Fischart die Fäulnis mit griechischen Typen markiert wird, lässt sich vor diesem Hintergrund also auch als typographische Inszenierung einer griechischen Verderbnis der Geschichte interpretieren.

Zum anderen fällt auf, dass in fast jedem Versfragment sich auffällig viele einsilbige Wörter finden: *VVa, hac, lac, berg, sat, gog, Dis, Teut, hoch, Bach*. Der Gedichtanfang scheint damit die etymologischen Verfahren in Johannes Goropius Becanus' berühmten *Origines Antwerpianae* nachzubilden. Goropius Becanus entwirft darin für die kurzen einsilbigen Wörter des Flämischen mittels Sprachvergleichs Etymologien. Die muten aus heutiger Sicht geradezu phantastisch an, haben aber das durchaus ernste Ziel, das Niederdeutsche als adamitische Ursprache zu profilieren. Den Namen *Adam* leitet er beispielsweise von *hat* (Hass) und *damm* ab, Adam bedeute folglich ‚Wehr gegen den Hass‘.⁷⁷⁷ In der Reihe *Bach, Becher, Bauch* klingt hier jene berühmte Passage aus den *Origines Antwerpianae* mit, in der Goropius Becanus, ausgehend von

774 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 67.

775 Das Werk gibt sich als Kommentar antiker Quellen, diese sind aber, wie schon von den Zeitgenossen kurz nach Veröffentlichung vermutet wurde, durchweg gefälscht und wahrscheinlich von Annius selbst geschrieben. Vgl. zu den *Antiquitates* umfassend Lehr, *Was nach der Sintflut wirklich geschah*.

776 Vgl. Nanni, *Commentaria fratris Iannis Annii Viterbensis*, 1498, fol. O 2^r; die Passage findet sich übersetzt bei Lehr, *Was nach der Sintflut wirklich geschah*, S. 152–154.

777 Vgl. Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae*, 1569, S. 539 (fol. Yy2^r): *Vox ergo hat, vocali longa, odium et inuidiam notat et Dam vero aggerem signat, vel obstaculum vndis obiectum. Adam igitur, [...]* *idem est, quod aggere inuidiae fluctibus obiectus*. Auch bei Fischart gibt es eine direkte Referenz auf die Stelle, vgl. *Geschichtklitterung*, S. 209: *Das ist der alt brauch, vnd der allererst, wie Gorop beweiset, daß auch Adam vnd Eva Niederländische namen Hatdamm vnd Ehevat haben gehabt*.

einem historischen Experiment, die Ursprünglichkeit des Flämischen über das Wort *bec* für Brot zu beweisen versucht – eine Argumentation, die, wie oben gezeigt (vgl. Kap. 6.5) bei der Schilderung von Gargantuas Geburt wieder aufgegriffen wird, wenn die ersten Äußerungen des Riesensäuglings mit den *Beccesalenisch Beck, Becke, Becken* verglichen werden.⁷⁷⁸ Die sechste und siebte Zeile der obigen Strophe scheinen eine solche Etymologie auch strukturell nachzubilden: Das Wort Italien scheint im sechsten und siebten Vers von einer germanischen Wurzel **Aette* hergeleitet zu werden, auf die auch das deutsche *edel* bezogen wird, weshalb Italien *Aettallien* heiße, was in der nächsten Zeile mit einem weiteren Beispiel begründet wird („daher sei auch Wallien [?] benannt“).⁷⁷⁹

Vorgeführt wird hier also zum einen fast das ganze Instrumentarium, mit dem die Historiographie der Zeit sich ihre Ursprünge konstruiert: imaginierte Ausgrabungen, gefälschte Epitaphe, Materialitätsfiktionen von Schimmel und Staub, Praktiken der Sprachrekonstruktion. Andererseits wird die dergestalt produzierte Er-Findung zugleich auch auf die Diskurse, an denen mit diesem Instrumentarium partizipiert wird, scharf gestellt. Er-funden wird hier der Ursprung der Ursprünge: der Germanen, der Sprache (*MutterLallen*), des Weins usw. Wie zahlreiche Brechungen (etwa die Metalepse mit *Fincken-Ritter*-Referenz oder der völlig unleserliche Textträger usw.) verdeutlichen, werden diese Ursprünge nicht gefunden oder rekonstruiert, sondern mit den vermeintlichen Rekonstruktionsmethoden radikal gesetzt. Damit wird ein satirischer Schlussstrich unter die Ursprungsfragen gezogen: dieses *Historisch Supplement* ist auch eine satirische Schlussformel, mit der wie mit dem *Teologisch inn ewigkelt Amen* oder *jedermans Adi* die Ursprungsfrage aus der Historiographie verabschiedet wird. Das ermöglicht aber, wie im nächsten Kapitel gezeigt wird, auch eine radikal poetische Verlebendigung der Vergangenheit.

7.5 Re-Naissance: Geburt aus Fülle und Mangel

Die *Pantagruelische Vorsagung*, mit der das zweite Kapitel beginnt, handelt von mehreren eigenartigen Geburten: Mit einem ziemlich krausen Ursprungsmythos wird zu Beginn ein Geschehen entfaltet, in dem sich Theogonie, Titanomachie und mehrere mythische Flut-Geschichten überlagern. Dieses agonale Flutgeschehen wandelt sich

⁷⁷⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 198; die berüchtigte Beweisführung geht bei Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae*, 1569, S. 551 folgendermaßen: *Cum enim Rex eorum Bec vocem esse deprehendisset primae hominum linguae, nec eam intelligeret, a Phrygibus didicit panem ea significari [...]. Quocirca iudicavit eam linguam omnium primam esse, in qua Bec panem notaret: quae vox cum hactenus panem nostratibus significet, et Becker is sit, qui panem facit; consequenter fatendum [...] linguam nostram omnium esse primam.*

⁷⁷⁹ Eine „pseudoetymologische Spekulation“ sieht auch Bulang, *Die Pantagruelische Vorsagung*, S. 298 darin, allerdings ohne Bezug zu Goropius.

dann mit der ersten Geburt, von der erzählt wird, in die Szene verführerischen Überflusses – es regnet Met und Butter. Mit der zweiten Geburt ändert sich die Szene nochmals, wechselt elementar vom Wasser zur Erde und vom Überfluss zum Problem seiner Eindämmung. Das Wasser quellt, der Überfluss quillt – damit bietet das Kapitel zum einen eine recht bildliche Umsetzung der Ursprungsfrage und zum anderen eine eindrückliche poetologische Reflexion. In jüngster Zeit wurde diesem eigenartigen Text einige Aufmerksamkeit seitens der Forschung zuteil,⁷⁸⁰ was es im folgenden Durchgang durch die *Vorsagung* erlaubt, die bereits geleistete ‚Entzifferungsarbeit‘ nur punktuell durch eigene Kommentare zu ergänzen.

Inhaltlich besteht die *Pantagruelische Vorsagung* aus zwei relativ unabhängigen Teilen. Formal gehen diese zwar ineinander über, lassen sich aber durch einen sukzessiven Wechsel im Tempus vom Präteritum ins Futur sowie einem Abbau der narrativen Funktion unterscheiden (ab Strophe 17 und Vers 159). Der erste Teil erzählt den Ursprungsmythos, der zweite Teil folgt dem Duktus eines Orakelspruchs und greift Figuren und Momente des ersten Teils lose auf, ohne dass sich der paradigmatische Zusammenhang aber recht erschließen ließe. Eine oberflächliche Kohäsion zwischen den beiden Teilen stiften vor allem die sprachlichen Verfahren, die das ganze Gedicht mit einer „altdeutsche[n] Patina“ überziehen und eine poetische Kunstsprache schaffen.⁷⁸¹ Der Titel zeigt sich ganz in der zur Fälschungsfiktion gehörenden alten Sprachpatina, orientiert sich allerdings auffällig an den Konventionen werbender Titulierung, wie sie für den frühneuzeitlichen Buchdruck typisch sind. Antike handschriftliche Quellen haben, wie man gerade im 16. Jahrhundert wusste, meist überhaupt keinen authentischen Titel. In Aussicht stellt diese Titulierung einen ausgesprochen widerständigen Text:

VVI VVIDERTODE, VVITARBORS-
TIGE, VVITERVVETTERIGE VND VVITAR-
sinnige fanfrelischeit, vnt vvissagung: sampt den vvan-
frolichen Gluktratrara, fon tar Lantagru-
eischen vvirckung, sagensvveis,
vvi scorpionœl einzunehmen.⁷⁸²

⁷⁸⁰ Vgl. Kellner, *Apologie der deutschen Sprache*, S. 379–415; Kammerer, *Enthousiasme, fureur et ergeysterung*, S. 349–366; Bulang, *Die Pantagruelische Vorsagung*, S. 296–310; ders., *Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus*, S. 367–384; Müller, *Fischarts Altdeutsch*, S. 263–272.

⁷⁸¹ Müller, *Fischarts Altdeutsch*, S. 263–272, hier: S. 268. Die Permutationsregeln, „die so aussehen sollen, als seien sie Lautgesetze, was sie nicht sind“, bringt Müller wie folgt auf den Punkt: „Dominanz der Tenues, Velarisierung, unterschiedliche Behandlung von Ergebnissen der hochdeutschen Lautverschiebung, niederdeutsche Elemente, -a als durchgängiger Nebensilbenvokal, Senkung – das sind die wichtigsten Permutationsregeln, die sprachhistorisch nicht zueinander passen, aber ein eigenes poetisches Idiom, scheinbar mit Patina konstruieren“.

⁷⁸² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 57.

Der widerborstige (*vvitarborstig*) Text sträubt sich gegen den Tod (*vvidertode*),⁷⁸³ die Witterung (*vvitervvetterig*) und den Sinn (*vvitarsinnig*). Wenn man die archaisierenden Sprachoperationen rückübersetzt, also die Monophthongierung zum langen *i* und die Senkung des e-Schwas zum *a* umkehrt, sträubt sich der Text auch gegen den Tod, wittert und sinnt dabei aber munter (*vvanfrolichen*) weiter. In beiden Lesarten inszeniert sich hier ein unverdauliches Supplement – das widersinnige Weitersinnen um Ursprungsfragen scheint trotz satirischer Decouvragage nicht tot zu kriegen zu sein. Die Angabe am Ende des Titels, der Text sei *wie scorpionael* einzunehmen, schließt an Rabelais' *antidotée* und die Idee an, der Text sei ein Gegengift. Skorpion-Öl findet sich tatsächlich in den Arzneibüchern des 16. Jahrhunderts bei den Rezepten für Gegengifte, wo der Skorpion als wundersame *Artzney wider sein eigen gift*⁷⁸⁴ aufgeführt wird.

Die erste Strophe besteht, wie bereits gesehen, aus einer eigenartigen Mischung aus inszenierter Text-Korruption und der Nachbildung etymologischer Verfahren, was eine Art *prima materia* ins Bild setzt (vgl. Kap. 4.1.), die bei Goropius Becanus den Grund bereitet für Konstruktionen, die, wie bereits geschrieben, das Flämische als adamitische Ursprache ausweisen. Die zweite Strophe beginnt mit einem Flutgeschehen, in dem sich Cimbrische Flut und Sintflut überlagern.⁷⁸⁵ Ein *Zwingar* (Bezwinger) tritt auf, der einer Arche mit acht Insassen über die nächsten Strophen hinweg ordentlich zusetzt. Hier wird also, obwohl die Stelle mit den biblischen Angaben auffällig genau übereinstimmt,⁷⁸⁶ nicht treu nach Genesis erzählt, sondern eine eigenständige Version geliefert. So kennt die merkwürdige Figur des Bezwinners keine biblische Vorlage. In der folgenden Strophe wird er einerseits als *Vnholt* und *Teuffal* bezeichnet, der ganz unbeeindruckt vom Wetter – es ist ja gerade Sintflut – durch die Lüfte auf einer Gabel dahergefliegen kommt: *kain wettar mocht ihn nicht fargiffen*.⁷⁸⁷ Wie die *Pantagruelesche Vorsagung* scheint also auch der Unhold *vvitarvvettrig* und

783 Vgl. Müller, Fischarts Altdeutsch, S. 263–272, insb. S. 264 sowie auch Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, insb. S. 369.

784 Vgl. Christoph Wirsung: Ein newes Artzney Buch Darinn fast alle eusserliche vnd innerliche Glieder des Menschlichen leibs [...]. Heidelberg: J. Mayer, 1572, fol. CCCCCXIX.

785 Mit den *Zimmerar* wird die biblische Sintflut mit der großen Cimbrischen Flut verbunden, die gemäß antiken Quellen den (germanischen) Stamm der Kimbern aus seinem Land vertrieben und seine *migratio* in römische Gebiete ausgelöst haben soll. Diese zweite Flutgeschichte findet sich in Chroniken der Zeit. Die Zimmerische Chronik führt beispielsweise das Adelsgeschlecht der von Zimmern resp. von Zimbern auf die Kimbern zurück und erzählt von einer Flut im Jahr 122 v. Chr., vgl. Froben Christoph von Zimmern: Zimmerische Chronik. Hrsg. von Karl August Barack. Freiburg i. Br./Tübingen 1881, S. 2: *hat sich begeben, das das teutsch meer aussgeloffen und das bemelt landt der Cimbrier mit wasser bedeckt, also das kain trost oder hoffnung des wassers abfallung mehr gewesen, zudem das iezund alles, so in gedachtem landt von gebew und veldern, verderbt und verwüestet [...]*.

786 Insbesondere biblischen Angaben zur Anzahl der Passagiere in der Arche wurden exakt übernommen, vgl. dazu Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 327–329.

787 Fischart, Geschichtklitterung, S. 58.

vvitartod. Die Figur hält eine *Newtunische* Gabel, was sie weniger mit Teuflischem als mit dem mythischen Meeresgott in Verbindung bringt, der nebst Gabel auch einen *stawal* (Stabel) hält, was ihn als richterliche Gewalt kennzeichnet. Der teuflische Meeresgott veranstaltet mit diesen Dingen jedenfalls ein *wilt gestrawal* (wildes Gezappel) und lässt die Arche wie ein kleines Mückenhaus im Wasser herumpurzeln. Die Insassen rufen laut aus (*schelmio!*), woraufhin der Unhold aber erst richtig loslegt und auf der Arche wie auf einem Hackbrett herumhackt. Die Arche scheint aber unzerstörbar zu sein, denn sie landet in der fünften Strophe sicher auf dem Archmannsberg. Daher ändert der teuflische Meeresgott seinen Plan. Er lässt seinen Zorn durch *Thosen* fallen, wobei ihm seine Tochter *Altaro* aus dem Gesäß fällt. Die erste Geburt der *Vorsagung* erfolgt also durch einen männlichen Körper (in der 1575er-Ausgabe heißt es wörtlich: durch *dHosen*).⁷⁸⁸

Altaro, die einige Verse weiter auch *Pantora* genannt wird, übernimmt nun und fordert von den Schwimmern: *in mein Püchlein plaset hart / Peißt tise feig, ten Erisballen!* Der Pandora-Mythos war durch die mittelalterlichen Kirchenväter rezipiert worden, die in Pandora eine mythische Entsprechung für Eva und den Sündenfall sahen.⁷⁸⁹ Eine solche Eva-Pandora scheint hier zum doppelten Sündenfall zu verführen, nämlich einerseits die Büchse der Pandora zu öffnen, und andererseits in den Zankapfel der Eris zu beißen. In der *Geschichtklitterung* wird im Prolog für genau solche Synthesen aus antiker und christlicher Mythologie ein Schlüssel an die Hand gegeben. Dort werden allegorische Mythendeutungen zwar als *mutwillig gesuchte deutungen* verspottet, aber eben auch eifrig aufgelistet.⁷⁹⁰ Damit scheint ein Hinweis vorzuliegen, um wen es sich beim Bezwinger handelt. Wenn Pandora mit Eva zur Figur *Altaro* verschmilzt, dann scheint der Unhold oder *Teuffal* mit dem hinkenden Vulkan verbunden zu sein, wie im *Ein vnd Vor Ritt* zu lesen ist. Der Götterschmied ist in der geläufigen Version des Mythos schließlich auch der Schöpfer der Pandora.⁷⁹¹

⁷⁸⁸ Vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 376–377. In der Ausgabe von 1582 heißt die Tochter noch *Altora*, deshalb argumentiert Bulang, dass *Altora* eine deutsche Analogbildung zu *Pandora* sei, in der *Pan-* als griechisches Präfix gedeutet und daher mit *Al(l)-* übersetzt sowie die Endung *-tora* der deutschen Lautung angepasst wurde.

⁷⁸⁹ Vgl. Dora Panofsky, Erwin Panofsky: Die Büchse der Pandora. Bedeutungswandel eines mythischen Symbols. Übers. von Peter D. Krumme. Frankfurt a. M. [u. a.] 1992, S. 25. Zur breiten Rezeption der Pandora-Eva-Doppelfigur in der Frauensatire der Frühen Neuzeit vgl. Emma Louise Brucklacher: Frauensatire der Frühen Neuzeit. Traditionen, Topoi, Tendenzen. Berlin/Boston 2023 (Frühe Neuzeit. 247), insb. S. 37–47.

⁷⁹⁰ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 34: [...] *solche mutwillig gesuchte deutungen von Pandora, daß sie die Eua sey, die neun Muse, die sibē Chór, der treyköpffig Höllisch Cerberprack, die drey weg vnd weisen zu Philosophirn auff Logisch, Physicisch, vnd Ethicisch, der arm hinckend Vulckan der tieff gefallen Teuffel, vnnd der Bellerophon, der keusch Joseph* [...].

⁷⁹¹ In der Ausgabe von 1582 befindet sich zwischen Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) und dem ersten Kapitel ein Holztisch von Tobias Stimmer, auf dem Pandora mit der geöffneten Büchse steht. Zu diesem Stich gibt es eine detailliertere Handzeichnung (Tobias Stimmer: Pandora. Feder in Schwarz, violett laviert. Um 1574. Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. Bi.375.12), auf der im Hintergrund der Mythos

Damit überlagern sich in Fischarts Mythos nun nicht nur Cimbrische Flut und Sintflut, sondern beide verbinden sich darüber hinaus mit der Deukalischen Flut. Solche Vermischungen von unterschiedlichen Überlieferungszusammenhängen, von antiken Völkern mit biblischem und mythischem Personal finden sich auch in den Büchern von Annius' Ps.-Berosus. Pandora wird dort als eine der acht Passagiere der Arche aufgeführt. In Folge der breiten Rezeption von Annius' Fälschungen zeitigt Pandora im deutschen Humanismus ein merkwürdiges Nachleben. Sie wird etwa bei Franciscus Irenicus auf dem Stammbaum der Germanen in seinen *Germaniae Exegeseos Volumina* (1518) abgebildet, wo sie kurzum zur jüngeren Ehefrau Noahs und zur Mutter Tuiscos erklärt wird: Pandora ist damit bei Irenicus die Mutter des Ahnherrn der Germanen.⁷⁹²

Mit dem Überlagern unterschiedlicher Flutgeschichten ist die *Vorsagung* aber noch nicht fertig. In der sechsten Strophe werden mit *Obermôtig* und *Formôtig* zwei weitere Figuren aus dem Pandora-Mythos aufgerufen: Epimetheus und Prometheus.⁷⁹³ Während Prometheus Pandora verschmäht (sie nicht *hausen* will), lässt sich Epimetheus verführen. Der Inhalt der sechsten Strophe entwirft eine „anale Genealogie“⁷⁹⁴ und macht dabei deutlich, was unter dem *Püchlein* der Pandora zu verstehen ist. ‚Obermütig‘ nimmt Pandora ins Bett und macht ihr *tas Scheishaus ledig*, das fortan nicht nur durch die ganze Welt riecht, sondern auch die Kinder *vnflätig* macht, die als Grasteufel aus Pandora herauskriechen. Im *Ein vnd Vor Ritt* wird mit *Hâw vnnd Graßteuffeln*, *wie sie auß Pandore büchs fligen* eine ausufernde Liste grotesker Phänomene eingeläutet.⁷⁹⁵ Der Inhalt von Pandoras Büchse wird dort nicht negativ bewertet, sondern dient dazu, die eigene Poetik des Niederen in einen Traditionszusammenhang zu stellen.⁷⁹⁶ Mit der Büchse der Pandora schreibt sich daher auch in der *Pantagruelischen Vorsagung* eine poetologische Dimension mit in den Ursprungsmythos ein. Mit Pandora wird in den Folgestrophen nämlich eine Fruchtbarkeit ins Bild gesetzt, mit der sich auch die niedere Poetik des Romans ihren quasi-mythischen Ursprung setzt. Das wird in der Umwertung deutlich, die Pandora erfährt. Sie wird ab der achten Strophe nicht mehr mit Unflat und Gestank, sondern mit Süße besetzt: Pandora quillt vor Süße über; so ist nicht nur ihr Urin süß, sondern es regnet auch Met und Butter,

in vier Stationen erzählt wird. Auch Pandoras Schöpfung durch Vulkan wird darauf als Schmiedeakt abgebildet.

792 Vgl. den Stammbaum bei Franciscus Irenicus: *Germaniae exegeseos volumina duodecim* [...]. Hagenau: T. Anshelm, 1518, fol. k iii^r. Im Fließtext wird allerdings eine andere Abkunft erzählt, vgl. ebd., fol. e ii^v: [Berosus] *scribit Noam post diluuium cum Araxa uxore genuisse Tuisconem* [...].

793 Beide Namen sind durch eine ähnliche Analogschöpfung gebildet wie *Altor* zu Pandora. Das griechische *Pro-* wird mit frnhd. *For* (für) und *Epi-* mit frnhd. *Ober* (über-) übersetzt, während griech. *-metheus* in beiden Namen mit *-môtig* eine sinn- und klangverwandte Entsprechung findet, vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 377.

794 Vgl. ebd., S. 379f.

795 Fischart, Geschichtklitterung, S. 25.

796 Vgl. auch Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 394f.

wo sie hintritt. Selbst ihre Nachkommen – der Pantagruelische Stamm und *kwáll* – tropfen vor Süße. Zudem wird Pandora auch namentlich erhöht, denn sie heißt nun auf einmal Sankt Tora:

8. Als die Sankt Tora sazt di fús
 Da regnets Mett unt eital buttar,
 Was si nur biß das war als süß:
 Da ruft Areta di Grosmutar,
 O tas târ Sûsflus lang hi gûs
 Vnt tas mein schmozig har fol flûß.
 Das wer ain schant doch inn dar hollen,
 Das man di inn dem wassar lis,
 Ich wolt jr e ain laiter stâllen.⁷⁹⁷

Hier wird die eingangs erzählte Sintflut-Geschichte wieder aufgegriffen und mit dem Pandora-Mythos zusammengeführt. Sankt Tora wird von einer Figur namens Areta als Quelle eines *Sûsflus* erkannt. Areta erscheint dem Namen nach zum einen als Personifikation der Tugend (grch. *arete*), bezieht sich hier aber auch auf *Aretia*, laut Anniius einer der zahlreichen Beinamen von Noahs Gattin.⁷⁹⁸ Ebenfalls auf Anniius und die Noachiden könnte der Beiname *grossmutter* verweisen, da Anniius die Gattin Noahs auch *Tytea magna* nennt. Ihre Position im Geschehen macht Areta jedenfalls als Insassin der Arche erkennbar, da sie Sankt Tora, die *inn dem wassar* liegt, heraufhelfen möchte und sich entsprechend in erhöhter Position und im Trockenen befindet. Es herrscht nun also offenbar auch nach der Landung auf dem Archmanberg wieder Sintflut, die diesmal aber von Pandora ausgelöst scheint, aus der Süße quillt und tropft. Was sich zwischen St. Tora und Areta abspielt, zeigt sich daher als prekäre Verführungsszene, wobei Sint- und *Sûsflus* freilich schon rein sprachlich ineinander verfließen. In Areta weckt der Anblick der St. Tora den Wunsch, dass sich dieser *Sûsflus* lange ergießen und ihr Haar durchtränken möge. Weil es eine Schande wäre, St. Tora im Wasser zu lassen, wird Areta dazu verführt, St. Tora eine Leiter hinunterzulassen. In der neunten Strophe wird die *Weinsûs waffal* deshalb hinaufgezogen, währenddessen sich auch die Geburt des Riesen-Urahns zu vollziehen scheint:

9. Harauf, harauf du Weinsûs waffal,
 Wir langen dir ain sail unt strang:
 Harauf, harauf auf disan staffal,

⁷⁹⁷ Fischart, Geschichtklitterung, S. 59.

⁷⁹⁸ Die Beinamen sind: *Tytea magna*, *Terra*, *Vesta*, *Aretia*, *Horchia*, vgl. Nanni, *Antiquitatum variarum volumina* XVII, 1512, fol. CXXXII^v: *Titea vxor Iani dicta et Vesta et terra sive Aretia: vt Berossus scribit: [...]*. Vgl. ferner ebd., fol. CXI^r sowie ebd., fol. LX^r. Als ein Beispiel für die Berossus-Rezeption in der deutschsprachigen Publizistik der Zeit vgl. Johannes Mathesius; Martin Oberndorffer [Bearbeiter]: *Diluvium, das ist Historia von der Sündflut [...]*. Nürnberg: K. Gerlach, 1587, fol. 13^v: *Noah [...] nimmet/ wie Berossus meldet/ die Titeam oder Didonem zum Weib/ welche man sonst auch Aretiam/ vom Ebreischen wort Erez/ auf Lateinisch Terrenam nennet.*

Dein Har ist wol zu angaln lang:
 Nun angal recht, nun strek den strang,
 Das man auch mit jr Sönlín fang,
 Den Schmuzkolb hi Hakintebak,
 Der mit dem kopf jr hart bestak
 Zwischen den bainen wi ein sack,
 Das si da auf dar Rormus mak,
 Di gschmirt hat Arsbak, bak unt nak
 Mit bottar, das kain wassar strak
 Behaft, unt in artránk im bak,
 Dan ár ghort noch an den kak.⁷⁹⁹

Sankt Tora wird hier nicht nur mithilfe von Seil und Strang in die Höhe, sondern mit sprichwörtlichem Doppelsinn auch an den Haaren herbei-gezogen (*Dein Har ist wol zu angaln lang*). Der metaphorische Gehalt des Sprichworts wird wörtlich genommen und narrativ realisiert. Dieses Verfahren, das man mit Andreas Bässler „metaphorische Inversion“ nennen kann,⁸⁰⁰ scheint für die ganze Strophe prägend. Altoras Söhnchen hängt zwischen ihren Beinen aus dem Hintern heraus und ertrinkt fast in ihrem skatologisch konnotierten *bottar*. Auch bei dieser Geburtsszene scheint der Bildgehalt eines Sprichworts realisiert zu werden, das im neunten Kapitel des Romans auch zur Erklärung von Gargantuas wundersamer Geburt angeführt wird: *Daher noch das sprüchwort kompt, wann einer eim ánlích sicht, daß man spricht, Er ist jhm so gleich, als wer er jm mit der leyter auß dem Arß gestigen*.⁸⁰¹ Die anale Geburt scheint sich überdies in dem Moment zu ereignen, in der St. Tora auf die *staffal* hinaufgezogen wird. Staffel meint nun einerseits eine erhöhte Stufe oder Stiege, bezeichnet im Frühneuhochdeutschen aber auch in übertragener Bedeutung eine Generation in der Geschlechterfolge: St. Tora wird hier folglich auch mitsamt ihrem Sohn in die genealogische ‚Staffel‘ der Noachiden gezogen. Damit wird ganz wörtlich eingelöst, was im ersten Kapitel in Aussicht gestellt wurde, nämlich, dass man die Genealogie der Riesen *von staffel zu staffel vnd stigenweiß so gewiß auß dem Schiff Noe schöpfen, Bronnenseylen, auffkranen, dánen vnd ziehen kónt*.⁸⁰² Allerdings betont diese Eulenspiegel hier vor allem die Künstlichkeit dieses Konstrukts, denn die Verbindung der Riesen zum Noachidenstamm ist damit ja gerade keine genealogische, sondern beruht darauf, dass die Metaphorik der genealogischen Rekonstruktion narrativ realisiert wird – Hakbak, der Urahn, wird eben wörtlich auf die Noachidische Staffel *gebronnseylt, auffgekrant und gezogen*. Damit liefert die *Pantagruelesche Vorsagung* allerdings auch eine gewitzte Lösung für ein immer wieder diskutiertes theologisches Problem:

⁷⁹⁹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 59.

⁸⁰⁰ Vgl. zu diesem Verfahren in der Literatur um 1500 die Ausführungen von Bässler, Sprichwortbild und Sprichwortschwank, insb. S. 12–24.

⁸⁰¹ Fischart, Geschichtklitterung, S. 199.

⁸⁰² Ebd., S. 41.

Wie kann es sein, dass die Riesen die Sintflut überlebt haben, wenn in der Genesis steht, dass nur die acht Menschen an Bord der Arche überlebten? Anniius' Pseudo-Berosus löst das Problem, indem er Noah als Riese ausweist. Bei Rabelais wird auf diese Frage geantwortet, dass ein Riese rittlings auf der Arche gesessen sei und also genau genommen nicht zu den acht ‚in‘ der Arche gehörte.⁸⁰³ Fischarts Gigantologie scheint dahingegen wesentlich vertrackter, da der Riese über einen umbesetzten Pandoramythos in die Arche eingeschleust wird, wobei das Ganze geradezu überdeutlich als dichterischer Kunstgriff markiert ist.

Die Erzählung könnte nun, da Riesen- und Noachidengeschlecht zusammengeführt sind, enden. Das ist aber nicht der Fall, sondern das wilde Geschehen der Strophen 1–9 überbietet sich in den Folgestrophen nochmals selbst. Zu Sankt Toras Begrüssung rufen *etlich[e]*, dass es besser sei, sich ihr zu unterwerfen und ihre urindurchtränkten Pantoffeln zu küssen, als *schwer Ablas [zu] holen*.⁸⁰⁴ Frnhd. *Ablas* bezeichnet nicht nur in übertragener Bedeutung den käuflichen Erlass der Sündenschuld, sondern ebenfalls wörtlich eine Vorrichtung zur Regulierung von Gewässern; gewissermaßen wird also wieder ein metaphorisches Potenzial ausgeschöpft und eine Verbindung zwischen dem Erlassen von Sündenschuld und der mechanisch-physischen Abdichtung des ‚Sündflusses‘ geschaffen. Damit ist das Thema der nächsten Strophen vorgegeben: Wie lässt sich die mit Sankt Tora ins Boot geholte Überfülle nun wieder eindämmen? Wie schließt man die Büchse der Pandora wieder? Der erste Lösungsversuch geht von Sankt Tora selbst aus: Ihr geht es offenbar nicht besonders gut, denn sie klagt über postnatalen Frost in ihrem *fell unt secklin*,⁸⁰⁵ womit wohl der nun leere Unterleib gemeint ist, der nicht mehr von einem *päcklin* – einem Kind – gewärmt wird. Man unterstützt es deshalb mit einem Stecken und räuchert es mit Rübenrauch aus (ein weiteres Element aus der Vorlage). Mit *es* ist wohl jene Körperöffnung gemeint, die vorher als Büchse der Pandora vorgestellt wurde. Dafür spricht auch, dass die Gynäkologie des 16. Jahrhunderts tatsächlich als Heilmittel gegen einen zu weit geöffneten Gebärmuttermund das Räuchern desselbigen empfahl.⁸⁰⁶

Die grotesk zur Höhle ausgeweitete Körperöffnung wird nun wie beim Bergbau mit Balken gestützt und geräuchert. Diese Bemühungen scheinen allerdings nichts zu nützen, denn Sankt Tora vollzieht eine andere Art von Schließung und kriecht wie eine Schnecke in ihre Höhle hinein, um sich dort in Ermangelung eines Kindes selbst

⁸⁰³ Vgl. Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 219–222; zur theologischen Gigantologie vgl. den Überblick von Stephens, *De Historia Gigantum*, S. 43–89.

⁸⁰⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 59.

⁸⁰⁵ Ebd., S. 60.

⁸⁰⁶ Zum Ausräuchern des *col de la matrice trop large, trop ouvert, et trop lubrique* mit übelriechenden Dingen wie Vogelfedern und alten Schuhsohlen vgl. Ambroise Paré: *Deux livres de chirurgie* [zuerst Paris 1573]. In: *Œuvres complètes d'Ambroise Paré*. Hrsg. von Joseph-François Malgaigne. Bd. 2 von 3. Paris 1840, Chapitre XCII, S. 793–794. Vgl. ferner die Abbildung des Räucherinstruments ebd., Chapitre LVII, S. 758.

zu wärmen. Diese zirkuläre Bewegung in sich selbst hinein vollzieht in den nächsten beiden Strophen auch die *Pantagruelische Vorsagung*, da hier der Text durch allerlei sexuell konnotierte Erdhöhlen und -ausstülpungen kriecht.⁸⁰⁷ Inspiriert ist die lange Liste von Erdformationen von Rabelais' *Fanfreluches*, wo es in zwei Versen heißt: *Leur propos fut du trou de saint Patrice / De Gilbathar, et de mille aultres trous*.⁸⁰⁸ Die *mille aultres trous* der Vorlage werden bei Fischart mit einer Liste von 60 Höhlen und Erderhebungen konkretisiert, die ein besonders auffälliges Komplement zur Riesen-Genealogie darstellt. Während Rabelais im *Pantagruel* einen mehrseitigen linearen Stammbaum mit 60 Riesen bietet,⁸⁰⁹ finden sich in der *Pantagruelischen Vorsagung* nur vier namentlich erwähnte Riesen: *Hakbak*, von dessen analer Geburt erzählt wird, *Pfrantagruel*, Gargantuas Sohn, und die beiden nicht recht einzuordnenden Namen *Tifhöllenwäll* und *Sarmatschäll*.⁸¹⁰ *Sarmatschäll* (Sarmatenkehle⁸¹¹) verbindet das Riesen-Geschlecht wohl namentlich mit den Noachiden und den germanischen Ahnherrn, denn in der Zeit wird der Stamm der Sarmaten teilweise von Tuisco hergeleitet.⁸¹² *Tifhöllenwäll* (Tiefhöhlenabgrund) passt hingegen augenfällig genau zu den 60 Erdformationen, die hier an der Stelle der Rabelais'schen Riesen-Genealogie aufgeführt werden und nur schon rein quantitativ supplementär zum Stammbaum der Riesen stehen.⁸¹³ Wenn man zudem bedenkt, dass Pandora als *Büchsenhóll* bezeichnet wird, scheint es sich bei diesem Katalog durchaus um den Entwurf eines alternativen – und weiblichen! – Riesen-Stammbaums zu handeln, mit dem sich überdies auch der Roman eine Abstammung setzt, da er den im Prolog in Aussicht gestellten *grubengrotteschischen* Gegenkanon hier ganz wörtlich aus den Grotten der Welt hervorquellen lässt.⁸¹⁴ Die mit dem *Súsflus* ins Bild gesetzte überbordende Fruchtbarkeit reflektiert ferner die supplementäre Produktivität, die im ersten Kapitel verhandelt

807 Zu den sprachlichen Verfahren der Liste vgl. Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 390–391.

808 Rabelais, *Œuvres complètes*, S. 10.

809 Vgl. ebd., S. 217–222 den Katalog sagenhafter Riesen, den Rabelais als Genealogie im ersten Kapitel des *Pantagruel* anführt, insb. S. 219: *Et le premier fut Chalbrot, Qui engendra Sarabrot, Qui engendra Faribrot, Qui engendra Hurtalay* [...].

810 Vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 382.

811 Ebd., S. 383.

812 Vgl. Ernst Brotuff: *Chronica Vnd Antiquitates des alten Keiserlichen Stiffts, der römischen Burg und Stadt Merseburg an der Saale bei Thüringen* [...]. Leipzig: G. Hantzsch, 1557, fol. Ai^v: *Dieser Patriarch Noa hat nach der Sindtflut einen Son Tuisconem geboren/ der ist darnach der erste König Europe inn Germania/ vnd ein Vater aller Deutschen Scythen vnnnd Sarmaten worden*. Vgl. ferner auch Jacobus Frisius: *Bibliotheca Philosophorum Classicorum Authorum Chronologica*. [...]. Zürich: J. Wolf, 1592, fol. 1^r (A 1^r): *Thuycon qui a Mose Ascenas filius Gomeri primogenitus, SARMATAS maximos populos fundavit, qui nunc THVYSCONES Germani, die teütschen*.

813 Bulang sieht darin eine Namensvariation zu Grandgousier, vgl. Bulang, Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus, S. 382.

814 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 25: *Exspekta auß der Taschen, Sileni, solt jr mich verstehn, waren etwann die wundergestalte Grillische, Grubengrotteschische, fantástische krúg, láden, büchsen vnd háfen, wie wir sie heut in den Apotecken stehen sehen, von aussen bemalet mit lácherlichen, geckli-*

wurde – und auf der ja der ganze Ursprungsmythos mit seinen Mehrfachüberlagerungen unterschiedlicher Überlieferungen gründet.

Anscheinend ist das Problem aber mit der sich selbst kreisförmig schließenden Büchse für Fischarts *Vorsagung* noch nicht gelöst, denn im Anschluss an den Katalog beratschlagt man, wie man St. Toras *Höllenwust* wieder *farnagaln* könne:

13. Ratschlagten inn dem Kamargericht
 Wi man gedachtem Höllenwust,
 Den Stain schnitt turch das scharff gericht
 Das jn fargieng dâr Teufflich hust.
 Tiweil es ist ain groß farlust
 Si sehen iten Wint vmwâwen,
 Dan wa sie wern farnagalt sust
 Kônt man sie zum Pfantschilling gewen.⁸¹⁵

Im Kammergericht ratschlagen sie über Mittel des *scharff gericht* – es handelt sich also um die Szene einer Inquisition mit dem Ziel, den Unterleib der St. Tora zu verschließen und den *Teufflich hust* einzudämmen, damit man sie *zum Pfantschilling gewen* könne, was in diesem Kontext vermutlich eine Verehelichung meint.⁸¹⁶ Die Ehe wird in der Ehelehre des vierten Kapitels als Mittel zur Triebregulierung vorgestellt, würde sich damit also auch probat zeigen, um die hier sintflutartig quillende Fruchtbarkeit einzudämmen, die durch das sexuelle Öffnen von Pandoras Büchse verursacht wurde. Ganz zu funktionieren scheint das allerdings nicht, da in der Folge unterschiedliche Gestalten auftauchen, die Pandoras Büchse zu schließen versuchen: Ein *Q. B.*, der Vetter eines Zyklops sowie der ranghöchste Taschen-Anfertiger (*beutlar*) am Rhein werden als sexuell konnotierte *Lochfegar* herbestellt, um das besagte Loch *ain zeitlang fein* zu dämmen,⁸¹⁷ wozu *geschnawlet, gespitzet unt gewetzt* wird. Ob das glückt, bleibt insofern fraglich, als sich die Folgestrophen nur noch bruchstückhaft auf ein Geschehen rund um Altor beziehen lassen: In Strophe 15 taucht etwa *Panta-sile* auf, die durch ihren Gestank und Manipulation am Wortmaterial eng auf Pandora bezogen scheint. In der 16. Strophe bewahrt Juno schließlich durch göttlichen Rat-spruch St. Toras Gesäß (*Ksás*) vor den gespitzten und gewetzten Lösungen des scharfen Gerichts. Junos krude pharmakognostische Lösung zur Schließung der Büchse inkludiert die aus Pandora selbst strömende Latwerge mit zwei Eiern aus Proserpinas Kuchen sowie dem Fluchen in ein *Tornbârkpinten* – was auch immer das für ein Krug sein soll.⁸¹⁸ Dieses Scherzrezept hat durchaus Nebensinn, denn die Aufgabe, zwei Eier

chen, ja oft erschrecklichen Hâw vnnd Grasteuffel, wie sie auß Pandore bûchs fligen [...]; vgl. auch Kellner, Apologie der deutschen Sprache, S. 394–395.

⁸¹⁵ Fischart, Geschichtklitterung, S. 61.

⁸¹⁶ Bildlich taucht der Ausdruck jedenfalls ebd., S. 124 im Zusammenhang der Ehe auf (die Kinder als Pfandschilling der Ehe).

⁸¹⁷ Ebd.

⁸¹⁸ Ebd.

von Proserpina zu erlangen, spielt auf Apuleius' *Amor und Psyche* an. Psyche erhält dort die Aufgabe, mit ihrer Büchse (*pyxis*) in die Unterwelt zu gehen, um sie mit einer Prise von Proserpinas Schönheit zu füllen. Da eine Überlagerung von Pandora- und Psyche-Mythos, wie Panofsky argumentiert, überhaupt erst dazu geführt hat, dass auch Pandora eine Büchse als Attribut erhält,⁸¹⁹ scheint hier der Fischart'sche Ursprungsmythos am Ende mit dem wild mischenden Scherzrezept die eigenen synkretistischen Verfahren auf den Punkt zu bringen.

Allerdings ist auch dieser Vorschlag zur Regulierung von Fruchtbarkeit und Überfluss letztlich nicht erfolgreich, da der Text hier nicht endet, sondern in der nächsten Strophe recht unvermittelt in eine prophetische Rede wechselt und damit nochmals ein Supplement ganz anderer Art bietet. Ab Strophe 17 wird ein zukünftiges Geschehen in loser zeitlicher Folge entfaltet,⁸²⁰ das zwar immer wieder Momente aus dem ersten Teil des Gedichts aufgreift, sich aber inhaltlich nicht mehr als ein Weitererzählen der im ersten Teil begonnenen Geschichte fassen lässt. Entworfen wird vielmehr eine zukünftige verkehrte Welt, die durchaus karnevalistische Züge trägt (gegen Ende tritt bspw. ein Karnevalskönig mit Kessel auf dem Kopf auf). Der sprachliche Süß- und Überfluss geht also munter weiter, was am Ende der *Pantagruelischen Vorsagung* mit einem Aufruf zum Kegelspiel mitreflektiert wird: *Langt her ti Kugal, hi gílts Kógal*.⁸²¹ Die Prophezeiung macht damit auf jenes ‚Kegelspiel‘ aufmerksam, das im ersten Kapitel als Bastardierung der Welt veranschaulicht wurde, die mit ihren genealogischen Vermischungen dem Konstruieren direkter Abstammungslinien jede Grundlage entzieht. Zugleich führt aber auch die Prophezeiung den ganzen Roman einmal im Kreis herum, denn auch am Ende wird noch einmal eine Prophezeiung gefunden – bei Bauarbeiten *in einer Kupfferin Blatten im Fundament*. Deren Text wird im letzten Kapitel des Romans präsentiert und handelt ebenfalls von einer Sintflut, allerdings prospektiv und damit in umgekehrter zeitlicher Perspektive. Das Schriftstück, das zu Beginn des Romans im ebenfalls *kupffern* Sarg des Riesen-Urahns gefunden wird, erzählt von einem *vergangenen* Sintflutgeschehen, während das am Ende präsentierte Schriftstück eine *zukünftige* Sintflut ankündigt. Ebenfalls vorausgesagt wird am Ende *ein hefftig groß Erbidmen*, das auf die Sintflut folgen und zu Erdverschiebungen führen wird: *als wan Typho der Rieß Die Affen Insul ins Mór stieß*.⁸²² Damit verweist das Ende zeitlich paradox auf den Anfang im ersten Kapitel, insofern sich zum Zeitpunkt der Ausgrabung am Beginn des Romans ebenso eine Sintflut wie ein auf die Flut folgendes *Erdbibem* ereignet haben, das die rechte Hand des begrabenen Riesen *verruckt* hat.⁸²³

⁸¹⁹ Vgl. Panofsky/Panofsky, Die Büchse der Pandora, S. 30–31.

⁸²⁰ Vgl. Fischart, Geschichtklitterung, S. 62, Str. 17: *Awar siwen Mont gleich harnach [...]*; Str. 18: *Awar es würt ein Jar herschleichen [...]*; Str. 20: *Nach tem würt herrschen, ter da herscht [...]*.

⁸²¹ Ebd., S. 64.

⁸²² Ebd., S. 560.

⁸²³ Ebd., S. 52.

Dieser ‚Zirkelschluss‘, der am Ende des Romans dessen Anfang prophezeit, scheint mir durchaus bezeichnend für die Lösung, die in den ersten beiden Kapiteln des Romans für das Anfangen mit dem Erzählen entwickelt wird. Anstatt einfach anzufangen, wird der erzählerische Zugriff, wie oben gezeigt, aus dem historiographischen Diskurs und seinen Praktiken heraus entwickelt. Die Praktiken werden allerdings nicht einfach nachgebildet. Ganz im Sinne einer satirisch verzerrten Gegenbildlichkeit wird bei Fischart die zirkuläre und supplementäre Struktur zugespitzt, die das Buchwissen des späten 16. Jahrhunderts prägt. Die gelehrte Wissenschaft rekurriert zwar auf ältere Texte, ordnet deren Wissen aber aufgrund der inneren Spannungen und Widersprüche neu. Wie Annius mit seinen wirkmächtigen *Antiquitates* zeigt, lässt sich unter diesen Bedingungen durchaus ein sich selbst authentifizierender Text konstruieren, der genau in die Lücken und Widersprüche innerhalb eines bestimmten Wissensbestands (hier: der antiken Chronistik) passt. Bei Annius sind es die antiken Quellen selbst, die auf die Chronisten verweisen, in deren Mund Annius seine Fälschungen legt. Die Fälschungen hingegen werden durch einen Kommentar sowie eine einschlägige Quellenpolitik (‚lügende Griechen‘ usw.), Etymologien und Euhemerismen maximal kompatibel mit den anderen Quellen gemacht. Dergestalt entsteht ein in sich geschlossenes und sich selbst autorisierendes Verweissystem. Eine solche kreisförmige Schließung vollführt auch die *Geschichtklitterung*, indem sie am Ende eine Rätselprophezeiung in die Erzählung integriert, die die Anfänge des Romans voraussagen – allerdings nicht, um den Roman zu authentifizieren, sondern ein Konzept von Fiktionalität zu verhandeln, das sich ‚aus dem Geist der Fälschung‘ entwickelt. Daran knüpft sich aber, wie das zweite Kapitel mit seinem Ensemble von Supplementen zeigt, eine grundlegendere Verhandlung literarischer Produktivität überhaupt, die mit Kippfiguren zwischen Fülle und Mangel arbeitet. Mit jedem Supplement wird ein neuer Anlauf genommen, um nicht nur mit dem Erzählen anzufangen, sondern dem Dichten überhaupt einen Ursprung zu setzen: mit einem Ursprungsmythos (*Pantagruelische Vorsagung*), der mit den Riesen auch eine niedere Poetik aus einem prekären Überfluss emporsteigen lässt; mit einem über Klangähnlichkeit konstruierten, in sich selbst nachhallenden Text (*Gluck Trara*); und in Form eines sich am klassischen Modell der *imitatio* orientierenden Epos, das der deutschen Dichtkunst mit griechischem Metrum einen Ursprung setzen will.

7.6 Zwischenfazit

Die ersten beiden Kapitel von Fischarts *Geschichtklitterung* demonstrieren auf eindrucksvolle Weise, wie die Frage nach dem Anfang – sowohl der Geschichte des Protagonisten Gargantua als auch der Sprache, der Nation und des eigenen Textes – zum zentralen Problem und zugleich zur produktiven Triebkraft des Erzählens wird. Anstelle eines linearen Erzählbeginns entfaltet Fischart eine Reihe komplexer Erzählübungen, die sich historiographischer Praktiken bedienen – Ausgrabungen, ge-

nealogische Konstruktionen, Inschriften, Sprachvergleiche – und diese satirisch unterlaufen. Die Genealogie des Protagonisten wird nicht einfach erzählt, sondern durch ein Zusammenspiel von Zirkularität und Supplementarität generiert: Ursprünge werden nicht entdeckt, sondern erfunden – mit Verfahren, die sich aus einem beweglich gemachten Buchwissen speisen, das die Widersprüche und Lücken seiner Traditionsbestände ausnutzt.

Die im zweiten Kapitel präsentierten Texte – die *Pantagruelische Vorsagung*, das *Glucktrara*-Gedicht und das *Erbgedicht* – stehen exemplarisch für diese Strategie. Sie setzen jeweils auf unterschiedliche Weise einen Ursprung für das Dichten selbst: mythopoetisch, klanglich, metrisch. Die *Pantagruelische Vorsagung* entwickelt einen grotesken Ursprungsmythos, der aus der Überlagerung antiker, biblischer und volkstümlicher Elemente hervorgeht; das *Glucktrara* hallt als Echo durch den Text und reflektiert die zirkuläre Selbstbezüglichkeit poetischer Produktion; das *Erbgedicht* versucht, das Deutsche durch eine klassisch imitierende Form zur Ursprache der Dichtung zu erklären – und scheitert dabei programmatisch. Im Rückgriff auf das Konzept der Supplementarität bei Derrida lässt sich sagen: Das Erzählen wird bei Fischart als Reaktion auf ein Fehlen möglich – auf die Unverfügbarkeit eines authentischen Ursprungs. Die Supplemente, die Fischart produziert, machen genau auf diesen Mangel aufmerksam und verarbeiten ihn produktiv: Sie erzeugen eine Überfülle an Anfängen, Ursprüngen und Autorisierungsfiguren, die das Erzählen selbst immer wieder neu ermöglichen und zugleich als fiktionale Konstruktion markieren. Diese poetologische Reflexion kulminiert in einem doppelten Schluss: einerseits in der prophetischen Rückbezüglichkeit der *Pantagruelischen Vorsagung*, die am Anfang steht, aber den Schluss des Romans vorwegnimmt; andererseits in der prophetischen Schrift am Ende des Romans, die rückwirkend den Anfang imaginiert. Beide Texte schließen den Erzählbogen nicht ab, sondern schlagen ihn zurück auf seinen Ursprung – und damit auf die Frage, wie dieser überhaupt erzählerisch erzeugt wurde. Diese zirkuläre Schließung ist nicht bloß ein rhetorischer Kunstgriff, sondern Ausdruck einer Konzeption von Fiktionalität, die sich ‚aus dem Geist der Fälschung‘ konstituiert.

8 Ausblick: Mühsame Musen

Die *Geschichtklitterung* setzt sich mit *Win iß* und *Win vß* in eine Klammer, die den Text vom zweiten bis zum letzten Kapitel umspannt und den Roman als Produkt weinseligen Dichtens ausweist. Allerdings hat diese Klammer ein augenfälliges Gegenstück. Am Anfang und am Ende des Romans findet sich nämlich auch je ein Anruf mühsamer Musen, der in beiden Fällen wenig zum weinseligen Dichten, dafür aber umso mehr zur ‚unablässlichen Übung‘ passt, die der Roman, wie gezeigt wurde, auf allen Ebenen praktiziert.

Der erste Musenanruf steht im zweiten Kapitel als Teil eines Epos-Fragments, das angeblich beim Grab des Riesen-Urahns ausgegraben wurde:

O Müsame Muse, Tugetsamm vnd Mutsame Frawen:
Die täglich schawen, daß si di künstlichait bawen.
Die kein Müh nimmermehr schewen zuförderen diese.
Sondern die Mühlichait rechnen für Müsiggang süse,
Wann jhr dieselwige nach wunsch nur fruchtwarlich endet:
Drumb bitt ich jnniglich daß jr mir fördernuß sendet⁸²⁴

Die Musen, die hier angerufen werden, sind mühsam. Ihre Aufgabe ist die mühsame tägliche Sorge um die Kunst. Mühsam ist jedoch ein Attribut, das Menschlichem, nicht Göttlichem zukommt: Mühsam sind beschwerliche menschliche Tätigkeiten oder lästige soziale Umstände;⁸²⁵ mühsam ist in der christlichen Anthropologie das menschliche Leben *post lapsum*. Die überirdische poetische Inspiration hingegen, für die die Musen seit der Antike stehen, ist nicht mühsam, sondern im Gegenteil: mühelos. Inspiration wird – gerade in der Renaissance – enthusiastisch gedacht: Man erhält den inspirierenden göttlichen Hauch nicht durch aktive Mühe, sondern durch *invocatio* und passives Überwältigt-Werden. Diese Unterscheidung zwischen mühseligem auf der einen und inspiriertem Dichten auf der anderen Seite verhandelt der Roman im Prolog an prominenter Stelle ausdrücklich, wenn auch mit anderen Mitteln. Der mühsamen, unter Nacharbeit und mit Fleiß erfolgenden Arbeit wird dort über Seiten hinweg die verlebendigende, *hitzige[]*, *kützelige[]* – kurzum: inspirierende – Kraft des Weins entgegengestellt.⁸²⁶

Wie ernst man diese Inspirationslehre zu nehmen hat, bleibt allerdings höchst fraglich, da das mühsame *nachteulich vnd Fledermåusisch klittern* bei Lampenöl ja

⁸²⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 68f.

⁸²⁵ Vgl. Lemma ‚müesam‘ im FWB-Online, <https://fwb-online.de/lemma/m%C3%BCesam.s.4adj> [Zugriff: 01.12.24].

⁸²⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 38. Zur Gegenüberstellung von inspiriertem, weinseligem Dichten und mühsamem, von Fleiß und Nacharbeit geprägtem Dichten (das wegen der Öllampen nach Öl stinkt) vgl. ebd., S. 37–39. Zum Wein als Mittel der Inspiration vgl. Nigel B. Crowther: *Water and Wine as Symbols of Inspiration*. In: *Mnemosyne* 32 (1979), S. 1–11.

recht ausdrücklich im Titel *Geschichtklitterung* als Produktionsszene des Romans in Aussicht gestellt wird.⁸²⁷ Es scheint daher kaum zufällig, dass auch in den beiden poetologischen Rahmungen diese Gegenüberstellung noch einmal aufgegriffen wird: Wein (*Win iß*, S. 65) auf der einen und mühsame Musen fast wörtlich auf der anderen Seite (nämlich S. 68). Das macht auf eine grundlegende Spannung aufmerksam, die nicht recht zu lösen zu sein scheint: Wie ernst nimmt sich dieses Dichten? Dass der Wein im Roman die Funktion hat, die künstlichen Mittel zu reflektieren, mit denen sich der Text auf sprachlicher Ebene ins Üben setzt, habe ich zu Beginn der Untersuchung argumentiert: Die künstliche ‚Regression‘ von der Sprache zurück in eine grundlegende Sprachlichkeit schafft – wie Gargantuas Nieswurz-Kur – die Ausgangslage, damit sie sich von Neuem formen kann. Gerahmt wird dieses Zurückgehen vor die konventionalisierte Sprache als weinseliges Lallen, das ebenso kindliche wie barbarische Züge trägt und damit auch einen kulturpatriotischen Zuschnitt erhält.

Mit Blick auf die Verfahren, mit denen dies im Text umgesetzt wird, zeigt sich dieses vermeintlich mühelos-beschwipste *MutterLallen* allerdings als ausgesprochen mühevoll: Kleinstarbeit: jedes Morphem wird gedreht und gewendet, um aus dem Wortmaterial der deutschen Sprache einen *sermo barbarus* zu schaffen.⁸²⁸ Allerdings beantwortet seine Funktionalisierung des Wein- und Rauschmotivs nicht die Frage, wie ernst es den von mir nachgezeichneten Übungen in kulturpatriotischer und poetologischer Hinsicht ist. Blickt man auf das sprachpatriotische Netzwerk rund um Fischart,⁸²⁹ scheint die Antwort zumindest in Bezug auf die ‚Spracharbeit‘ der Stammel- und Sprachübungen eindeutig. Aber was ist mit den Übungen, die im Roman über die Produktion von Wörtern und Wendungen hinausgehen und auf das Ausbilden von kleinen Formen und Affektrhetorik (vgl. Kap. 5), von Selbstreflexivität und Mehrstimmigkeit (vgl. Kap. 6) und von fiktionalem Erzählen (vgl. Kap. 7) zielen?

Im obigen Musenanruf sind die Musen mit Mühe beinahe deckungsgleich, was das Modell enthusiastischer oder weinseliger Inspiration durch arbeitsame Anstrengung ersetzt. Das passt durchaus zu dem Projekt, für das die Hilfe der Musen an dieser Stelle erbeten wird, denn es geht um nicht weniger als den performativen Beweis, dass die Dichtkunst ursprünglich deutsch war. Genau das soll das deutsche Epos, das mit dem Anruf eingeleitet wird, leisten: sich die ursprünglich deutschen Hexameter wieder aneignen. Der Beweis scheitert dann allerdings, obwohl die deutschen Hexameter geradezu überspitzt die mühsamen Musen entsprechende Mühe veranschaulichen⁸³⁰ – das Epos bricht unvermittelt ab. Mit diesem Scheitern wird allerdings auch vorgeführt, dass der Versuch sich des ‚falschen‘ Verfahrens bedient. Anstatt sich, wie eingangs im Text

⁸²⁷ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 39.

⁸²⁸ Zu den Verfahren dieser Kleinstarbeit vgl. die umfassende Analyse von Trösch, *Wildes Übersetzen*.

⁸²⁹ Vgl. Brockstieger, *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste*.

⁸³⁰ Vgl. hierzu auch Kellner, *Apologie der deutschen Sprache*, S. 409–410. Eduard Engel, *Geschichte der Deutschen Literatur*. 1. Bd. Wien/Leipzig 1913, S. 288 bemerkt etwas lakonisch: „Nun tapfere Teut-

plädiert wurde, an der Rhythmik und Betonung des Deutschen zu orientieren, wird rein silbenzählend verfahren. Damit beweist das gescheiterte Epos durchaus *ex negativo* die Gültigkeit des vorher präsentierten Grundsatzes: *eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung, vnd soll auch bleiben bei derselben angewönung*.⁸³¹ Also doch, zumindest punktuell, ein ernstes poetologisches Projekt und eine Arbeit an einer deutschen Dichtkunst? Und wenn ja: Was hat es darin mit den mühsamen Musen auf sich?

Der zweite Musenanruf findet sich am Ende des Romans und stellt den Höhepunkt des Bücherlobs dar, das am Eingang zur Bibliothek in der Abteil Willigamut steht. Obwohl das Lob Ptolemäus in den Mund gelegt wird, werden auch hier mühsame Musen adressiert:

Darumb jr Mühsam *Musae* mein
Wehrt hie den Milben, Schaben:
Dann diß die ärgsten Feind hie sein
So dise Künst hie haben.⁸³²

Hier besteht die Mühe der Musen zwar auch in einer Sorge um die Kunst, allerdings weniger im Sinne eines produktiven *Bawens* von Versen als der schützenden Konservierung. Das Epos, in dem der erste Musenanruf auftritt, bleibt fragmentarisch. Mit einem *DESUNT Di nicht da sind* bricht es, wie bereits hervorgehoben, unvermittelt ab,⁸³³ was an der Stelle ebenso auf Textverderbnis durch Schädlinge verweist wie die Abwesenheit der angerufenen Musen betont. Wenn deren Aufgabe das Bewahren der Kunst vor Schädlingen ist, wie der zweite Musenanruf klar macht, ist der korruptierte Text im zweiten Kapitel ein direktes Indiz für mangelnde Förderung durch die Musen.

Der enge Bezug der beiden Musenanrufe aufeinander, die augenfällige Klammer, die sich durch beide bildet, sowie der Umstand, dass der erste Musenanruf Teil einer *Mise en abyme* ist, in welcher der Text seine eigene Ausgrabung imaginiert, legen es nahe, dass darin auch die dichterische Produktivität des ganzen Romans reflektiert wird. Inspiration als Quelle schöpferischer Leistung wird in beiden Anrufen durch Mühe ersetzt, was ganz dem Prinzip unablässlichen Übens entspricht, das dem Roman auf unterschiedlichen Ebenen zugrunde liegt. Produktiv sind diese Übungen auf materieller wie formaler Ebene: sie führen ebenso zur Schöpfung von neuen Wör-

schen, adelich von gmüt und geplüte. Fischart scheint dies ernstlich für einen Hexameter gehalten zu haben“. Vgl. auch Wilhelm Wackernagel: Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. Berlin 1831, S. 27: „Wir sehen, es zeigt sich bei Fischart überall ein Bestreben, durch erzwungene Betonung tonloser Sylben dem Verse einen antiken Klang zu verschaffen; [...] aber so wenig diese stets beachtet ist, lassen sich überhaupt Regeln finden, welche Fischart mit Consequenz durchgeführt hat“.

831 Fischart, Geschichtklitterung, S. 66.

832 Ebd., S. 545.

833 Ebd., S. 69.

tern und Wendungen wie zu neuen Formen und Verfahren. Dieser formative Zug konstituiert im Kern einen Text, der sich endlos weiterschreiben ließe, da dieses Üben – wie der synoptische Abdruck der drei Ausgaben eindrücklich zeigt – in mehreren Schleifen von Neuem ansetzen kann.

Der zweite Musenanruf macht aber auch auf eine grundlegende Spannung aufmerksam, die sich nicht auflösen lässt. Denn die Übungen, die in dieser Arbeit nachgezeichnet wurden, sind durchaus Teil eines satirischen Programms und haben insofern eine konservierende Funktion, als sie Archivpflege betreiben und problematisch gewordene, parasitäre Praktiken der frühneuzeitlichen Gelehrsamkeit durch einen Gattungswechsel unschädlich machen. In das fiktionale Erzählen der niederen, volkssprachigen Literatur verbannt, haben diese Praktiken einen eingehegten Wirkbereich. Ihr Anspruch auf Wahrheit und Wissen wird vorgeführt und negiert. Zugleich entwirft der Roman damit aber nicht nur implizit eine Poetik niederer Literatur, sondern auch ein kulturpatriotisches Programm. Dieser Zug wird bei den Sprach- und Formübungen besonders offensichtlich, bei denen mit Praktiken aus dem historischen Lateinunterricht das ‚barbarische‘ *MutterLallen* geformt wird. Allerdings bleibt dieses Programm ambivalent – weil es nicht um eine Normierung und Standardisierung der deutschen Sprache geht, steht Fischarts eigenwilliges Konzept von Sprachpflege vor dem Hintergrund der sprachpatriotischen Tendenzen des späten 16. und 17. Jahrhunderts ziemlich allein da. Der hochgradig idiomatische *sermo*, den der Roman ausbildet, wird zudem über die zentrale Reflexionsfigur der Trunkenheit als ebenso kindliches wie barbarisches Lallen inszeniert, was ihm zum einen eine ganz eigene Potenz verleiht („die Potenz von Sprache an sich“),⁸³⁴ zum anderen den *sermo* aber gerade durch die Verwendung grobianischer Darstellungsverfahren im Rahmen der satirischen Programmatik auch beträchtlich problematisiert. Vorgeführt wird zwar, wie sich das ‚Barbarische‘ aus sich selbst heraus formen lässt, aber es bleibt nicht zu entscheiden, ob dieses Gegenmodell als Alternative zu einer Disziplinierung mittels Formung am antiken Ideal nun kulturpatriotisch ernst gemeint ist oder im Sinne der Satire den Auswüchsen späthumanistischer Selbstformung den Spiegel vorhalten soll.

Die Interpretation von Fischarts Übungen stößt damit auf ein Grundproblem, das mit dem Verfahren der negativen, satirischen *imitatio* zusammenhängt (vgl. dazu Kap. 3.3.). Wenn ‚an sich selbst‘ das Schlechte vorgeführt wird, indem es verzerrt und zugespitzt wird, neigt die schiere Produktivität und Performanz des unter negativen Vorzeichen Nachgeahmten zum einen dazu, die satirische Didaxe gewaltig zu überformen. Diese Überformung zeigt sich mithin in der berühmten Formlosigkeit der Gattung Satire, vorzugsweise in ihrer menippeischen Ausprägung. Zum anderen neigt eine negative *imitatio* dazu, mit der Außenposition auch eine sichere epistemische und ethische Position zu verlieren. Denkt man allerdings mit Foucault über die satirische *imitatio* nach, scheinen ebenso ihre Unförmigkeit wie auch eine Position, an der

⁸³⁴ Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 208.

kein Wahrsprechen mehr möglich ist, nichts anderes als das Risiko und die Kosten ethischer Selbstformung zu sein. Butler bringt das in ihrer Foucault-Lektüre wie folgt auf den Punkt:

Vollzieht sich diese Selbst-Bildung jedoch im Ungehorsam gegenüber den Prinzipien, von denen man geformt ist, wird Tugend jene Praxis, durch welche das Selbst sich in der Entunterwerfung bildet, was bedeutet, dass es seine Deformation als Subjekt riskiert und jene ontologisch unsichere Position einnimmt, die von neuem die Frage aufwirft: Wer wird hier Subjekt sein, und was wird als Leben zählen, ein Moment des ethischen Fragens, welcher erfordert, dass wir mit den Gewohnheiten des Urteilens zu Gunsten einer riskanteren Praxis brechen, die versucht, den Zwängen eine künstlerische Leistung abzurufen?⁸³⁵

Den Zwängen eine künstlerische Leistung abringen – das ist mühsam. Wie Fischart zeigt, gilt das nicht nur für eine ethische Selbstformung von Subjekten, sondern auch für die Übungen der Satire. Die menippeische Satire, deren Übungen allgemein auf eine kynisch-zweifelnde Geisteshaltung zu zielen scheinen,⁸³⁶ neigt zur Deformation – aber eben auch zur Selbstreflexivität.⁸³⁷ Mit anderen Worten: Die Praktiken, auf die das menippeische ‚Unthinking‘ zielt, werden innerhalb der Texte nicht nur angezweifelt, sondern auch ästhetisch produktiv. Bei Fischart führt der Ungehorsam gegenüber den humanistischen Formungspraktiken deshalb nicht nur zur epistemischen Kritik an denselben, sondern findet im Barbarischen eine eigentümliche Reflexionsfigur, mit der dieselben Praktiken umgewertet und poetisch angeeignet werden. Deshalb verbindet sich der satirische Ungehorsam nicht nur mit einem ethischen, sondern auch mit einem ästhetischen Fragen: *Was kann und soll Dichtung sein?* Die Antworten, die sich in Fischarts Roman finden, sind ebenso vielgestaltig wie vorläufig – jede Übung ist prinzipiell darauf angelegt, noch einmal von Neuem anzusetzen.

Damit ist auch die vorliegende Arbeit an ihrem vorläufigen Ende: Ziel der Arbeit war es, anhand von Johann Fischarts *Geschichtklitterung* eine Perspektive auf literarische Texte zu entwerfen, die beim Modell ‚Übung‘ ansetzt. Diese Übung wurde dafür eingangs zum einen in reflexiven und formbildenden Dynamiken verortet, mit denen poetische Prinzipien durch Wiederholung, Variation und Transformation sukzessive ausgebildet werden. Zum anderen wurden diese Dynamiken an konkrete historische Praktiken rückgekoppelt, die in den Texten nicht bloß thematisiert, sondern auf Ebene ihrer sprachlichen Organisation nachgebaut werden. So kommt mit Übung eine literarische Produktivität in den Blick, die zwischen ästhetischer Eigenlogik und pragmatischer Kontextgebundenheit vermittelt, – und damit eine spezifische Form

⁸³⁵ Butler, Was ist Kritik?, S. 265.

⁸³⁶ Vgl. Blanchard, Scholar's Bedlam, insb. S. 14–15; Werner von Koppenfels: Der Andere Blick. Oder: Das Vermächtnis des Menippos. Paradoxe Perspektiven in der europäischen Literatur. München 2007, insb. S. 19; Auerochs, Geisteszustände, S. 11–28.

⁸³⁷ Vgl. zum „innigen Nexus von Unform und Selbstreflexivität“ der menippeischen Satire Dell'Anno, satura, S. 99.

von ‚Selbstbildung‘, die nicht intentional-subjektiv, sondern strukturell-performativ verfasst ist.

Mit der Frage, welche historischen Praktiken zu welchen Bedingungen als Medien ästhetischer Formung in Texten herangezogen werden, lässt sich die hier vorgeschlagene Perspektive in dem breiten Forschungsfeld einer ‚Anderen Ästhetik‘ situieren.⁸³⁸ Literatur als Übung in den Blick zu nehmen, verspricht aber auch für Texte einen analytischen Erkenntnisgewinn, die in anderen historischen Kontexten entstanden sind. Hier ließe sich etwa an Ergebnisse anschließen, die im Rahmen des Zürcher SNF-Projektes „ETHOS. Ethische Praktiken in ästhetischen Theorien des 18. Jahrhunderts“ entstanden sind.⁸³⁹ Das Modell Übung eignet sich allerdings nicht als universell anwendbares Analyse-Tool. Zum einen verspricht das Konzept besonders dann einen analytischen Mehrwert, wenn die Texte in ihren Übungen auf konkrete historische Praktiken rekurrieren. Ohne diesen Bezug läuft das Modell Gefahr, im Vergleich zu anderen Herangehensweisen insofern an analytischer Schärfe zu verlieren, als das grundlegende Strukturmerkmal selbstbildenden Übens – Wiederholung – auf Ebene der literarischen Traditions- und Gattungszusammenhänge zur Proliferation neigt.

Zum anderen verpflichtet die Methode – was meine Untersuchungen vorgeführt haben dürften – dazu, die Idiosynkrasien der Texte nachzuzeichnen und mit dem Selbstdenken der Texte auch erst einmal im Bereich des Vor-Systematischen zu bleiben. Was für die Analyse der Gegenstände fruchtbaren Segen verspricht, kann sich für eine übergeordnete, historisch-systematische Einordnung der damit beförderten Einzelbefunde als Fluch erweisen. Denn stellt man mit dem Modell Übung die Frage, wie Texte zu ihren jeweiligen historischen Bedingungen literarische Verfahren ausbilden und reflektieren, legt man zwar den Grundstein für eine Reihenbildung abseits teleologischer Entwicklungslinien, läuft dafür aber tendenziell Gefahr, das Innovationspotenzial der jeweiligen Untersuchungsgegenstände zu überschätzen. Deshalb sei abschließend nochmals betont: Die bei Fischart analysierten Übungen sind vom Stammeln bis zum Erzählen auf die Mittel der indirekten Satire zurückzuführen. Die satirische *imitatio* führt dazu, dass gelehrte Praktiken im Text nachgebildet werden. Beim Übertritt in den Text werden diese zu literarischen Verfahren und beziehen sich als solche ebenso satirisch-abbildend auf ein Angriffsobjekt, wie sie zu Medien einer ästhetischen ‚Selbstformung‘ werden. Damit stellt die *Geschichtklitterung* ein Projekt dar, das programmatisch ambig bleibt.

⁸³⁸ Vgl. Gerok-Reiter/Robert: *Andere Ästhetik*.

⁸³⁹ Vgl. Frauke Berndt, Johannes Hees-Pelikan, Carolin Rocks (Hrsg.): *Johann Jacob Bodmers Praktiken. Zum Zusammenhang von Ethik und Ästhetik*. Göttingen 2022 (Das achtzehnte Jahrhundert – Supplementa. 31) sowie Frauke Berndt [u. a.] (Hrsg.): *Ethische Praktiken in ästhetischen Theorien*. Hamburg 2024 (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. Sonderheft. 24).

9 Literaturverzeichnis

a) Quellen

- Alciato, Andrea: Viri Clarissimi D. Andreae Alciati Iurisconsultiss. Mediol. ad D. Chonradum Peutingerum Augustanum, Iurisconsultum Emblematum liber. Augsburg: H. Steiner, 1534 [VD16 A 1643].
- Anonym: Deutscher Kalender. Augsburg: J. Blaubirer, 1481.
- Anonym (R.S.M.): Ein warnung an den Bock Emser. [Wittenberg: J. Rhau-Grunenberg, 1521] [VD16 W 1219].
- Anonym: Ein schön Neu Liedt/ von einem frenckischen Edelman/ Albrecht von Rosenberg genandt. [s. l.] 1560.
- Anonym: Der Fincken Ritter. History vnd Legend von dem treffenlichen vnnd weiterfarnen Ritter, Herrn Policarpen von Kirr=larissa [...]. [C. Müller d. Ä., um 1560] [VD16 ZV 5851].
- Anonym: Lieder-Büchlein, Darinn begriffen sind Zwei hundert und sechzig Allerhand schöner weltlicher Lieder [...]. [Frankfurt a. M., s. n.] 1582.
- Anonym: Der Oberrheinische Revolutionär. das buchli der hundert capiteln mit XXXX statuten. Hrsg. von Klaus H. Lauterbach. Hannover 2009 (MGH Staatsschriften. 7).
- Anonym: Der Fincken Ritter. In: Horst Brunner (Hrsg.): Von achtzehn Wachteln und dem Finkenritter. Deutsche Unsinnsdichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Stuttgart 2014, S. 96–126.
- Aphthonius: Progymnasmata / Vorübungen. Griechischer Text mit deutscher Übersetzung. Hrsg. von Otto und Eva Schönberger. Würzburg 2019.
- Aphthonius [u. a.]: Aphthonii Sophistae Progymnasmata, partim a Rodolpho Agricola, partim a Ioanni Maria Catanaro latinitate donata [...]. Köln: A. Birckmann, 1574.
- Aphthonius [u. a.]: Progymnasmata Aphthonii Sophistae, Partim a Rodolpho Agricola, partim a Ioanne Maria Catanaeo latinitate donata [...]. Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1589.
- Ascham, Roger: Disertissimi Viri, Rogeri Aschami, Familiarium Epistolarum ad Joannem Sturmium. Oxonia: Lichfieldian, 1703.
- Aventin, Johannes: Chronica, darinn nicht allein deß gar alten Hauß Bayern, Keyser, Könige [...]. Frankfurt a. M.: J. und S. Feyerabendt, 1580 [VD16 T 2321].
- Becker, Christoph Johann: ISMENIVS Oder/ Ein vorbild Stäter Liebe. [...]. Straßburg: B. Jobin, 1573.
- Bodin, Jean: Method for the Easy Comprehension of History. Hrsg. und übers. von Beatrice Reynolds. New York 1945.
- Bonfinius, Antonius: Antonii Bonfinii rerum ungaricarum decades tres [...]. Basel: R. Winter, 1543 [VD16 B 6592].
- Bosch, Johannes Loneus: Kurtzer Bericht von dem PODAGRA/ vnd andern Glidtsuchten [...]. Ingolstatt: W. Eder, 1582.
- Bracciolini, Poggio: Poggii Florentini Oratoris Et Philosophi Opera. Basel: H. Petri, 1538 [VD16 P 3858].
- Brotuff, Ernst: Chronica Vnd Antiquitates des alten Keiserlichen Stiffts, der römischen Burg und Stadt Merseburg an der Saale bei Thüringen [...]. Leipzig: G. Hantzsch, 1557 [VD16 B 8432].
- Calepinus, Ambrosius: PENTAGLOTTOS. Hoc est, quinque linguis, nempe Latina, Græca, Germanica, Flandrica, & Gallica constans [...]. Antwerpen: A. C. Diesthemius, 1546.
- Cicero, Marcus Tullius: M. T. Ciceronis pro Marco Caelio Oratio XXXIII. Leuven: S. Sassenus, 1549 (Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sig. Ba Va 28:4).
- Cicero, Marcus Tullius: De oratore. Über den Redner. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Harald Merklin. 2. Auflage. Stuttgart 1991.
- Dasypodius, Petrus: De schola urbis Argentoratensis. Straßburg: J. und T. Rihel, 1556.
- Dedekind, Friedrich: Grobianus, et Grobiana. De morum simplicitate, libri tres. Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1554.
- Dee, John: Monas Hieroglyphica Iannis Dee, Londinensis [...]. Antwerpen: W. Silvius, 1564.

- Eccard, Johannes: *Neue Lieder Mit fünff und vier Stimmen/ gantz lieblich zu singen vnd auff allerley Instrumenten zugebrauchen: Durch Iohannem Eccardum Mulhursinum [...].* Königsberg: G. Osterberger, 1589.
- Erasmus, Desiderius (Erasmus von Rotterdam): *Adagiorum Chiliades Des. Erasmi Roterodami Qvatvor cum dimidia ex postrema autoris recognitione [...].* Basel: H. Froben und N. Episcopus, 1551.
- Erasmus, Desiderius (Erasmus von Rotterdam): *Collected Works of Erasmus 24. Literary and Educational Writings II: De Copia.* Übers. und komm. von Betty I. Knott. Hrsg. von Craig R. Thompson. Toronto [u. a.] 1978.
- Erasmus, Desiderius (Erasmus von Rotterdam): *Collected Works of Erasmus 33. Adages: II I 1 to II vi 100.* Hrsg., übers. und komm. von Roger A. B. Mynors. Toronto [u. a.] 1991.
- Erasmus, Desiderius (Erasmus von Rotterdam): *Collected Works of Erasmus 35. Adages: III iv 1 to IV ii 100.* Übers. und komm. von Denis L. Drydall. Hrsg. von John N. Grant. Toronto [u. a.] 2005.
- Erasmus, Desiderius (Erasmus von Rotterdam): *Schutzschrift Hyperaspistes gegen Martin Luthers Buch ‚Vom unfreien Willen‘.* Übers. von Oskar Johannes Mehl. Durchges. von Siegfried Wollgast. In: *Vom unfreien Willen. Martin Luther in der Auseinandersetzung mit Erasmus von Rotterdam.* Hrsg. von Albrecht von Brandenstein-Zeppelin. Weilheim-Bierbrunn 2015, S. 487–738.
- Erasmus, Desiderius (Erasmus von Rotterdam): *Ratio seu compendium verae theologiae per des. erasmus roterodamum.* Übers. von Gerhard B. Winkler. In: *Erasmus von Rotterdam. Ausgewählte Schriften. Lateinisch und Deutsch. Bd. 3 von 8.* Hrsg. von Werner Welzig. Darmstadt 2016.
- von Eyb, Albrecht: *Ob einem Man gezime zunemen ein Eweib oder nit, sampt der antwort darauff [...].* Augsburg: H. Steiner, 1540 [VD16 E 4745].
- Fischart, Johann: *Das Sechste Buch. Vom Amadis auß Franckreich [...].* Frankfurt a. M.: P. Schmid für H. Feyerabend, 1572.
- Fischart, Johann: *Ein notwendige Anweisung vnnd vorbericht in lesung folgender lieblicher History [...].* In: [Eusthatus Macrembolites]: *Ismenius Oder/ ein vorbild Stäter Liebe [...]* Erstlich durch Eustachium Philosophum in Griechischer Sprache beschriben/ nachmals durch Lelium Carani in Italiano transferiert/ jetzo aber von Joh. Christ. Artopoeo [...] in Teutsch gefertig. Straßburg: B. Jobin, 1573.
- Fischart, Johann: *Affentheurliche vnd Ungeheurliche Geschichtschrift Vom Leben/ rhaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grandgusier/ Gargantoa/ vnd Pantagruel [...].* [Straßburg: B. Jobin], 1575.
- Fischart, Johann: *Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin. Oder, Des Berümtesten vnd Hoherleuchtesten Griechischen Philosophi, oder Natürlicher Weißheytkündigers vnd Lehrers Plutarchi Naturgescheide Eheliche Gesaz [...].* Straßburg: B. Jobin, 1578.
- Fischart, Johann: *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung Von Thaten vnd Rahten der vorkurtzenlangenweilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgusier/ Gargantua vnd Pantagruel [...].* [Straßburg: B. Jobin], 1582.
- Fischart, Johann: *Gantz gedenckwürdige vnd Eygentliche Verzeichnuß/ wie die mächtig und prächtig von vielen Jahren her zugerüstete Spanische Armada [...].* Straßburg: B. Jobin, 1588.
- Fischart, Johann: *Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen langen vnnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua [...].* [Straßburg: B. Jobin], 1590.
- Fischart, Johann: *Podagrammisch Trostbüchlein.* Straßburg: T. Jobin, 1604.
- Fischart, Johann: *Johann Fischart's Geistliche Lieder und Psalmen aus dem Straßburger Gesangbüchlin von 1576.* Hrsg. von G. v. Below und J. Zacher. Berlin 1849.
- Fischart, Johann: *Geschichtklitterung. (Gargantua).* Text der Ausgabe letzter Hand von 1590. Hrsg. von Ute Nyssen. Düsseldorf 1963.
- Fischart, Johann: *Geschichtklitterung (Gargantua).* Synoptischer Abdruck der Fassungen von 1575, 1582 und 1590. Hrsg. von Hildegard Schnabel. 2 Bde. Halle a. S. 1969.

- Fischart, Johann: Eulenspiegel reimenweis. Sämtliche Werke, Bd. 2. Hrsg. von Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler. Stuttgart-Bad Cannstadt 2002.
- Fischart, Johann: Das Sechste Buch vom Amadis (1572). Sämtliche Werke, Bd. 3. Hrsg. von Ulrich Seelbach und W. Eckehart Spengler. Bern [u. a.] 2012.
- Folengo, Teofilo: Baldo. Hrsg. und übers. von Ann E. Mullaney. Bd. 1 von 2. London 2007.
- Franck, Sebastian: Das Theür vnd künstlich Büchlin Morie Encomion [...]. [Ulm: Varnier, ca. 1543] [VD16: E 3203].
- Friderich, Matthäus: Wider den Sauffteufel/ gebessert/ vnnd an vilen örthern gemehret [...]. Frankfurt a. d. O.: Johannes Eichorn, 1557.
- Frisius, Jacobus: Bibliotheca Philosophorum Classicorum Authorum Chronologica. [...]. Zürich: J. Wolf, 1592 [VD16 F 3013].
- Gartner, Andreas: Proverbialia Dicteria, versibvs rhytmaticis, adiuuandam memoriam [...]. [Frankfurt a. M.: Egenolff], 1566.
- Gessner, Conrad: Bibliotheca Universalis, sive Catalogus omnium scriptorum locupletissimus [...]. Zürich: C. Froschauer, 1545 [VD16 G 1698].
- Gessner, Conrad: Fischbuoch. Das ist ein kurtze/ doch vollkommne beschreybung aller Fischen so in dem Meer vnd süssen wasserren [...]. Zürich: C. Froschauer, 1575.
- Glanner, Caspar: Der Erste Theil Newer Teutscher Geistlicher vnd Weltlicher Liedlin [...]. Tenor. München: A. Berg, 1578.
- Goropius Becanus, Johannes: Origines Antwerpianae, sive Cimmeriorum Becceselana novem libros complexa. Antwerpen: C. Plantin, 1569.
- Graminäus, Diederich: Beschreibung derer Fürstlicher Gülscher Hochzeit [...]. Köln [s. n.] 1587.
- Hieronymus: Biblia Sacra Vulgata. Bd. 1: Genesis – Exodus – Leviticus – Numeri – Deuteronomium. Hrsg. von Michael Fieger, Widu-Wolfgang Ehlers, Andreas Beriger. Berlin [u. a.] 2018 (Edition Tusculum).
- Holtzwardt, Mathias: Lustgart Newer deutscher Poeteri in fünff Büchern beschriben/ vnd gedicht durch Matthias Holtzwardt von Harburg [...]. Straßburg: J. Rihel, 1568.
- Holtzwardt, Mathias: Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum primariorumque, quos scire licet, veteris Germaniae Heroum. Straßburg: B. Jobin, 1573.
- Hondorff, Andreas: Promptuarivm Exemplorum. Historienn vnd Exempel buch. Aus Heiliger Schrifft/ vnd vielen andern bewerten vnd beglaubten Geistlichen vnd Weltlichen Büchern vnd Schrifften gezogen. [...]. Leipzig: J. Berwaldt, 1568.
- Hondorff, Andreas: Promptuarium Exemplorum. Das ist: Historien vnd Exempelbuch/ nach ordnung vnd Disposition der heiligen Zehen Gebott Gottes [...]. Frankfurt a. M.: Peter Schmidt, 1572.
- Ps.-Horapollon: [Hieroglyphica] Ori Apollinis Niliaci, de sacris notis & sculptutris libri duo [...]. Paris: J. Kerver, 1551.
- Ps.-Horapollon: Des Niloten Horapollon Hieroglyphenbuch. Hrsg. und übers. von Heinz Josef Thissen. Bd. 1. München 2001.
- Horaz: Satiren / Sermones. Briefe / Epistulae. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. von Gerhard Fink. Übers. von Gerd Herrmann. Düsseldorf/Zürich 2000 (Sammlung Tusculum).
- Irenicus, Franciscus: Germaniae exegeseos volumina duodecim [...]. Hagenau: T. Anshelm, 1518 [VD16 F 2815].
- Isidorus Hispalensis (Isidor von Sevilla): Etymologiarum sive Originum libri XX. Hrsg. von W. M. Lindsay. Oxford 1911. Digitalisierte Version der Bibliotheca Augustana. Hrsg. von Angus Graham, https://www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost07/Isidorus/isi_et00.html [Zugriff: 01.09.24].
- Lazius, Wolfgang: De gentium aliquot migrationibus [...]. Basel: J. Oporin, 1557 [VD16 L 849].
- Le Laboureur, Jean: Les tombeaux des personnes illustres. Avec leurs eloges, genealogies, armes & devises. Paris: Jean le Bouc, 1642.
- Jercher, Laux: Neue Zeitung vom großen Mann/ wie des Königs auß portugals Schiffleut eynen grossen mann haben zu wegen bracht/ heiße Christian groß India [...]. [s. l. s. n., ca. 1547] [VD16 L 1287].

- Lindenbrog, Erpold: *Chronica Von dem Scheutzlichen Kriege welchen die Cimbri mit dem Römischen Volcke gantz Acht Jahr geführt* [...]. Hamburg: J. Wolff, 1589 [VD16 L 1885].
- Liscow, Christian Ludwig: *Kurtze, aber dabey deutliche und erbauliche Anmerkungen, über die Klägliche Geschichte, von der Jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem* [...]. In: ders.: *Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften*. Frankfurt a. M./Leipzig: Herold, 1739.
- Lullus, Raimundus: *Opera*. Reprint of the Strasbourg 1651 Edition. Hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Anthony Bonner. Stuttgart-Bad Cannstatt 1996.
- Luther, Martin: *Der Eilfft Teil der Bücher des Ehrwürdigen Herrn D. Martini Lutheri/ Nemlich/ die herrliche Auslegung vber das Erste Buch Mosi* [...]. Wittenberg: T. Klug, 1558 [VD16 L 3340].
- Luther, Martin: *Deudsch Catechismus (Der Große Katechismus) (1529)*. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 30,2. Hrsg. von O. Albrecht [u. a.]. Weimar 1910.
- Luther, Martin: *Das XVI. Kapitel S. Johannis gepredigt und ausgelegt*. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 46. Hrsg. von O. Brenner [u. a.]. Weimar 1912, S. 1–112.
- Mathesius, Johannes; Oberndorffer, Martin [Bearbeiter]: *Diluvium, das ist Historia von der Sündflut* [...]. Gepredigt in S. Joachims Thal/ anno 57. vnd 58. Durch den Ehrwürdigen Herrn M. Johann Mathesium den eltern [...]. Nürnberg: K. Gerlach, 1587 [VD16 M 1467].
- Melanchthon, Philipp: *De rhetorica libri tres*. Basel: J. Froben, 1519.
- Meneander of Laodicea (Menander Rhetor): *Ars Rhetorica*. Hrsg. und übers. von William H. Race. Cambridge 2019.
- Morisot, Jean: *Colloquiorum libri quatuor, ad Constantinum filium* [...]. Basel: J. Oporinus, 1549.
- Münster, Sebastian: *Cosmographia. Beschreibung aller Lender durch Sebastianum Munsterum* [...]. Basel: H. Petri, 1546.
- Münster, Sebastian: *Cosmographeÿ: das ist Beschreibung Aller Länder, Herrschafften vnd fürnemesten Stetten des gantzen Erdbodens* [...]. Basel: S. Henricpetri, 1598 (VD16 M 6706).
- Murner, Thomas: *Vergilij maronis dryzehen Aeneadischen Bücher von Troianischer zerstörung* [...]. Straßburg: J. Grüninger, 1515.
- Murner, Thomas: *Narrenbeschwörung*. Hrsg. von M. Spanier. Mit einem Briefe Murners in Handschriftendruck. Berlin, Leipzig 1926.
- Nanni, Giovanni [Annius von Viterbo]: *Commentaria fratris Ioannis Annii Viterbensis ordinis praedicatorum Theologiae professoris super opera diuersorum auctorum de Antiquitatibus* [...]. Rom [s. n.], 1498.
- Nanni, Giovanni [Annius von Viterbo]: *Antiquitatum variorum volumina XVII*. Paris: J. Bade, J. Petit, 1512.
- Neander, Michael: *Opus aureum et scholasticum, in quo vntinentur Pythgorae carmina aurea* [...]. Leipzig: H. Steinmann, 1577.
- Paré, Ambroise: *Les œuvres d'Ambroise Paré, conseiller et premier chirurgien du Roy. Dixiesme edition, reveue et corrigée en plusieurs endroits, & augmentée d'un fort ample traicté des fièvres* [...]. Lyon: C. Prost, 1641 [zuerst Paris: G. Buon, 1585].
- Paré, Ambroise: *Deux livres de chirurgie* [zuerst Paris 1573]. In: *Œuvres complètes d'Ambroise Paré*. Hrsg. und komm. von Joseph-François Malgaigne. Bd. 2 von 3. Paris 1840.
- von Pforr, Antonius: *Die Alten weysen. Apophtegmata Sapientium. Der Alten Weisen exempel sprüch/ mit vil wunder schönen Beyspielen* [...]. Straßburg: B. Grieninger, 1536 [VD16 J 380].
- Piccolomini, Eneas Silvio: *Germania Enee Silvii, in qua candide lector continentur gravamina Germanicae nationis* [...]. Argentorati: R. Beck, 1515.
- Pico della Mirandola, Giovanni: *Oratio de hominis dignitate. Rede über die Würde des Menschen. Lateinisch – Deutsch*. Hrsg. und übers. von Gerd von der Gönna. Stuttgart 2009.
- Pirckheimer, Willibald: *Eckius dedolatus. Der enteckte Eck*. Hrsg. und übers. von Niklas Holzberger. Stuttgart 1983.
- Plautus: *M. ACCIVS PLAVTVS ex fide, atque auctoritate complurium librorum manv scriptorum opera dionys. Lambini* [...]. Paris: J. Macäus, 1576.

- Plutarch: Plutarch's Lives. With an English Translation by Bernadotte Perrin. Cambridge/London 1917.
Version der Perseus Digital Library, <http://data.perseus.org/citations/urn:cts:greekLit:tlg0007.tlg045.perseus-eng1:80.5> [Zugriff: 01.09.24].
- Rabelais, François: La vie treshorricque du grand Gargantua, pere de Pantagruel iadis composee par M. Alcofribas abstracteur de quinte essence. Lyon: F. Juste, 1542. Digitalisierte Fassung der Bibliothèques Virtuelles Humanistes, Centre d'Études Supérieures de la Renaissance, http://xtf.bvh.univ-tours.fr/xtf/view?docId=tei/B360446201_B343_2/B360446201_B343_2_tei.xml [Zugriff: 01.12.24].
- Rabelais, François: Œuvres complètes. Hrsg. und komm. von Jacques Boulenger, durchges. von Lucien Scheler. Paris 1955.
- Rabelais, François: Œuvres complètes. Hrsg. und komm. von Mireille Houchon. Paris 1994.
- Rabener, Gottlieb Wilhelm: Hinkmars von Repkow Noten ohne Text. In: ders.: Sammlung satyrischer Schriften. Zweyter Theil. Leipzig: Johann Gottfried Dyck, 1751, S. 107–168.
- Rülich, Bartholomäus: Gute Jesuiterische Neue Zeitung und Ursachen/ Warumb viel Tausend guthertziger Lutheraner/ Calvinianer/ Zwinglianer [...]. Erst zu Ingolstade/ Nachgedruckt zu Eißleben: Grosian, 1556.
- Ryff, Walther Hermann: Der erst theyl der kleinen Apoteck oder Confectbüchlin [...]. Straßburg [B. Beck, 1552].
- Sachs, Hans: Die hundert vnnd Vier vnd zweintzig Fisch vnd Meerwunder mit jrer art. Das ander Buch: Sehr herrliche Schöne Artliche vnd gebundene Gedicht mancherley art [...]. Nürnberg: Ch. Heußler, 1560.
- Sachs, Hans: Werke. Hrsg. von Adelbert von Keller. Bd. 7. Tübingen 1867.
- Scheidt, Caspar: Grobianus/ Von groben sitten/ vnd vnhöflichen geberden [...]. Worms: G. Hoffman, [1552].
- Scheidt, Caspar; Hellbach, Wendelin [Überrbeiter]: Grobianus und Grobiana. Von unfletigen/ groben/ unhöflichen sitten vnd Bäuwrischen gebärden. Erstmals im Latein durch den sinnreichen Poeten M. Fridericum Dedekindum beschriben/ jetzund aber auff's artlichst vnd lustigst in künstliche Reimen gestellt [...]. Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1586.
- Schulting Steinwich, Cornelius: Ecclesiasticae Disciplinae Libri Sex: De canonica et monastica Disciplina collapsa restavrandae, pristinoque nitori restituenda. Köln: W. Lutzenkirchen, 1589.
- Selnecker, Nikolaus: Die Propheten/ Allen frommen vnd einfeltigen Christen vnd Hausvätern zum unterricht [...]. Leipzig: J. Berwalds Erben, 1579 [VD16 B 3746].
- Spangenberg, Cyriacus: Mansfeldische Chronica. Der Erste Theil. Von Erschaffung vnd Austheilung der Welt [...]. Eisleben: A. Petri, 1572.
- Spauter, Johannes: Iohannis Despavterii Niniuitae Commentarii Grammatici [...]. Paris: R. Stephanus, 1537.
- Stimmer, Tobias: Pandora. Feder in Schwarz, violett laviert. Um 1574. Kunstmuseum Basel, Kupferstichkabinett, Inv. Bi.375.12.
- Stumpf, Johannes: Schwyzer Chronica: auss der grossen in ein handbüchle zusammen gezogen [...]. Zürich: C. Froschauer, 1554 [VD16 S 9866].
- Sturm, Johannes: Ioannis Sturmii Classicarum Epistolarum Libri III. Straßburg: J. Rihel, 1565 [VD16 S 9915].
- Sturm, Johannes: Scholae Lavinganae. Ad D. Philippum Ludovicum [...]. Lavingae: Emanuel Saltzer, 1565.
- Sturm, Johannes: Poeticvm Primum volumen [...]. Straßburg: J. Rihel, 1565 [VD16 S 9979].
- Sturm, Johannes: Ioannis Sturmii De Imitatione Oratoria libri tres [...]. Straßburg: B. Jobin, 1574.
- Sturm, Johannes: De exercitationibus rhetoricis liber academicus. Straßburg: N. Wyriot, 1575 [VD16 S 9900].
- Sturm, Johannes: Ioannis Sturmii De Universa Ratione Elocutionis Rhetoricae, libri IIII. [Straßburg]: B. Jobin, 1576.
- Sturm, Johannes: Poeticum Tertium volumen Cum lemmatibus Iannis Sturmij [...]. Straßburg: J. Rihel, 1577.

- Sturm, Johannes: *Johannis Sturmi linguae latinae resolvendae ratio tradita in celebri reipublicae Argentorensis Academia anno septuagesimo tertio et nunc primum in lucem edita*, studio Johannis Lobarti Borussi iuris utriusque icentiati. Straßburg: N. Wyriot, 1581 [VD16 S 9944].
- Sturm, Johannes: *Classical Letters*. In: *Johannes Sturm on Education. The Reformation and Humanist Learning*. Hrsg. und übers. von Lewis William Spitz, Barbara Sher Tinsley. Saint Louis 1995.
- Sturm, Johannes: *De literarum ludis recte aperiendis* [Straßburg 1538]. Übers. von Hans-Christoph Schröter. In: *Johannes Sturm (1507–1589). Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages*. Hrsg. von Bernd Schröder. Jena 2009 (*Arbeiten zur historischen Religionspädagogik*. 7), S. 75–230.
- Sturm, Johannes: *Scholae Lauinganae*. Übers. von Ernst Eckel. In: *Johannes Sturm (1507–1589). Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages*. Hrsg. von Bernd Schröder. Jena 2009 (*Arbeiten zur historischen Religionspädagogik*. 7), S. 235–370.
- Tacitus: *Germania*. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1972.
- Vergil: *P. Virgillii Maronis Aeneidos Liber Dvodecimvus*. Leuven: S. Sassenus, 1549 (Exemplar Universitätsbibliothek Basel, Sig. Ba Va 28:4).
- Vives, Juan Luis: *De ratione dicendi*. Lateinisch – Deutsch. Übers. und hrsg. von Emilio Hidalgo-Serna. Marburg 1993.
- Wirsung, Christoph: *Ein newes Artzney Buch Darinn fast alle eusserliche vnd innerliche Glieder des Menschlichen leibs [...]*. Heidelberg: J. Mayer, 1572 [VD16 W 3605].
- Valerianus, Pierius: *Hieroglyphica Sive De Sacris Aegyptiorvm Aliarvmqve Gentivm literis [...]*. Basel: Guarin, 1575.
- von Zimmern, Froben Christoph: *Zimmerische Chronik*. Hrsg. von Karl August Barack. Freiburg i. Br./Tübingen 1881.

b) Sekundärliteratur

- Ahlzweig, Klaus: *Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache*. Opladen 1994.
- Al-Taie, Yvonne: *Poetik der Unverständlichkeit. Schreibweisen der ‚obscuritas‘ als problematisiertes Weltverhältnis bei Johann Fischart, Johann Georg Hamann, Franz Kafka und Paul Celan*. Paderborn 2022.
- Alt, Peter-André: *Kafka und der Film. Über kinematographisches Erzählen*. München 2009.
- Althaus, Thomas; Kaminski, Nicola: *Aspekte einer Theorie barocker Prosa*. In: *Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts*. Hrsg. von dens. Bern 2012 (*Beihefte zu Simpliciana*. 7), S. 7–22.
- Amelung, Peter: *Das Bild des Deutschen in der Literatur der italienischen Renaissance (1400–1559)*. München 1964 (*Münchner Romanistische Arbeiten*. 20).
- Arnold, Klaus: *Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit*. Paderborn 1980 (*Sammlung Zebra. Reihe B*. 2).
- Arnold, Matthieu (Hrsg.): *Jean Sturm. Quand l'humanisme fait école. Catalogue*. Straßburg 2007.
- Asmuth, Bernhard: *Anfänge der Poetik im deutschen Sprachraum. Mit einem Hinweis auf die von Celtis eröffnete Lebendigkeit des Schreibens*. In: *Renaissance-Poetik / Renaissance Poetics*. Hrsg. von Heinrich F. Plett. Berlin/New York 1994, S. 94–113.
- Assmann, Aleida: *Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose*. In: *Materialität der Kommunikation*. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1988, S. 237–251.
- Assmann, Jan: *Text und Kommentar. Einführung*. In: *Text und Kommentar*. Hrsg. von Jan Assmann, Burkhard Gladigow. München 1995 (*Archäologie der literarischen Kommunikation*. 4), S. 9–34.

- Auerochs, Bernd: Geisteszustände. Die vergessene Lehre der Menippea. In: *KulturPoetik* 19,1 (2019), S. 11–28.
- Aurnhammer, Achim: Zum Hermaphroditen in der Sinnbildkunst der Alchemisten. In: *Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*. Hrsg. von Christoph Meinel. Wiesbaden 1986 (Wolfenbütteler Forschungen. 32), S. 179–200.
- Auteri, Laura: Widerspruch als konstitutives Element der Wissensvermittlung in literarischen Texten des späten 16. Jahrhunderts. In: *Poetiken des Widerspruchs in vormoderner Erzählliteratur*. Hrsg. von Elisabeth Lienert. Wiesbaden 2019 (Contradiction studies), S. 319–329.
- Bachmann, Manuel; Hofmeier, Thomas: *Geheimnisse der Alchemie*. Basel 1999.
- Bachorski, Hans-Jürgen: Irrsinn und Kolportage. Studien zum Ring, zum Lalebuch und zur Geschichtsklitterung. Trier 2006 (Literatur, Imagination, Realität. 39).
- Bachorski, Hans-Jürgen: Art. Grobianismus. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung. Bd. 1. Hrsg. von Klaus Weimar. Berlin/New York 2007, S. 743–745.
- Bachtin, Michail: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*. Übers. von Gabriele Leupold. Hrsg. von Renate Lachmann. Frankfurt a. M. 1987.
- Bachtin, Michail: *Autor und Held in der ästhetischen Tätigkeit*. Übers. von Hans-Günter Hilbert, Rainer Grübel, Alexander Haardt, Ulrich Schmid. Hrsg. von Rainer Grübel, Edward Kowalski, Ulrich Schmidt. Frankfurt a. M. 2008.
- Baldwin, Thomas W.: *William Shakspeare's Small Latine & Lesse Greeke*. 2 Bde. Urbana 1944.
- Baldzuhn, Michael: Schulbücher im Trivium des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Verschriftlichung von Unterricht in der Text- und Überlieferungsgeschichte der ‚Fabulae‘ Avians und der deutschen ‚Disticha Catonis‘. Berlin/Boston 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 44,278).
- Bamberger, Gudrun: *Poetologie im Prosaroman. Fortunatus – Wickram – Faustbuch*. Würzburg 2018 (Poetik und Episteme. 2).
- Barton, Ulrich; Nöcker, Rebekka: Performativität. In: *Literatur- und Kulturtheorien in der Germanistischen Mediävistik*. Hrsg. von Christiane Ackermann, Michael Egerding. Berlin/Boston 2015, S. 407–452.
- Bässler, Andreas: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500. Berlin 2003 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 27).
- Benkert, Davina: *Ökonomien botanischen Wissens. Praktiken der Gelehrsamkeit in Basel um 1600*. Basel 2020 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft. 188).
- Berndt, Frauke: Literarische Bildlichkeit und Rhetorik. In: *Handbuch Literatur & Visuelle Kultur*. Hrsg. von Claudia Benthien, Brigitte Weingart. Berlin/Boston 2014 (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie. 1), S. 48–67.
- Berndt, Frauke; Hees-Pelikan, Johannes; Rocks, Carolin (Hrsg.): *Johann Jacob Bodmers Praktiken. Zum Zusammenhang von Ethik und Ästhetik*. Göttingen 2022 (Das achtzehnte Jahrhundert – Supplementa. 31).
- Berndt, Frauke; Hees-Pelikan, Johannes; Reisener, Marius; Rocks, Carolin (Hrsg.): *Ethische Praktiken in ästhetischen Theorien*. Hamburg 2024 (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. Sonderheft. 24).
- Bertram, Georg W.: Das Autonomie-Paradigma und seine Kritik. In: *Paradigmenwechsel. Wandel in den Künsten und Wissenschaften*. Hrsg. von Andrea Sakoparnig, Andreas Wolfsteiner, Jürgen Böhm. Berlin/Boston 2014, S. 105–118.
- Bertram, Georg W.: *Kunst als menschliche Praxis. Eine Ästhetik*. Berlin 2014.
- Bettrich, Oliver; Krautter, Jutta: Art. Simulatio. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 8. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 2007, Sp. 919–923.
- Beutin, Wolfgang: Humanismus und Reformation. In: Wolfgang Beutin [u. a.]: *Deutsche Literaturgeschichte*. 8., akt. und erw. Auflage. Stuttgart/Weimar 2013, S. 59–102.

- Blair, Ann: Student Manuscripts and the Textbook. In: *Scholarly Knowledge. Textbooks in Early Modern Europe*. Hrsg. von Emidio Campi [u. a.]. Genève 2008, S. 39–73.
- Blair, Ann: *Too Much to Know. Managing Scholarly Information Before the Modern Age*. New Haven 2010.
- Blanchard, W. Scott: *Scholars' Bedlam. Menippean Satire in the Renaissance*. Lewisburg 1995.
- Bloomer, W. Martin: *Schooling in Persona. Imagination and Subordination in Roman Education*. In: *Classical Antiquity* 16,1 (1997), S. 57–78.
- de Boer, Jan-Hendryk [u. a.]: *Lehren und Lernen*. In: *Universitäre Gelehrtenkultur vom 13.–16. Jahrhundert. Ein interdisziplinäres Quellen- und Methodenhandbuch*. Hrsg. von Jan-Hendryk de Boer, Marian Füssel, Maximilian Schuh. Stuttgart 2018, S. 177–219.
- Bode, Christoph: *Ästhetik der Ambiguität. Zu Funktion und Bedeutung von Mehrdeutigkeit in der Literatur der Moderne*. Tübingen 1988 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft. 43).
- Bogner, Ralf Georg: *Die Bezähmung der Zunge. Literatur und Disziplinierung der Alltagskommunikation in der frühen Neuzeit*. Tübingen 1997.
- Borchardt, Frank L.: *German Antiquity in Renaissance Myth*. Baltimore/London 1971.
- Borst, Arno: *Der Turmbau zu Babel*. Bd. 3 von 4. Stuttgart 1960.
- Bos, Jacques: *The Rise and Decline of Character. Humoral Psychology in Ancient and Early Modern Medical Theory*. In: *History of the Human Sciences* 22,3 (2009), S. 29–50.
- Brault, Gerard J.: *The Significance of Eudémon's Praise of Gargantua (Rabelais. I, 15)*. In: *Kentucky Romance Quarterly* 18,3 (1971), S. 307–317.
- Brendecke, Arndt: *Von Postulaten zu Praktiken. Eine Einführung*. In: *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*. Hrsg. von dens. Berlin/Boston 2015 (Frühneuzeit Impulse. 3), S. 13–20.
- Brill-Mrziglod, Michaela (Hrsg.): *Asketische Selbstbeschränkung und Entgrenzungsstrategien. Religion – Politik – Geschlecht*. Berlin [u. a.] 2021 (Kulturelle Grundlagen Europas. 8).
- Brockstieger, Sylvia: *Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen. Sprachreflexion bei Bernhard Jobin und Johann Fischart (ca. 1578)*. In: *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 524–530.
- Brockstieger, Sylvia: *Lexikographie und Sprachvergleich – die Strassburger Wörterbücher der Druckerfamilie Rihel (1535–1592)*. In: *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 366–382.
- Brockstieger, Sylvia: *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin*. Berlin/Boston 2018 (Frühe Neuzeit. 227).
- Brucklacher, Emma Louise: *Frauensatire der Frühen Neuzeit. Traditionen, Topoi, Tendenzen*. Berlin/Boston 2023 (Frühe Neuzeit. 247).
- Brummack, Jürgen: *Art. Satire*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung. Bd. 3. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. Berlin/New York 2007, S. 355–360.
- Buck, August; Herding, Otto (Hrsg.): *Der Kommentar in der Renaissance*. Weinheim 1975 (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Kommission für Humanismusforschung. Mitteilung I).
- Bulang, Tobias: *Ursprache und Sprachverwandtschaft in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 56,2 (2006), S. 127–48.
- Bulang, Tobias: *Literarische Produktivität – Probleme ihrer Begründung an Johann Fischarts Beispiel*. In: *Konzepte von Produktivität im Wandel vom Mittelalter in die Frühe Neuzeit*. Hrsg. von Corinna Laude, Gilbert Heß. Berlin 2008, S. 89–118.
- Bulang, Tobias: *Epistemische Kontingenzen und ihre literarische Aktivierung. Fallstudie zur Nomenklatur der Pflanzen in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘*. In: *Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur*. Hrsg. von Cornelia Herberichs, Susanne Reichlin. Göttingen 2009 (Historische Semantik. 13), S. 364–389.

- Bulang, Tobias: Spiele in Johan Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Literatur und Spiel. Zur Poetologie literarischer Spielszenen. Hrsg. von Bernhard Jahn, Michael Schilling. Stuttgart 2010, S. 45–70.
- Bulang, Tobias: Zur poetischen Funktionalisierung hermetischen Wissens in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Berlin/New York 2011 (Frühe Neuzeit. 136), S. 41–68.
- Bulang, Tobias: Enzyklopädische Dichtungen. Fallstudien zu Wissen und Literatur in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Berlin 2011 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen. 2).
- Bulang, Tobias: Manierismus? Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren. Hrsg. von Anja Becker, Jan Mohr. Berlin 2012 (Deutsche Literatur. Studien und Quellen. 8), S. 285–302.
- Bulang, Tobias: Die andere Enzyklopädie. Johann Fischarts Geschichtklitterung. In: Arcadia 48,2 (2013), S. 262–281.
- Bulang, Tobias: Satirische, dämonologische und wissensvermittelnde Schreibweisen über die Alchemie im Werk Johann Fischarts. In: Magia daemoniaca, magia naturalis, zauber. Schreibweisen von Magie und Alchemie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Peter-André Alt [u. a.]. Wiesbaden 2015 (Episteme in Bewegung. Beiträge zu einer transdisziplinären Wissenschaftsgeschichte. 2), S. 189–202.
- Bulang, Tobias: Hermeneutic Animals. Johann Fischart’s Use of Emblems in his German Translation of Rabelais. In: Emblems and the Natural World. Hrsg. von Paul Smith, Jan Enekel. Leiden 2017 (Intersections. 50), S. 610–628.
- Bulang, Tobias: Pantagruelismus und Hexenangst. Johann Fischart als Übersetzer von François Rabelais und Jean Bodin. In: Daphnis 47,3–4 (2019), S. 495–527.
- Bulang, Tobias: Sprachhybridisierung und Mythensynkretismus in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Versuch über die Pantagruelische Vorsagung. In: Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle). Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (Travaux d’Humanisme et Renaissance. 598), S. 367–384.
- Bulang, Tobias: Die Pantagruelische Vorsagung in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Dimensionen eines kulturellen Übersetzungsprojektes. In: Romania und Germania. Kulturelle und literarische Austauschprozesse in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. von Bernd Bastert, Sieglinde Hartmann. Wiesbaden 2019 (Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft. 22), S. 296–310.
- Bulang, Tobias: Zur intertextuellen Dialektik von Anti-Klassizismus und Klassizismus in Johann Fischarts Geschichtklitterung. In: Klassiker der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Regina Toepfer, Nadine Lordick. Hildesheim 2022 (Spolia Berolinensia. 43), S. 349–379.
- Bulang, Tobias: The Many Names of Fish. Scientific and Poetic Fish–Nomenclature in the Writings of Conrad Gessner and Johann Fischart. In: Ichthyology in Context (1500–1880). Hrsg. von Florike Egmond, Paul J. Smith. Leiden 2023 (Intersections. 87), S. 111–122.
- Bulang, Tobias; Kohler, Kathia; Seelbach, Ulrich: Page de Titre – Titelblatt. In: François Rabelais Gargantua / Johann Fischart Geschichtsklitterung. Synoptischer Text, Kommentar und Essay zu ausgewählten Kapiteln, französisch / deutsch. Hrsg. von Tobias Bulang, Elsa Kammerer, Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Anne-Pascale Pouey-Mounou. Erscheint voraussichtlich Genève 2025.
- Burckhardt, Jacob: Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Hrsg. von Walther Rehm. Stuttgart 1960.
- Burger, Heinz Otto: Renaissance, Humanismus, Reformation. Deutsche Literatur im europäischen Kontext. Bad Homburg 1969 (Frankfurter Beiträge zur Geschichte. 7).
- Burgess, Theodore C.: Epideictic Literature. New York 1987 [Reprint der Ausgabe Chicago 1902 (Studies in Classical Philosophy. 3)].
- Burke, Peter: What is the History of Knowledge? Cambridge 2015 (What is history?).
- Burns, William E.: „A Proverb of Versatile Mutability“. Proteus and Natural Knowledge in Early Modern Britain. In: The Sixteenth Century Journal 32,4 (2001), S. 969–980.

- Butler, Judith: Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. Übers. von Jürgen Brenner. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 50,2 (2002), S. 249–265.
- Büttner, Frank; Friedrich, Markus; Zedelmaier, Helmut (Hrsg.): Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit. Münster 2003 (Pluralisierung & Autorität. 2).
- Butzer, Günter: Physiologie der Imitation. Zur Vorgeschichte der Genieästhetik. In: Übung und Affekt. Formen des Körpergedächtnisses. Hrsg. von Bettina Bannasch, Günter Butzer. Berlin/Boston 2007 (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung. 6), S. 43–70.
- Cassirer, Ernst; Kristeller, Paul O.; Randall, John H. (Hrsg.): The Renaissance Philosophy of Man. Chicago 1948.
- Cave, Terence: The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance. Oxford 1979.
- Cave, Terence: The Mimesis of Reading in the Renaissance. In: Mimesis. From Mirror to Method, Augustine to Descartes. Hrsg. von John D. Lyons, Stephen G. Nichols. Hanover (New England) 1982 (Critical Studies in the Humanities), S. 149–165.
- Cave, Terence; Jaenneret, Michel; Rigolot, François: Sur la prétendue transparence de Rabelais. In: Revue d'Histoire littéraire de la France 4 (1986), S. 709–716.
- Cave, Terence: Thinking with Literature. Towards a Cognitive Criticism. Oxford 2016.
- Chalmel, Loïc: Jean Sturm: Renaissance et utopie pédagogique. In: Johannes Sturm (1507–1589). Hrsg. von Matthieu Arnold. Tübingen 2009, S. 181–194.
- Châtelain, Jean-Marc: Les Recueils d'adversaria aux XVIe et XVIIe siècles. Des pratiques de la lecture savante au style de l'érudition. In: Le livre et l'historien. Hrsg. von Frédéric Barbier. Genf 1997, S. 169–186.
- Clark, Donald Lemen: The Rise and Fall of Progymnasmata in Sixteenth and Seventeenth Century Grammar Schools. In: Speech Monographs 19,4 (1952), S. 259–263.
- Collins, Amanda: Renaissance Epigraphy and Its Legitimizing Potential: Anniius of Viterbo, Etruscan Inscriptions, and the Origins of Civilization. In: Bulletin of the Institute of Classical Studies. Supplement 75 (2000), S. 57–76.
- Correll, Barbara: The End of Conduct. 'Grobianus' and the Renaissance Text of the Subject. New York 1996.
- Crecelius, Wilhelm: Johann Fischarts Uebersetzung von W. Lazius 'über die Wanderungen der Völker'. Nach den Wolfenbütteler Bruchstücken herausgegeben. In: Alemannia 1 (1873), S. 113–145.
- Crowther, Nigel B.: Water and Wine as Symbols of Inspiration. In: Mnemosyne 32 (1979), S. 1–11.
- Curtius, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. 11. Auflage. Tübingen/Basel 1993.
- Dederling, Gustav: Zur Charakteristik Fischarts. In: Jahresbericht über die Luisenstädtische Gewerbeschule in Berlin 11 (1876), S. 1–24.
- Defaux, Gérard: D'un problème l'autre. Herméneutique de l'altior sensus et captatio lectoris dans le Prologue de 'Gargantua'. In: Revue d'Histoire littéraire de la France 2 (1985), S. 195–216.
- Dell'Anno, Sina: Zerstückelung und Einverleibung. Fragmente einer Poetik des saturierten Texts. In: Unverfügbares Verinnerlichen. Figuren der Einverleibung zwischen Eucharistie und Anthropophagie. Hrsg. von Yvonne Al-Taie, Marta Famula. Amsterdam 2020 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. 92), S. 89–112.
- Dell'Anno, Sina: 'satura'. Monströses Schreiben in Antike und Aufklärung. Lucilius, Varro, Horaz, Petron, Martianus Capella, Hamann, Jean Paul. Berlin/Boston 2023 (Theorie der Prosa).
- Dell'Anno, Sina; Renner, Bernd; Trösch, Jodok: Essay zum Prolog. In: François Rabelais Gargantua / Johann Fischart Geschichtsschrift. Synoptischer Text, Kommentar und Essay zu ausgewählten Kapiteln, französisch / deutsch. Hrsg. von Tobias Bulang, Elsa Kammerer, Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Anne-Pascale Pouey-Mounou. Erscheint voraussichtlich Genève 2025.
- Dembeck, Till: Text ohne Noten? Für eine Texttheorie des Ornamentalen am Beispiel von Rabener und Jean Paul. In: Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten. Hrsg. von Bernhard Metz, Sabine Zubarik. Berlin 2008 (Kaleidogramme. 33), S. 149–167.

- Demerson, Guy: Tradition rhétorique et création littéraire chez Rabelais. In: *Études de lettres* 201,2 (1984), S. 3–23.
- Derrida, Jacques: Signature, événement, contexte. In: ders.: *Marges de la philosophie*. Paris 1972, S. 365–393.
- Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Übers. von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt a. M. 1974.
- Desrosiers, Diane: An muri faciendi. La pratique des progymnasmata dans l'œuvre de François Rabelais. In: *Les progymnasmata en pratique, de l'Antiquité à nos jours. Practicing the Progymnasmata, from Ancient Times to Present Days*. Hrsg. von Pierre Chiron, Benoît Sans. Paris 2020, S. 218–226.
- Desrosiers, Diane: Le Tiers Livre de Rabelais et la tradition des progymnasmata. In: *Inextinguible Rabelais*. Hrsg. von Mireille Huchon, Nicolas Le Cadet, Romain Menini. Paris 2021 (*Les Mondes de Rabelais*. 6), S. 305–315.
- Dessi Schmid, Sarah; Robert, Jörg: Purismus – Diskurse und Praktiken der Sprachreinheit. In: *Andere Ästhetik. Grundlagen – Fragen – Perspektiven*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter [u. a.]. Berlin/Boston 2022 (*Andere Ästhetik – Koordinaten*. 1), S. 53–92.
- Detering, Nicolas: Europa und der Riese. Der groteske Körper des Kontinents im humanistischen Europadiskurs: Laux Lerchers ‚Neuwe Zeitung vom großen Mann‘ (1546). In: *Archiv für Kulturgeschichte* 101,2 (2019), S. 377–400.
- Duval, Edwin M.: Interpretation and the ‚Doctrine absconce‘ of Rabelais's Prologue to ‚Gargantua‘. In: *Études rabelaisiennes* 18 (1985), S. 1–17.
- Ebner-Landy, Katie: Moral Instruction by Bad Example. The First Latin Translations of Theophrastus' ‚Characters‘. In: *Renaissance Studies* 36,5 (2022), S. 668–685.
- Eckstein, Evelyn: Fußnoten. Anmerkungen zu Poesie und Wissenschaft. Münster 2001 (*Anmerkungen. Beiträge zur wissenschaftlichen Marginalistik*. 1).
- Eisermann, Falk: Die schwarze Gunst. Buchdruck und Humanismus in Leipzig um 1500. In: *Der Humanismus an der Universität Leipzig*. Hrsg. von Enno Bünz, Franz Fuchs. Wiesbaden 2008 (*Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance und Humanismusforschung*), S. 149–180.
- Enenkel, Karl; Nellen, Henk J. M.: Introduction. In: *Neo-Latin Commentaries and the Management of Knowledge in the Late Middle Ages and the Early Modern Period (1400–1700)*. Hrsg. von dens. Leuven 2013 (*Supplementa Humanistica Lovaniensia*. 33), S. 1–78.
- Engel, Eduard: *Geschichte der Deutschen Literatur*. 1. Bd. Wien/Leipzig 1913.
- Fernández Delgado, José Antonio: Hexametrische Ethopoiiai auf Papyrus und andere Materialien. In: *Proceedings of the 20th International Congress of Papyrologists*. Hrsg. von Adam Bülow-Jacobsen. Kopenhagen 1992, S. 299–305.
- Forscherguppe Eurolap (koord. von Jean-Luis Fournel): Die Diskussion über die Volkssprachen und die Questione della lingua. In: *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (*De lingua et linguis*. 1), S. 50–70.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Übers. von Ulrich Köppen. Frankfurt a. M. 1974.
- Foucault, Michel: Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982. Übers. von Helmut Becker und Lothar Wolfstetter. Hrsg. von Helmut Becker [u. a.]. Frankfurt a. M. 1985.
- Foucault, Michel: *Der Gebrauch der Luste [L'usage des plaisirs, Paris 1984]. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 2. Übers. von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1986.
- Foucault, Michel: *Die Sorge um sich [Le souci de soi, Paris 1984]. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 3. Übers. von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1986.
- Foucault, Michel: Über sich selbst schreiben [L'écriture de soi, 1983]. Übers. von Michael Bischoff. In: *Michel Foucault: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Hrsg. von Daniel Defert und François Ewald. Frankfurt a. M. 2007, S. 137–154.

- Friedrich, Markus; Schilling, Jacob (Hrsg.): *Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie*. Berlin/Boston 2019 (Cultures and Practices of Knowledge in History. 2).
- Fuhrmann, Daniela; Kohler Kathia: *Text/Körper: Der Fincken Ritter (1560)*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 96,3 (2022), S. 235–266.
- Frye, Northrop: *Anatomy of Criticism. Four Essays*. 15. Auflage. Princeton 2000.
- Fuß, Peter: *Das Groteske. Ein Medium des kulturellen Wandels*. Köln 2001 (Kölner germanistische Studien. 1).
- Fuß, Peter: *Von den Zeichen der Welt zur Welt der Zeichen. Semiologische Konzepte bei Paracelsus und Fischart*. In: *Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre* 52 (2002), S. 333–360.
- Füssel, Marian: *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*. Darmstadt 2006.
- Gamper, Rudolf; Hofmeier, Thomas (Hrsg.): *Alchemische Vereinigung. Das Rosarium Philosophorum und sein Besitzer Bartlome Schobinger*. Zürich 2014.
- Garin, Eugenio: *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik*. Bd. 3: *Von der Reformation bis John Locke*. Reinbek bei Hamburg 1967 (rowohlts deutsche enzyklopädie. 252/253).
- Geissler, Friedmar: *Einleitung*. In: *Das Buch der Beispiele der alten Weisen*, 2. Teil. Hrsg. von dems. Berlin 1974 (Veröffentlichung / Deutsche Akademie der Wissenschaften, Institut für Orientforschung. 61,2), S. 1–31.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*. Übers. von Andreas Knop. 3. durchges. und korr. Auflage. Paderborn 2010.
- Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen (GER), <https://www.europaeischer-referenzrahmen.de/sprachniveau.php> [Zugriff: 01.09.24].
- Gerok-Reiter, Annette: *Ästhetik und Gebrauchstexte. Oder: Über die ‚Leimrute‘ des Autonomie-Paradigmas*. Zürich 2025 (Mediävistische Perspektiven. 18).
- Gerok-Reiter, Annette; Robert, Jörg: *Andere Ästhetik – Akte und Artefakte in der Vormoderne. Zum Forschungsprogramm des SFB 1391*. In: *Andere Ästhetik. Grundlagen – Fragen – Perspektiven*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter [u. a.]. Berlin/Boston 2022 (Andere Ästhetik – Koordinaten. 1), S. 1–52.
- Giamatti, A. Bartlett: *Proteus Unbound. Some Versions of the Sea God in the Renaissance*. In: *The Disciplines of Criticism. Essays in Literary Theory, Interpretation, and History*. Hrsg. von Peter Demetz, Thomas Greene, Lowry Nelson. New Haven 1968, S. 437–475.
- Glowa, Josef K.: *The Search for National Identity in Abstractions from Historical Images: A German Example*. In: *Comparative Civilizations Review* 64 (2011), S. 6–21.
- Glowa, Josef K.: *„Dann dise sind der Eltern schonster WinterMeyen“: The Life of Children in Johann Fischart’s Geschichtklitterung*. In: *Neophilologus* 95,3 (2011), S. 447–460.
- Glowa, Josef K.: *Johann Fischart’s ‚Geschichtklitterung‘. A Study of the Narrator and Narrative Strategies*. Bern [u. a.] 2000 (Renaissance and Baroque Studies and Texts. 27).
- Goffman, Erving: *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. Boston 1986 (Reprint New York 1974).
- Grafton, Anthony: *Forgers and Critics*. Princeton 1990.
- Grafton, Anthony; Shelford, April; Siraisi, Nancy: *New Worlds, Ancient Texts. The Power of Tradition and the Shock of Discovery*. Cambridge 1992.
- Grafton, Anthony; Most, Glenn W. (Hrsg.): *Canonical Texts and Scholarly Practices. A Global Comparative Approach*. Cambridge 2017.
- Grafton, Anthony: *Inky Fingers. The Making of Books in Early Modern Europe*. Cambridge 2020.
- Greenblatt, Stephen: *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*. Chicago 2005 [1980].
- Greule, Albrecht: *Die Parenthese in der deutschen Sprache*. In: *Probleme der historischen deutschen Syntax unter besonderer Berücksichtigung ihrer Textsortengebundenheit*. Akten zum Internationalen

- Kongress an der Freien Universität Berlin, 29. Juni bis 3. Juli 2005. Hrsg. von Franz Simmler, Claudia Wich-Reif. Berlin 2007, S. 349–360.
- Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: *Altdeutsche Wälder*. Bd. 1. Cassel: Thurneissen, 1813.
- Grübel, Rainer: Michail Bachtin und Julia Kristeva. Dialogik und Intertextualität. In: *Grundthemen der Literaturwissenschaft. Poetik und Poetizität*. Hrsg. von Ralf Simon. Berlin/Boston 2018 (*Grundthemen der Literaturwissenschaft*), S. 299–313.
- Grubmüller, Klaus: Die deutsche Lexikographie von den Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. In: *Wörterbücher / Dictionaries / Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Zweiter Teilbd. Hrsg. von Franz Josef Hausmann [u. a.]. Berlin/New York 1991 (HSK. 5,2), S. 2037–2049.
- Grünberger, Hans: Frühneuzeitliche Argumentationsmuster der Entbarbarisierung Europas. In: *Paideuma* 46 (2000), S. 161–187.
- Guidi, Lucilla: Iterabilität und Kontingenz der Praxis anhand von Wittgenstein und Heidegger. In: *Praxis. Ausüben. Begreifen*. Hrsg. von Michael Corstel. Velbrück 2021, S. 46–68.
- Guidi, Lucilla: Sprachspiele als Übungen. In: *Üben üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten*. Hrsg. von Jens Roselt, Ekaterina Trachsel. Paderborn 2024, S. 135–156.
- Hadot, Pierre: *Exercices spirituels et philosophie antique*. Paris 1981 (Collection des Études Augustiniennes. Série Antiquité. 88).
- Häfner, Ralph; Völkel, Markus (Hrsg.): *Der Kommentar in der Frühen Neuzeit*. Tübingen 2006 (Frühe Neuzeit. 115).
- Hagen, Hans-Martin: *Ἑθοποιία: Zur Geschichte eines rhetorischen Begriffs*. Erlangen 1966.
- Häsner, Bernd; Hufnagel, Henning S.; Maassen, Irmgard; Traninger, Anita: Text und Performativität. In: *Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme*. Hrsg. von Klaus W. Hempfer, Jörg Volbers. Bielefeld 2011, S. 69–96.
- Hansen-Löve, Aage A.: *Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung*. Wien 1978.
- Hansen-Löve, Aage A.: Russischer Formalismus: Nomenklatur der Poetizität. In: *Grundthemen der Literaturwissenschaft. Poetik und Poetizität*. Hrsg. von Ralf Simon. Berlin/Boston 2019 (*Grundthemen der Literaturwissenschaft*), S. 279–298.
- Hauffen, Adolf: Die Trinklitteratur in Deutschland bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts. In: *Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte*. Bd. 2. Hrsg. von Bernhard Seuffert. Weimar 1889, S. 481–515.
- Hauffen, Adolf: Über die Bibliothek Johann Fischarts. In: *Zeitschrift für Bücherfreunde* 2,1 (1898), S. 21–32.
- Hauffen, Adolf: *Neue Fischart-Studien*. Leipzig/Wien 1908 (Euphorion 7. Ergänzungsheft).
- Hauffen, Adolf: *Johann Fischart. Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation*. 2 Bde. Leipzig 1921–1922.
- Haug, Walter: Zwischen Ehezucht und Minnekloster. Die Formen des Erotischen in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500–1700*. Hrsg. von Christiane Bohnert, Lynne Tatlock. Amsterdam/Atlanta 1994 (Chloe. 19), S. 157–177.
- Henebry, Charles W. M.: Wrestling Proteus. Explication as Metaphoric Struggle in Jacob Cats's Silenus Alcibiadis, sive Proteus. In: *Emblematica* 13 (2003), S. 131–172.
- Henkel, Arthur; Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Sonderausgabe. 2. Auflage. Stuttgart 2013.
- Herweg, Mathias: Verwildeter Roman und enzyklopädisches Erzählen als Perspektiven vormoderner Gattungstransformationen. In: *Neuere Aspekte germanistischer Spätmittelalterforschung*. Hrsg. von Freimut Löser [u. a.]. Wiesbaden 2012 (*Imagines Medii Aevi*. 29), S. 77–90.
- Hess, Günter: *Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*. München 1971 (*Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters*. 41).

- Heusch, Christiane: Die Ethopoie in der griechischen und lateinischen Antike. Von der rhetorischen Progymnasmata-Theorie zur literarischen Form. In: *Éthopoia: la représentation de caractères entre fiction scolaire et réalité vivante à l'époque impériale et tardive*. Hrsg. von Jacques Schamp [u. a.]. Salerno 2005, S. 11–33.
- Hirschi, Caspar: Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Göttingen 2005.
- Hirschi, Caspar: Vorwärts in neue Vergangenheiten. Funktionen des humanistischen Nationalismus in Deutschland. In: *Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur*. Hrsg. von Thomas Maissen, Gerrit Walther. Göttingen 2006, S. 362–395.
- Hirschi, Caspar: Konzepte von Fortschritt und Niedergang im Humanismus am Beispiel der ‚translatio imperii‘ und der ‚translatio studii‘. In: Die Idee von Fortschritt und Zerfall im Europa der frühen Neuzeit. Hrsg. von Christoph Strosetzki, Sebastian Neumeister. Heidelberg 2008 (*Germanisch-romanische Monatsschrift*. 58,1), S. 37–55.
- Hoch, Christoph; Kunzmann, Franz: Art. Cento. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 2. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1994, Sp. 148–157.
- Hoffmann, Christian: Bücher und Autographen von Johann Fischart. In: *Daphnis* 25 (1996), S. 489–579.
- Hoffmann, Michael: Ironie als Prinzip. In: *Handbuch Sprache in der Literatur*. Hrsg. von Anne Betten, Ulla Fix, Berbeli Wanning. Berlin/Boston 2017 (*Handbücher Sprachwissen*. 17), S. 330–350.
- Holenstein, Pia: Der Ehediskurs der Renaissance in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Kritische Lektüre des fünften Kapitels. Bern [u. a.] 1991 (*Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700*. 10).
- Huber, Christoph: Formen des ‚poetischen Kommentars‘ in mittelalterlicher Literatur. In: *Commentaries – Kommentare*. Hrsg. von Glenn W. Most. Göttingen 1999 (*Aporemata*. 64), S. 323–352.
- Iser, Wolfgang: Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München 1972.
- Jancke, Gabriele: Gastfreundschaft in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Praktiken, Normen und Perspektiven von Gelehrten. Göttingen 2013 (*Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung*. 15).
- Jeanneret, Michel: Commentary on Fiction, Fiction as Commentary. In: *The South Atlantic Quarterly* 91,4 (1992), S. 909–928.
- Jellinek, E. M.: Classics of the Alcohol Literature. A Specimen of the Sixteenth-Century German Drink Literature. Obsopoeus' Art of Drinking. In: *Quarterly Journal of Studies on Alcohol* 5 (1945), S. 646–661.
- Jeßing, Benedikt: Von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert. In: *Kleine Geschichte des deutschen Romans*. Hrsg. von Benedikt Jeßing, Karin Kress, Jost Schneider. Darmstadt 2012, S. 11–62.
- Jundt, August: Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas im XVI. und XVII. Jahrhundert. In: *Schulprogramm des Protestantischen Gymnasium zu Strassburg. Schuljahr 1881–1882*. Strassburg 1881, S. 3–68.
- Kaminski, Nicola: Stultitia als Sophistin. Satire ohne Norm im Lob der Torheit des Erasmus von Rotterdam. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68,1 (1994), S. 22–44.
- Kaminski, Nicola; De Rentiis, Dina: Art. Imitatio. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 4. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1998, Sp. 235–303.
- Kaminski, Nicola: Gigantographie. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ zwischen Rabelais-imitatio und aemulatio mit des Gargantua ‚vnnachtzuthuniger stärk‘. In: Die Präsenz der Antike im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Hrsg. von Ludger Grenzmann, Klaus Grubmüller. Göttingen 2004 (*Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen*. 263), S. 273–304.
- Kaminski, Nicola: Ingenium und Ars(wisch), oder: Wie Gargantua im Vorschulalter das erasmische Bildungskonzept performativ vom Kopf auf den A*** stellt. In: *Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext*. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (*Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung*. 37), S. 211–224.

- Kammerer, Elsa: Enthousiasme, fureur et ergeystering. Une nouvelle hypothèse d'interprétation du ‚Glucktratrara‘ de Johann Fischart (1575–1590). In: *Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle)*. Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (*Travaux d'Humanisme et Renaissance*. 598), S. 349–366.
- Käppel, Lutz: Art. Typhoeus, Typhon. In: Hubert Cancik, Helmuth Schneider, Manfred Landfester: *Der Neue Pauly*. Bd. 12,1. Stuttgart 2002, S. 943–944.
- Keller, Andreas: *Frühe Neuzeit, Das rhetorische Zeitalter*. Berlin 2008 (*Akademie Studienbücher – Literaturwissenschaft*).
- Kellner, Beate: Verabschiedung des Humanismus. Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Anglo-German Colloquium Hofgeismar 2003*. Hrsg. von Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer, Stefanie Schmitt. Tübingen 2008, S. 155–181.
- Kellner, Beate: Sprachspiel, Sprachenvielfalt und Hybridisierung in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: *Langues hybrides. Expérimentations linguistiques et littéraires (XVe–début XVIIe siècle)*. Hrsg. von Anne-Pascale Pouey-Mounou, Paul J. Smith. Genf 2019 (*Travaux d'Humanisme et Renaissance*. 598), S. 385–402.
- Kellner, Beate: Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ und Rabelais' ‚Gargantua‘. In: *Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik*. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. München 2007 (*Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien*. 64), S. 219–244.
- Kellner, Beate: Ein Lob auf die Bücher. Rabelais' Abtei Thélème als Ort der Bibliothek in Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: *Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext*. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (*Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung*. 37), S. 225–245.
- Kellner, Beate: Prosit! Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes im Prolog zur ‚Geschichtklitterung‘. In: *Ästhetik der Fülle. Festschrift für Elke Brüggem*. Hrsg. von Peter Glasner [u. a.]. Berlin 2021, S. 159–170.
- Kellner, Beate: Apologie der deutschen Sprache und Dichtkunst in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. In: *Daphnis* 49,3 (2021), S. 379–415.
- Kerscher, Gottfried; Krieger, Gerhard (Hrsg.): *Askes im Mittelalter. Beiträge zu ihrer Praxis, Deutung und Wirkungsgeschichte*. Berlin 2010 (*Das Mittelalter*. 15).
- Kettler, Wilfried: ‚Trewlich ins Teütsch gebracht‘. Lateinisch-deutsches Übersetzungsschrifttum im Umkreis des schweizerischen Humanismus. Bern [u. a.] 2002.
- Kiening, Christian: *Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur*. Frankfurt a. M. 2003.
- Kilbansky, Raymond; Panofsky, Erwin; Saxl, Fritz: *Saturn und die Melancholie. Studien zur Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und der Kunst*. Übers. von Christa Buschendorf. Frankfurt a. M. 1990.
- Kilcher, Andreas B.: *Mathesis und poiesis. Die Enzyklopädie der Literatur 1600 bis 2000*. München 2003.
- Kipf, Johannes K.; Werle, Dirk; Herweg, Mathias: Einleitung. Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik. In: *Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700)*. Hrsg. von dens. Wiesbaden 2019 (*Wolfenbütteler Forschungen*. 160), S. 9–26.
- Kittler, Friedrich A.: Vorwort. In: *Friedrich Kittler. Neue Lektüren*. Hrsg. von Jens Schröter, Till A. Heilmann. Wiesbaden 2022, S. 13–31.
- Kleinschmidt, Erich: Gelehrtentum und Volkssprache in der frühneuzeitlichen Stadt. Zur literaturgesellschaftlichen Funktion Johann Fischarts in Strassburg. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 10 (1980), S. 128–148.
- Knappe, Joachim: ‚Historie‘ in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. Baden-Baden 1984 (*Saecula Spiritalia*. 10).

- Knape, Joachim: Das Deutsch der Humanisten. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilbd. Hrsg. von Werner Besch. 2. vollst. überarb. Auflage. Berlin 2000 (HSK. 2,2), S. 1673–1681.
- Knape, Joachim: Humanismus, Reformation, deutsche Sprache und Nation. In: Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Andreas Gardt. Berlin/ New York 2000, S. 103–138.
- Könneker, Barbara: Satire im 16. Jahrhundert. Epoche – Werke – Wirkung. München 1991 (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte).
- von Koppenfels, Werner: Der Andere Blick. Oder: Das Vermächtnis des Menippos. Paradoxe Perspektiven in der europäischen Literatur. München 2007.
- Krajewski, Markus: Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. 2., korr. u. erw. Auflage. Berlin 2017 (copyrights. 4).
- Kraus, Manfred: Art. Exercitatio. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 3. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1996, Sp. 71–123.
- Kraus, Manfred: Art. Progymnasmata / Gymnasmata. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 7. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 2005, Sp. 159–191.
- Kraus, Manfred: Aphthonius and the Progymnasmata in Rhetorical Theory and Practice. In: Sizing up Rhetoric. Hrsg. von David Zarefsky, Elizabeth Benacka. Long Grove 2008, S. 52–67.
- Kristeva, Julia: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. Übers. von Michel Korinman und Heiner Stück. In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Jens Ihwe. Frankfurt a. M. 1972, S. 345–375.
- Kristeva, Julia: Le Texte du Roman. Approche sémiologique d'une structure discursive transformationnelle. The Hague/Paris/New York 1979 [Reprint 2013].
- Krüger-Fürhoff, Irmela Marei; Nusser, Tanja (Hrsg.): Askese. Geschlecht und Geschichte der Selbstdisziplinierung. Bielefeld 2005.
- Kückelhahn, Louis: Johannes Sturm. Strassburg's erster Schulrektor, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Paedagogik. Leipzig 1872.
- Kühlmann, Wilhelm; Beichert, Karl Wilhelm: Literarisches Leben zwischen Rhein und Main. Der Wertheimer Dichter, Schulmann und Rentmeister Nikolaus Rüdinger (ca. 1530–1581) im Netzwerk des pfälzischen Späthumanismus. Berlin/Boston 2021 (Frühe Neuzeit. 240).
- Kühlmann, Wilhelm: Auslegungsinteresse und Auslegungsverfahren in der Sprichwortsammlung Sebastian Francks (1541). In: Kleinstformen der Literatur. Hrsg. von Walter Haug, Burghart Wachinger. Tübingen 1994 (Fortuna vitrea. 14), S. 117–131.
- Lähnemann, Henrike; Rupp, Michael: Art. Parenthese. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 2003, Sp. 573–577.
- Landy, Joshua: Formative Fictions. Imaginative Literature and the Training of the Capacities. In: Poetics Today 33,2 (2012), S. 169–216.
- Landy, Joshua: How to Do Things with Fictions. Oxford 2012.
- Largier, Niklaus: Diogenes der Kyniker. Exempel, Erzählung, Geschichte in Mittelalter und früher Neuzeit. Mit einem Essay zur Figur des Diogenes zwischen Kynismus, Narrentum und postmoderner Kritik. Tübingen 1997 (Frühe Neuzeit. 36).
- Lechtermann, Christina; Stock, Markus (Hrsg.): Practices of Commentary. Frankfurt a. M. 2020 (Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Sonderheft. 24,1–2).
- Lechtermann, Christina; Stock, Markus: Introduction. In: Practices of Commentary. Hrsg. von dens. Frankfurt a. M. 2020 (Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Sonderheft. 24,1–2), S. 1–5.
- Lechtermann, Christina; Stock, Markus: Introduction. In: Commenting and Commentary as an Interpretive Mode in Medieval and Early Modern Europe. Hrsg. von dens. Glossator 12 (2022), S. 1–10.
- Lehr, Thomas: Was nach der Sintflut wirklich geschah. Die „Antiquitates“ des Annius von Viterbo und ihre Rezeption in Deutschland im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M. [u. a.] 2012.

- Leinkauf, Thomas: Grundriss Philosophie des Humanismus und der Renaissance (1350–1600). Bd. 1 von 2. Hamburg 2017.
- Ligota, Christopher R.: Annus of Viterbo and Historical Method. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 50 (1987), S. 44–56.
- Löffler, Klemens: Vom Zutrinken. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 6,1 (1908), S. 71–78.
- Mahlmann-Bauer, Barbara: Jesuitische ‚ars rhetorica‘ im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Frankfurt a. M. 1986 (Mikrokosmos. 18).
- Margolin, Jean-Claude; Pendergrass, Jan; Van der Poel, Marc (Hrsg.): *Images et lieux de mémoire d'un étudiant du XVIe siècle. Étude, transcription et commentaire d'un cahier de latin d'un étudiant néerlandais*. Paris 1991.
- Mathieu-Castellani, Gisèle; Plaisance, Michel (Hrsg.): *Les commentaires et la naissance de la critique littéraire: France/Italie (XIVe–XVIe siècles)*. Actes du Colloque international sur le commentaire, Paris, mai 1988. Paris 1990.
- Matuschek, Stefan: Art. Exkurs. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 3. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen 1996, Sp. 126–136.
- Meixner Sebastian: *Narratologie und Epistemologie. Studien zu Goethes frühen Erzählungen*. Berlin/Boston 2019 (Studien zur deutschen Literatur. 219).
- Michel, Paul: Emblematik-Website. Schweizerischen Gesellschaft für Symbolforschung. URL: <http://www.symbolforschung.ch/Embleme.html#C2> [Zugriff: 24.09.24].
- Möller, Melanie: *Ciceros Rhetorik als Theorie der Aufmerksamkeit*. Heidelberg 2013 (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Neue Folge. 2. Reihe. 143).
- Moser, Christian: *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und der Selbstthermeneutik von Platon bis Montaigne*. Tübingen 2006 (Communicatio. 36).
- Moss, Ann: *Printed Commonplace – Books and the Structuring of Renaissance Thought*. Oxford 1996.
- Most, Glenn W. (Hrsg.): *Commentaries – Kommentare*. Göttingen 1999 (Aporemata. 64).
- Muhlack, Ulrich: *Humanistische Historiographie*. In: *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*. Hrsg. von Johannes Helmuth, Ulrich Muhlack, Gerrit Walther. Göttingen 2002, S. 30–35.
- Muhlack, Ulrich: *Das Projekt der Germania illustrata. Ein Paradigma der Diffusion des Humanismus?* In: *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*. Hrsg. von Johannes Helmuth, Ulrich Muhlack, Gerrit Walther. Göttingen 2002, S. 142–158.
- Müller, Gernot Michael: ‚Quod non sit honor Augustensibus si dicantur a Teucris ducere originem‘. *Humanistische Aspekte in der Cronographia Augustensium des Sigismund Meisterlin*. In: *Humanismus und Renaissance in Augsburg*. Hrsg. von dems. Berlin/New York 2010 (Frühe Neuzeit. 144), S. 237–274.
- Müller, Jan-Dirk: *Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert – Perspektiven der Forschung*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur*. 1. Sonderheft: *Forschungsreferate* (1985), S. 1–128.
- Müller, Jan-Dirk: *Von der Subversion frühneuzeitlicher Ehelehre. Zu Fischarts „Ehzuchtbüchlein“ und „Geschichtklitterung“*. In: *The Graph of Sex and the German Text. Gendered Culture in Early Modern Germany 1500–1700*. Hrsg. von Christiane Bohnert, Lynne Tatlock. Amsterdam/Atlanta 1994 (Chloe. 19), S. 121–156.
- Müller, Jan-Dirk: *Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts „Ehzuchtbüchlein“ und „Geschichtklitterung“*. In: *Intertextualität in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Wolfgang Neuber. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994 (Frühneuzeit-Studien. 2), S. 63–109.
- Müller, Jan-Dirk: *Universalbibliothek und Gedächtnis. Aporien frühneuzeitlicher Wissenskodifikation bei Conrad Gesner (mit einem Ausblick auf Antonio Possevino, Theodor Zwinger und Johann Fischart)*. In:

- Erkennen und Erinnern in Kunst und Literatur. Kolloquium Reissburg, 4.–7. Januar 1996. Hrsg. von Dietmar Peil, Wolfgang Frühwald, Wolfgang Harms. Tübingen 1998, S. 283–309.
- Müller, Jan-Dirk: Fischarts Gegenkanon. Komische Literatur im Zeichen der imitatio. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Jörg Robert. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 281–322.
- Müller, Jan-Dirk: Formung der Sprache und Formung durch Sprache. Zur anthropologischen Interpretation des imitatio-Konzepts. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Jörg Robert. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 159–200.
- Müller, Jan-Dirk [u. a.] (Hrsg.): Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild (1450–1620). Berlin 2011 (Pluralisierung & Autorität. 27).
- Müller, Jan-Dirk: ‚Gebrauchszusammenhang‘ und ästhetische Dimension mittelalterlicher Texte. In: Das fremde Schöne. Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters. Hrsg. von Manuel Braun, Christopher John Young. Berlin/New York 2012 (Trends in Medieval Philology. 12), S. 281–306.
- Müller, Jan-Dirk: Enzyklopädisches Erzählen. In: Enzyklopädisches Erzählen und vormoderne Romanpoetik (1400–1700). Hrsg. von Johannes Klaus Kipf, Dirk Werle, Mathias Herweg. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen. 160), S. 27–44.
- Müller, Jan-Dirk: Fischarts Altdeutsch: Sprachgeschichtliche Spielereien. In: Johann Fischart, genannt Mentzer. Frühneuzeitliche Autorschaft im intermedialen Kontext. Hrsg. von Tobias Bulang. Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung. 37), S. 263–272.
- Münkler, Herfried; Grünberger, Hans: Origo et Vetustas. In: Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller: Italien und Deutschland. Hrsg. von Herfried Münkler, Hans Grünberger, Kathrin Mayer. Berlin 1998 (Politische Ideen. 8), S. 249–262.
- Noe, Alfred; Roloff, Hans-Gert (Hrsg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Sechs Bde. Bern 2012–2020.
- Nyssen, Ute: Johann Fischart Geschichtsklitterung. Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuausgabe 1963 von Ute Nyssen. Düsseldorf 1964.
- Ong, Walter J.: The Presence of the Word. Some Prolegomena for Cultural and Religious History. New Haven/London 2000.
- Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Übers. von Wolfgang Schömel. Wiesbaden 2016.
- Panofsky, Dora; Panofsky, Erwin: Die Büchse der Pandora. Bedeutungswandel eines mythischen Symbols. Übers. von Peter D. Krumme. Frankfurt a. M. [u. a.] 1992.
- Pesic, Peter: Shapes of Proteus in Renaissance Art. In: Huntington Library Quarterly 73,1 (2010), S. 57–82.
- Pfizenmaier, Ruben: Übungsformationen. Das Üben der antiken Rhetorik als Praxis der Subjektivierung. Gießen 2024 (Ästhetische Praxis. Transdisziplinäre Perspektiven 7).
- Pfizenmaier, Ruben: Steigern, scheitern, subjektivieren. Überlegungen zu den disziplinierenden und reflexiven Wirkungen des Übens ausgehend von der Antike. In: Üben üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten. Hrsg. von Jens Roselt, Ekaterina Trachsel. Paderborn 2024 (Ästhetische Praxis. Transdisziplinäre Perspektiven. 5), S. 11–30.
- Quast, Bruno: Diu bluotes māl. Ambiguisierung der Zeichen und literarische Programmatik in Wolframs von Eschenbach Parzival. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 77 (2003), S. 45–60.
- Rainer, Wolfgang: Sprachliche Kampfmittel in der Publizistik Johann Fischarts. Ein Beitrag zum Verständnis Fischarts als publizistische Persönlichkeit. Berlin 1960.
- Raitt, Jill: Theodor Beza (1519–1605). In: Theologische Realenzyklopädie. Bd. 5. Hrsg. von Horst Robert Balz [u. a.]. Berlin 1980, S. 765–774.

- Rausch, Heinrich Adam: Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ (Gargantua). Straßburg 1908.
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. In: Zeitschrift für Soziologie 32,4 (2003), S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas: Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. In: Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Hrsg. von Karl H. Hörning, Julia Reuter. Bielefeld 2004 (Sozialtheorie), S. 40–54.
- Reckwitz, Andreas: Die Materialisierung der Kultur. In: Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Hrsg. von Friederike Elias [u. a.]. Berlin/Boston 2009 (Materiale Textkulturen. 3), S. 13–28.
- Reckwitz, Andreas: Sinne und Praktiken. Die sinnliche Organisation des Sozialen. In: Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur. Hrsg. von Hanna Katharina Göbel, Sophia Prinz. Bielefeld 2015 (Sozialtheorie), S. 441–456.
- Relihan, Joel C.: Ancient Menippean Satire. Baltimore/London 1993.
- Relihan, Joel C.: Menippus in Antiquity and the Renaissance. In: The Cynics. The Cynic Movement in Antiquity and Its Legacy. Hrsg. von R. Bracht Branham, Marie-Odile Goulet-Cazé. Berkeley/Los Angeles/London 1996, S. 265–293.
- Renger, Almut-Barbara (Hrsg.): Übungswissen in Religion und Philosophie: Produktion, Weitergabe, Wandel. Berlin 2018 (Religionswissenschaft. Forschung und Wissenschaft. 15).
- Renner, Bernd: Difficile est saturam non scribere. L’herméneutique de la satire rabelaisienne. Genève 2007 (Etudes rabelaisiennes. XLV).
- Riikonen, Hannu K.: Menippean Satire as a Literary Genre. With Special Reference to Seneca’s ‚Apocolocyntosis‘. Helsinki 1987 (Commentationes Humanarum Litterarum. 83).
- Röcke, Werner; Weitbrecht, Julia (Hrsg.): Askese und Identität in Spätantike, Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin [u. a.] 2010 (Transformationen der Antike. 14).
- Rocks, Carolin: Ästhetisches ‚ethos‘. Praxeologie, Foucaults ethische Praktiken und die Literaturwissenschaften. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 66,1 (2021), S. 70–96.
- Robert, Jörg: Konrad Celtis und das Projekt der deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. Tübingen 2003 (Frühe Neuzeit. 76).
- Robert, Jörg: Normieren und Normalisieren. Sprachpluralität und Wissensordnung in der Frühen Neuzeit – am Beispiel der Lexikographie. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jörg Robert, Jan-Dirk Müller. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 201–248.
- Robert, Jörg: Einleitung: Poetik und Rhetorik. In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Hrsg. von Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert. Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211), S. 315–321.
- Robert, Jörg: Freiheit der Kunst. Genealogie und Kritik der ästhetischen Autonomie. Berlin/Boston 2024 (Andere Ästhetik. Studien. 7).
- Rodenberg, Julius: Zur Architektonik des Buches. In: Alere flammam. Georg Minde-Pouet zum 50. Geburtstag. Hrsg. von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei. Leipzig 1921, S. 91–102.
- Roselt, Jens; Trachsel, Ekaterina (Hrsg.): Üben üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten. Paderborn 2024.
- Rosmer, Stefan: Von der Narratologie zur Praxeologie. Zu Entwicklung und Reichweite der praxeologischen Narratologie. In: Bourdieu in der Germanistik. Hrsg. von Karsten Schmidt, Haimo Stiemer. Berlin/Boston 2022, S. 25–50.
- Rupp, Michael: Apta Pictura et Concinna Imago. Der Flußkrebs bei Sebastian Brant und Albrecht Dürer, Marcello Virgilio Di Adriani und Andrea Alciato. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 127,2 (1998), S. 169–181.

- Schank, Gerhard: Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts ‚Geschichtklitterung‘. Freiburg i. Br. 1974.
- Schatzki, Theodor: *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*. University Park 2002.
- Schilling, Michael: Skeptizistische Amplifikation des Erzählens. Fischarts Antworten auf die epistemische Expansion der Frühen Neuzeit. In: *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*. Hrsg. von Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Peter Strohschneider. Berlin/New York 2011 (Frühe Neuzeit. 136), S. 69–90.
- Schindling, Anton: *Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Strassburg 1538–1621*. Wiesbaden 1977 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz. 77).
- Schmal, Wolfgang: Europa – die weibliche Form. In: *L'Homme* 11,2 (2000), S. 211–233.
- Schneider, Karin: Art. Petrus Lombardus. In: *Verfasser-Datenbank*, <https://www.degruyter.com/database/VDBO/entry/vdbo.vlma.3341/html> [Zugriff: 01.12.24].
- Schneider, Manfred: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München 1997.
- Schönert, Jörg: *Roman und Satire im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Poetik*. Stuttgart 1969 (Germanistische Abhandlungen. 27).
- Schröder, Bernd: *Leben und Werk Johannes Sturms*. In: *Johannes Sturm (1507–1589). Pädagoge der Reformation. Zwei seiner Schulschriften aus Anlass seines 500. Geburtstages*. Hrsg. von dems. Jena 2009 (Arbeiten zur historischen Religionspädagogik. 7), S. 9–64.
- Schulz, Christoph Benjamin: *Poetiken des Blätterns*. Hildesheim 2015 (Literatur – Wissen – Poetik. 4).
- Seeber, Stefan: *Artopoeus' Ismenius (1573) als Metaroman in poetologischer Sattelzeit*. In: *Daphnis* 48 (2020), S. 403–434.
- Seelbach, Ulrich: *Fremde Federn. Die Quellen Johann Fischarts und die Paratexte seines idealen Lesers in der Forschung*. In: *Daphnis* 29,3–4 (2000), S. 465–583.
- Seelbach, Ulrich: *Ludus lectoris. Studien zum idealen Leser Johann Fischarts*. Heidelberg 2000 (Beihefte zum Euphoriion. 39).
- Seelbach, Ulrich: *Johann Fischart*. In: *Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon*. Bd. 2. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.]. Berlin/Boston 2012, S. 358–383.
- Seelbach, Ulrich; Mensger, Ariane: *Das Wappen des Juristen und Dichters Johann Fischart*. In: *Daphnis* 41,1 (2012), S. 111–130.
- Seelbach, Ulrich: *Online-Kommentar (Johann Fischart kommentieren)*, <https://wiki.uni-bielefeld.de/kommentieren/index.php?title=Gkl:komm> [Zugriff: 01.12.24].
- Seitz, Dieter: *Johann Fischarts Geschichtklitterung. Zur Prosastruktur und zum grobianischen Motivkomplex*. Frankfurt a. M. 1974.
- Siegert, Bernhard: *Parasit*. In: *Handbuch Literatur & Ökonomie*. Hrsg. von Joseph Vogl, Burkhardt Wolf. Berlin/Boston 2019 (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie. 8), S. 227–230.
- Simon, Ralf: *Grundlagen einer Theorie der Prosa. Überlegungen zur basalen Selbstreferentialität der Dichtung nach Roman Jakobson*. Berlin/Boston 2022 (Theorie der Prosa).
- Šklovskij, Viktor B.: *Wie Don Quijote gemacht ist*. In: *ders.: Theorie der Prosa*. Hrsg. u. übers. von Gisela Drohla. Frankfurt a. M. 1966, S. 89–130.
- Šklovskij, Viktor B.: *Theorie der Prosa*. Übers. von Gisela Drohla. Frankfurt a. M. 1984.
- Šklovskij, Viktor B.: *Die Kunst als Verfahren*. Übers. von Rolf Fieguth. In: *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*. Hrsg. von Jurij Striedter. 4. Aufl. München 1988, S. 4–35.
- Spitz, Lewis William; Tinsley, Barbara Sher (Hrsg.): *Johannes Sturm on Education*. St. Louis 1995.
- Stahl, Jocelyne: *Gelernt und Eingebübt? Zu Begriff und Praxis des Verlernens*. In: *Üben, üben. Praktiken und Verfahren des Übens in den Künsten*. Hrsg. von Jens Roselt, Ekatarina Trachsel. Paderborn 2024, S. 195–216.

- Stephens, Walter: De Historia Gigantum. Theological Anthropology before Rabelais. In: *Traditio* 40 (1984), S. 43–89.
- Stephens, Walter: *Giants in Those Days. Folklore, Ancient History and Nationalism*. Lincoln 1989.
- Stillers, Rainer: Humanistische Deutung. Studien zu Kommentar und Literaturtheorie in der italienischen Renaissance. Düsseldorf 1988 (*Studia humaniora*. 11).
- Stolz, Michael: Weltinnenräume. Literarische Erkundungen zwischen Spätmittelalter und früher Neuzeit (am Beispiel des ‚Fortunatus‘-Romans und der ‚Geschichtklitterung‘ von Johann Fischart). In: Innenräume in der Literatur des deutschen Mittelalters. Hrsg. von Burkhard Hasebrink [u. a.]. Tübingen 2008 (19. Anglo-deutsches Colloquium), S. 427–446.
- Strassner, Gerhard F.: Von der Lingua Adamica zur Lingua universalis. In: *Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*. Hrsg. von Herbert Jaumann. Berlin/New York 2011, S. 517–592.
- Toepfer, Regina: ‚Mit fleiß zu Teütsch tranßferiert‘. Schaidenreissers Odyssea im Kontext der humanistischen Homer-Rezeption. In: *Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Hrsg. von Britta Bußmann [u. a.]. Berlin/New York 2005 (*Trends in Medieval Philology*. 5), S. 329–348.
- Toepfer, Regina: ‚inn vnserer sprach von new gleich erst geboren‘. Deutsche Homer-Rezeption und frühneuzeitliche Poetologie. In: *Euphorion* 103 (2009), S. 103–130.
- Toepfer, Regina; Kipf, Johannes Klaus; Robert, Jörg (Hrsg.): *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)*. Berlin/Boston 2017 (*Frühe Neuzeit*. 211).
- Toepfer, Regina; Kipf, Johannes Klaus; Robert, Jörg: Einleitung: Humanistische Antikenübersetzung. In: *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)*. Hrsg. von dens. Berlin/Boston 2017 (*Frühe Neuzeit*. 211), S. 1–24.
- Traninger, Anita: *Müheleise Wissenschaft. Lullismus und Rhetorik in den deutschsprachigen Ländern der frühen Neuzeit*. München 2001 (*Humanistische Bibliothek. Reihe I: Abhandlungen*. 50).
- Traninger, Anita: Erzähler und ‚persona‘. Rhetorik und Narratologie zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: *Wege moderner Rhetorikforschung. Klassische Fundamente und interdisziplinäre Entwicklung*. Hrsg. von Gert Ueding, Gregor Kalivoda. Berlin/Boston 2014 (*Rhetorik-Forschungen*. 21), S. 185–210.
- Traninger, Anita: *Copia / Kopie. Echoeffekte in der Frühen Neuzeit*. Hannover 2020 (*Neue Perspektiven der Frühneuezeitforschung*. 3).
- Trösch, Jodok: Cento, Quodlibet, or Compilation? Combinatorial Techniques of Citation in Fischart’s ‚Geschichtklitterung‘. In: *Cento-Texts in the Making. Aesthetics and Poetics of Cento-Techniques from Homer to ‚Zong!’*. Hrsg. von Manuel Baumbach. Trier 2022 (*Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium*. 109), S. 265–290.
- Trösch, Jodok: *Wildes Übersetzen. Zu Theorie und Geschichte eines literarischen Verfahrens bei Johann Fischart und Arno Schmidt*. Berlin/Boston 2023 (*Theorie der Prosa*).
- Usher Chrisman, Miriam: *Lay Culture, Learned Culture. Books and Social Change in Strasbourg, 1480–1599*. New Haven 1982.
- Vanden Broecke, Steven; Regier, Jonathan (Hrsg): *Individuality, Self-Care, and Self-Preservation in Late Medieval and Early Modern Science*. Leiden/Boston 2023 (*Early Science and Medicine. Special Issue*. 28,1).
- Vermeer, Hans J.: *Das Übersetzen in Renaissance und Humanismus*. Bd. 2 von 2: *Der deutschsprachige Raum. Literatur und Indices*. Heidelberg 2000 (*Textcontext Reihe Wissenschaft*. 7).
- Vermeir, Koen: Education and the Cultivation of the Early Modern Self: *Cultura Animi* as Self-Care in Juan Luis Vives. In: *Early Science and Medicine* 28 (2023), S. 63–94.
- Vögel, Herfried: *Naturkundliches im ‚Reinfried von Braunschweig‘. Zur Funktion naturkundlicher Kenntnisse in deutscher Erzähldichtung des Mittelalters*. Frankfurt a. M. 1990 (*Mikrokosmos*. 24).
- Volkman, Ludwig: *Hieroglyph, Emblem, and Renaissance Pictography*. Hrsg. u. übers. von Robin Raybould. Leiden/Boston 2018 (*Brill’s Studies in Intellectual History*. 281,28).

- Voorburg, René: OmnesViae. Digitale Rekonstruktion einer römischen Straßenkarte. URL: <https://www.omnesviae.org> [Zugriff: 01.12.2024].
- Vulcan, Ruxandra I.; Vénuat, Monique (Hrsg.): *La naissance des académies protestantes et la diffusion du modèle* (Lausanne, 1537 – Strasbourg, 1538). Clermont-Ferrand 2017.
- Wacker, Otto: *Studien über die groteske Satire bei Johann Fischart*. Pforzheim 1927.
- Wackernagel, Wilhelm: *Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock*. Berlin 1831.
- Webb, Ruth: *The Progymnasmata as Practice*. In: *Education in Greek and Roman Antiquity*. Hrsg. von Yun Lee Too. Leiden/Boston/Köln 2001, S. 289–316.
- Webb, Ruth: *Rhetoric and the Novel. Sex, Lies and Sophistic*. In: *A Companion to Greek Rhetoric*. Hrsg. von Ian Worthington. Malden/Oxford/Carlton 2007, S. 526–541.
- Weber, Ekkehard: *Fake Ancient Roman Inscriptions and the Case of Wolfgang Lazius (1514–1565)*. In: *Fakes and Forgeries of Written Artefacts from Ancient Mesopotamia to Modern China*. Hrsg. von Cécile Michel, Michael Friedrich. Berlin/Boston 2020 (*Studies in Manuscript Cultures*. 20), S. 101–122.
- Weidmann, Karl: *Hadrianus Junius als Quelle für Johann Fischart. Ein Beitrag zur Erforschung des Fischartschen Wortschatzes*. In: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 13 (1911), S. 116–124.
- Weidmann, Karl: *Der Einfluss des Französischen auf Fischarts Wortschatz im Gargantua*. Giessen 1913.
- Wendeler, Camillus: *Fischart als Herausgeber alchymistischer Schriften*. In: *Archiv für Litteraturgeschichte* 6 (1877), S. 487–509.
- Weinberg, Florence M.: *Fischart's Geschichtklitterung. A Questionable Reception of Gargantua*. In: *The Sixteenth Century Journal* 13,3 (1982), S. 23–35.
- Weinberg, Florence M.: *Gargantua in a Convex Mirror. Fischart's View of Rabelais*. New York [u. a.] 1986 (*Studies in the Humanities*. 2).
- Weiss, Roberto: *An Unknown Epigraphic Tract by Anniius of Viterbo*. In: *Italian Studies presented to E. R. Vincent*. Hrsg. von C. P. Brand, Kenelm Foster, Uberto Limentani. Cambridge 1962, S. 101–120.
- Wellisch, Hans H.: *How to make an Index – 16th Century Style. Conrad Gessner on Indexes and Catalogs*. In: *International Classification* 8,1 (1981), S. 10–16.
- Wiesing, Lambert: *Sehen lassen. Die Praxis des Zeigens*. Frankfurt a. M. 2013.
- Wiethölter, Waltraut; Berndt, Frauke; Kammer, Stephan: *Zum Doppelleben der Enzyklopädik. Eine historisch systematische Skizze*. In: *Vom Weltbuch bis zum World Wide Web – enzyklopädische Literaturen*. Hrsg. von dens. Heidelberg 2005 (*Neues Forum für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft*. 11), S. 1–51.
- Williams, C. A.: *Zur Liederpoesie in Fischarts Gargantua*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 35 (1909), S. 395–464.
- Wolkenhauer, Anja: *Zu schwer für Apoll. Die Antike in humanistischen Druckerzeichen des 16. Jahrhunderts*. Wiesbaden 2002 (*Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens*. 35).
- Worstbrock, Franz Josef: *Wiedererzählen und Übersetzen*. In: *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*. Hrsg. von Walter Haug. Tübingen 1999 (*Fortuna vitrea*. 16), S. 128–142.
- Zak, Gur: *Plutarch's Humanism and the Care of the Self*. Cambridge 2010.
- Zedelmaier, Helmut: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit* (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte. 33). Köln 1992.
- Zedelmaier, Helmut; Mulsow, Martin (Hrsg.): *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Tübingen 2001 (*Frühe Neuzeit*. 64).
- Zedelmaier, Helmut; Mulsow, Martin: *Einführung*. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*. Hrsg. von dens. Tübingen 2001 (*Frühe Neuzeit*. 64), S. 1–8.
- Zedelmaier, Helmut: *Navigieren im Textuniversum. Theodor Zwingers ‚Theatrum vitae humanae‘*. In: *metaphorik.de* 14 (2008), S. 113–135.
- Zedelmaier, Helmut: *Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung*. Tübingen 2015 (*Historische Wissensforschung*. 3).

- Zumthor, Paul: La glose créatrice. In: Les commentaires et la naissance de la critique littéraire: France/ Italie (XIVe–XVIe siècles). Hrsg. von Gisèle Mathieu-Castellani, Michel Plaisance. Paris 1990, S. 11–18.
- Zweifel, Simone: Aus Büchern Bücher machen. Zur Produktion und Multiplikation von Wissen in frühneuzeitlichen Kompilationen. Berlin/Boston 2021 (Cultures and Practices of Knowledge in History. 10).
- Zymner, Rüdiger: Manierismus. Zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn [u. a.] 1995.

c) Nachschlagewerke

- Hans Bahlow: Deutsches Namenlexikon. Familien- und Vornamen nach Ursprung und Sinn erklärt. München 1985.
- DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities. Version 01/23. URL: <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2> [Zugriff: 01.09.24].
- EWB = Martin, Ernst; Lienhart, Hans: Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23. URL: <https://www.woerterbuchnetz.de/ElsWB> [Zugriff: 01.09.24].
- FWB = Goebel, Ulrich [u. a.]: Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Digitalisierte Fassung. Hrsg. von der Niedersächsische Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. URL: <https://fwb-online.de/> [Zugriff: 01.09.24].
- Frisk, Hjalmar: Etymologisches Wörterbuch des Griechischen. 3 Bde. Heidelberg 1973–1991.
- Pfeiffer, Wolfgang [u. a.]: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993). Digitalisierte und von Wolfgang Pfeiffer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), <https://www.dwds.de/wb> [Zugriff: 01.09.24].
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Digitalisierte Fassung des Schweizerischen Idiotikons. URL: <https://www.idiotikon.ch/woerterbuch/idiotikon-digital> [Zugriff: 01.09.24].

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1** Typus grammaticae. In: Georg Reisch: Margarita Philosophica nova. Straßburg: Grüninger, 1515, fol. A4^v. Digitalisiertes Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München, Sig. Res/4 Ph.u. 120–1. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00006315?page=12> [Zugriff: 01.09.24] — **67**
- Abbildung 2** Glucktrara-Gedicht. In: Johann Fischart: Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung [...]. [Straßburg: B. Jobin], 1590, S. 66 (fol. C6^r). Digitalisiertes Exemplar der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sig. LD 1714. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11259730?page=63> [Zugriff: 01.09.24] — **203**
- Abbildung 3** Erste Strophe der Pantagruelischen Vorsagung. In: Johann Fischart: Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung [...]. [Straßburg: B. Jobin], 1590, S. 57 (fol. C2^r). Digitalisiertes Exemplar der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sig. LD 1714. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11259730?page=55> [Zugriff: 01.09.24] — **220**

Register

- aemulatio* 3, 38, 52–57, 178
Agricola, Rudolph 136
Alchemie, Sprachalchemie 48–51
Alciatus, Andreas 93
Amadis 119, 198
Antibarbaries 71
- Bachtin, Michail 19, 52, 77, 89, 107, 171, 187
Bebel, Heinrich 211
Bembo, Pietro (Petrus Bembus) 160
Bodin, Jean 165
Bonfinius, Antonius 194
Bourdieu, Pierre 13
Brant, Sebastian 4, 42, 60, 76
Buchmarkt/Publizistik des 16. Jahrhunderts 23, 29, 41, 168
Buchwissen 30, 51, 60, 164, 199–201, 206, 233
Burke, Peter 45
Butler, Judith 12, 20, 239
- Cataneus, Johannes Maria 136
Celtis, Konrad 83
Chartres, Bernhard von 209
Cicero (Marcus Tullius Cicero) 4, 105–106, 158, 160
Copia dicendi 96–101
Copia verborum 57, 80, 82, 113, 122, 124, 136, 184
- Dedekind, Friedrich 60, 76
Dee, John 49
Demosthenes 105
Derrida, Jacques 12, 200, 234
Digression, Exkurs 36, 174, 188, 193
Dunkelmännerbriefe 40, 58
- Eck, Johannes (Johannes Mayer) 41
Erasmus von Rotterdam 24, 59, 94–99, 178, 180
Erzählökonomie 184, 187
Etymologie 33, 41, 80–81, 84–85, 102, 181, 199, 212, 221
Eudaimonie-Ideal 2
von Eyb, Albrecht 153
- Fälschung 176, 214–215, 217–218, 223, 226, 233
Fincken Ritter 10, 219, 222
- Folengo, Teofilo 16, 127, 196, 207
formativ 11
Foucault, Michel 1, 5, 20, 171, 238
Franck, Sebastian 22, 172, 178–181
- Geschichtklitterung 37–39
– Autor 22
– Plot 35
– Umfang 23
– Verhältnis zur Vorlage 37
Gessner, Conrad 25, 92, 166, 217
Gewissensprüfung 4
Gigantologie 119, 229
Goropius Becanus, Johannes 83, 86, 101–102, 190, 221
Grobianismus 42–43, 76–77
Gutenberg, Johannes 164
- Hadot, Pierre 1, 5
Hertel, Leonhard 117
Hieroglyphen 215
Holtzwardt, Michael 211
Horapollon 216
Horaz 41, 118, 178
- imitatio* 52, 132
imitatio, subversive/negative (Mittel der indirekten Satire) 56, 183, 238
information overload 44
Intonation 171
Irenicus, Franciscus 211, 226
Isidor von Sevilla 93
Iteration 12
- Jean Paul 34, 41
Jobin, Bernhard 22, 56, 63–66, 91, 104, 211
Junius, Hadrianus 99
- Kaysersberg, Geiler von 42
Kompilation 24–34, 98–100, 118
– Beispiele bei Fischart 40, 98
– Klittern, Klitterpraktiken 24, 40, 44–45, 87
Kristeva, Julia 19, 52
Kulturpatriotismus 57, 63–69, 76–77, 88, 101, 185, 212, 220, 236, 238
Kyniker, Kynismus 55

- Latour, Bruno 13
 Lazius, Wolfgang 83, 211, 214
Litteratur 60
 Lombardus, Petrus 174
 Lorichius, Reinhart 136
 Luther, Martin 77, 95–96, 129, 186
- Makkaronik 40
 Makkaronismus 185
 Meisterlin, Sigismund 199
 Melanchthon, Philipp 129
 Menander (Menander Rhetor) 155
 menippeische Satire 51, 172, 178, 238
 Metaphorische Inversion 228
 Morus, Thomas 24
 Münster, Sebastian 198
 Murner, Thomas 42, 76
- Nanni, Giovanni 176, 211, 214–215, 226, 229, 233
- Oberrheinischer Revolutionär 210–212
- Parenthese 187–188
 Parergone 53
Parzival (Wolfram von Eschenbach) 10
 Peutinger, Conrad 211
 Pforr, Antonius von 140
 Piccolomini, Enea Silvio 71
 Pico della Mirandola (Giovanni Pico della Mirandola) 95, 164
 Pirckheimer, Willibald 41
 Plautus (Titus Maccius Plautus) 106
 Poetik des Niederen 56
- Rabener, Gottlieb Wilhelm 170
 Ramismus 103
 Redemaske (*personae*) 36
 Roman/Prosaroman 34
 Ryff, Hermann 26
- Sachs, Hans 22
 Sassenus, Servatius 92
 Schaidenreisser, Simon 177
 Scheidt, Caspar 42, 60, 76
 Schmidt, Arno 34
 Schöffner, Peter 164
 Selbstsorge 4–8
 Silenus 178
simulatio/dissimulatio 58–60
 Šklovskij, Viktor B. 16–19
 Stimme 171, 186
 Sturm, Johannes 22, 103–107, 109–116, 118, 121–124, 130, 133, 137–138
 Supplementarität 200
- Tacitus (Publius Cornelius Tacitus) 70–71, 211
 Terenz (Publius Terentius Afer) 106
 Translationslehre 195, 214, 221
- Übersetzen, wildes 38, 40, 84–87
 Übersetzung 23, 37–40, 63–68, 177, 181
- Valerianus, Pierius 93
 Vives, Juan Luis 174
- Wickram, Georg 22, 34
 Wissen 45